Dünen- und Berggeschichten.

Dünen- und Berggeschichten.

Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1851.

BIBLIOTECA
MONASTICA

An

Frau Emma von Schwanenfeld,

geb. von Willamowitz Möllendorf.

Beim Beginne des Winters, der Sie, Beste! wieder an Ihr stilles Zimmer bannt, sende ich Ihnen, da ich nicht selbst kommen und Ihnen Etwas erzählen kann, statt meiner diese beiden Bändchen. Eine der kleinen Erzählungen kennen Sie schon, von der Zeit, als ich sie Ihnen auf unserer Loggia in der Piccola sentinella in Ischia vorgelesen habe, in der Sie mir eine so freundliche Stätte bereitet hatten.

Empfangen Sie denn das Neue als eine Liebesgabe, das Bekannte als eine Erinnerung an unser geliebtes Italien, und denken Sie beim Lesen freundlich an mich.

Fanny Lewald.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

	Seite
es Malers Gefangenschaft	19
er Schiffscapitain	52
r Geheimrath	75
om Knaben und vom Mädchen	132
e Geschichte eines Feldzuges	151
r Zwang	206
s Mädchen von dem jungen Weinküfer	247

Dünengeschichten.

Es ist ein wunderliches Leben auf der Düne von Helgoland. Gerade der rothen Felseninsel gegenüber liegt sie da in ihrer starren Oede, und kann doch so heiter aussehen, wenn an schönen Herbsttagen die Sonne recht hell herniederscheint und der weißgelbe Sand, aus dem die Düne besteht, schönfarbig sich abzeichnet gegen das dunkle Blaugrün des Meeres, das ihn umspült Wie Weberschiffchen herüber und hinüber gleiten die kleinen Boote zwischen der Insel und der Düne,

und die weißen Segel glänzen blendend über den Wellen, bis sie eingerefft werden am Dünenstrand, wenn der letzte Kampf der Rudernden gegen das Element beginnt Gehoben und in die Tiefe gesenkt, dem Lande zugeschleudert, und von der rückgleitenden mächtigen Fluth wieder weit hinein gezogen in das Meer, von Spritzwellen übergossen, so landet endlich die Barke, und die Badegäste erheben sich, um auszusteigen.

Aber aussteigen wollen und aussteigen können, sind nicht dasselbe, denn das Meer erstreckt seine launenhafte Herrschaft auch über das Land in seinem Bereiche. Bald landet man an der Ostseite, bald an der Westseite der Düne, wie der Wind es fordert. Heute steigt man trockenen Fußes über eine schmale Planke an's Ufer, morgen wird man auf einer Räderbrücke vom Boote auf's Trockene gerollt, übermorgen von den derben Händen der Schiffer durch das Wasser getragen, wobei alle Männer etwas einfältig

aussehen und alle Frauen sich zieren, so weit Jede es bei dieser schicklichen Veranlassung für nöthig hält. Nur wenige Menschen sind so sehr sie selbst, daß sie nicht glaubten, bei besondern Gelegenheiten auch etwas Besonderes, etwas Anderes als sie selbst, sein zu müssen.

Ist man gelandet, so werden die Mäntel an den Kleiderhaltern aufgehängt, die sich auf der Düne befinden, und dann trennt sich die Gesellschaft. Die Männer wandern zur Rechten, die Weiber zur Linken, während man die Bekannten grüßt, welche nach bereits genommenem Bade das Frühstück im Pavillon des Herrn Rickmers genießen. Nicht allzulange währt es, und man befindet sich ebenfalls unter seinen Gästen; denn ist auch der Pavillon nur eine elende zugige Baracke, so sind die Hummern, Austern und Krebse, das Hamburger Rauchfleisch, der Kaviar, die Kartoffeln und alle andern Frühstückselemente um so besser, und fehlte selbst Etwas an ihrer Voll-

kommenheit, der Appetit, den das köstliche Nordseebad erzeugt, würde es kaum bemerken lassen.

Vor diesem Pavillon saßen im Herbste des Jahres ein tausend acht hundert neun und vierzig alltäglich um die zehnte Morgenstunde mehrere Freunde beisammen, die sich aus Ost und West, aus Süd und Nord, nach längerer oder kürzerer Trennung zufällig hier vereinigt fanden. Es waren Männer von verschiedenem Berufe und Alter, und ein paar Frauen. Weil man auf Befehl des Arztes den größten Theil des Morgens auf der Düne zuzubringen hatte, um sich von der Seeluft gegen alle Witterungseinflüsse des nordischen Winters einsalzen zu lassen, war man übereingekommen, dieselbe Badestunde, dieselbe Frühstückszeit zu wählen, und dann den Rest des Vormittags in süßem Nichtsthun plaudernd mit einander zu verleben.

Bald lagerte man auf der Südspitze, wo von beiden Seiten das Meer in hohen Wellen em-

vorbrauste und über dem Strande zusammenbrach; bald suchte man unter den Hügeln der Düne den höchsten aus, um sich, hinter ihm vor dem Winde geborgen, auf dem festen, durchwärmten Sande des Sonnenscheins zu erfreuen. Immer aber war man beisammen und immer schwatzte man behaglich, bis eines Morgens sich die Unterhaltung der Politik zuwendete und die Meinungsverschiedenheit, wie ein Flammenschwert, die guten Freunde aus dem Paradiese ihres harmlosen Zusammenseins zu treiben drohte.

Die eine der Damen schwärmte für das Frankfurter Parlament, besonders aber für die Partei Gagern, deren hervorragendste Persönlichkeiten sie in ihrem gastfreien Hause zu Frankfurt als Gäste begrüßt hatte. In einem prächtigen rothen Sammetalbum hatten die Parlamentsmitglieder ihre Namen, klassische Motto's und volltönende Sentenzen eingeschrieben für die schöne Frau, und wenn sie auch sonst für die

dreifarbige deutsche Fahne, oder für schwarzweiß und schwarzgelb geschwärmt hatten, über die Schönheit der blauen Augen, der braunen Haarflechten und der südlichen Farbe der Dame, die wir Coralline nennen wollen, und über Coralinens Originalität waren alle Parteien einig gewesen Anna hingegen, die ältere der beiden, in diesem Kreise befindlichen Frauen, neigte sich entschieden der Linken zu, und behauptete, in allen Fällen sei Halbheit ein Unglück, und die charakterlose Halbheit, das Wollen und Nichtwollen der Partei Gagern habe alles Elend in die deutschen Verfassungen und Zustände gebracht.

Eben so schroff traten die Meinungen der Männer sich gegenüber Der Eine, ein Oberst in holländischen Diensten, hatte lange in Indien unter Muhamedanern und Brahmanen gelebt. Er dachte schlecht vom kirchlichen Christenthum, wie es unter uns besteht, aber um so besser von der Staatsform, die er einen ehrlichen, menschen-

freundlichen Absolutismus nannte. Der Zweite, ein deutscher Dichter und gründlicher Kenner des klassischen Alterthums, hielt, obgleich ein Predigersohn, auch nicht viel vom Christenthum, deste mehr aber von den republikanischen Institutionen der heidnischen Griechen und Römer, in denen ihm allein Vernunft, Wahrheit und Schönheit zu liegen schien. Der Dritte und Vierte, beide Maler, versicherten, ihnen sei jede Religion und jede Staatsform recht, bei der die Schönheit gedeihe, die Kunst erblühe: und wieder ein Anderer, ein reicher gebildeter Kaufherr, meinte, das Christenthum sei eine Nothwendigkeit für die Volkserziehung, wie Standesunterschiede eine Bedingung des Staatsverbandes, und Handelsfreiheit ein Ruin des Handels. Alle diese verschieden gesinnten Menschen fingen plötzlich an zu sprechen und zu streiten, daß eine babylonische Verwirrung hereinbrach und dicke Wolken des Mißmuths sich über ihnen lagerten.

Coralline zog die weißen ſtulpigen Reithandſchuhe auf, welche ſie zum Schutz der Hände auch am Meere trug, und erklärte, indem ſie ihr Skizzenbuch ergriff, ſie wolle zeichnen. Alwyn, der Dichter, ſuchte ſeine Mütze, ergriff aber in ärgerlicher Zerſtreutheit den Calabreſerhut des jungen Malers Ludolf, und der Oberſt, der um ſolcher Kleinigkeit willen nicht ſeinen Gleichmuth zu verlieren pflegte, lehnte ſich behaglich zurück, nahm das chineſiſche Etui hervor und ſteckte ganz gelaſſen eine von den Rieſencigarren an, die er faſt nie erlöſchen ließ. Der Handelsherr — ſie nannten ihn den Commerzienrath — blickte unzufrieden über die Störung des guten Vernehmens den ältern Maler, Signor Erneſto, an, und Signor Erneſto blickte zu Anna herüber, welche dieſer kleine Kreis als ſeinen Mittelpunkt betrachtete, da alle Einzelnen ſie am beſten kannten.

Anna nahm Corallinens Skizzenbuch und Alwyn's Calabreſer, legte beide ruhig auf die

Bank und sagte: »Ich fange doch an zu glauben, daß es Nichts sein mag mit der Republik, und daß unser Oberst, der eben wieder so ruhig seine Friedenspfeife anbrennt, ganz Recht hat, wenn er den Absolutismus für ein heilsames Institut erkennt. Kaum acht Tage habt Ihr Frieden gehalten mit Eurer Gleichberechtigung, Euern souveränen Meinungen, und schon beginnt der Streit. Da wird kein Ausweg zu finden sein, wenn ich nicht abermals den Muth habe, den Vorwurf der Tyrannei auf mich zu laden, den Ihr mir ja ohnehin macht. Warum habt Ihr Euch tyranniſiren laſſen von mir, wenn ich die Luſt dazu hatte? Nur unter Sklaven erſteht ein Tyrann, und Ihr könnt noch von Glück ſagen, daß ich immer dem menſchenfreundlichen Absolutismus des Oberſten huldige, und Euch immer nur zu guten Zwecken tyranniſire. Das ſoll auch jetzt geſchehen. Merkt es Euch denn: wer hier auf dem weißen Sande oder drüben auf

dem rothen Lande ein Wort von Politik zu sprechen wagt, den erkläre ich in die Acht. Er soll weder mit uns zum Bade fahren, noch mit uns frühstücken oder hier unser süßes Nichtsthun mit uns theilen, und daß an dieser octroyirten Verfassung kein Wort geändert, daß sie gleich beschworen und streng auf ihre Ausführung gehalten wird, dafür mache ich Euch Alle verantwortlich. Merkt Euch das!«

»Angenommen!« rief Alwyn, »schon um der Originalität willen. Es ist die naturwüchsigste Verfassung von der Welt, kurz, deutlich und sehr wundersam, denn wir haben einen despotischen Monarchen, der verantwortliche Minister ernennt, und das Ministerium ist zugleich das ganze Volk. An Opposition ist auf diese Weise gar nicht zu denken, da das Ministerium immer die ganze Majorität des Volkes für sich hat, und mir ahnt, daß dieses System wenigstens hier für uns das zweckmäßigste sein wird. Also angenommen!«

»Mit wie viel Stimmen?« fragte Coralline.

»Mit Stimmeneinheit!« ſagte Ludolf, der jüngere Maler. »Da Sie und Anna, da die Frauen jetzt regieren, werden wir Männer herrſchen. Das iſt Alles, was wir erſtrebten.« —

»Wie hochmüthig, wie eitel und wie unwahr!« lachte Coralline; »um zu herrſchen, muß man erſt wiſſen, was man denn eigentlich will, und wie viel Männer wiſſen das?« —

»Oder man muß Launen haben, wie Sie, Coralline, um in jedem Augenblicke etwas Anderes zu wollen, und die Umgebung beſtändig ſo in Athem zu erhalten, daß ſie nie recht zur Beſinnung kommen kann.« —

»Launen haben! Sie ſprechen, wie Sie es verſtehen! Als ob jeder Menſch Launen haben könnte, als ob dazu nicht erfinderiſches Genie, geiſtreiche Einfälle, wunderliche Gedankenſprünge, kurz ein Gemiſch von Elaſticität, Schnellblütigkeit und Nerventhätigkeit gehörte, das nur in

der leichten Elfennatur der Frauen zu finden ist!« —

»Und doch haben Sie mir erst gestern tadelnd gesagt,« bemerkte der Commerzienrath, »ich sei in übler Laune, als ich ein Motto Ihres rothen Albums, das eine bochariſtokratiſche Hand geſchrieben hat, sehr nichtssagend nannte.« —

»Es ist auch ein unverzeihlicher Mißbrauch der Sprache, daß man die häßlichen, üblen Stimmungen der Männer mit dem anmuthigen Namen einer Laune bezeichnet Ihre gestrige farblose Grille war der entschiedenste Feind meiner guten Laune, und es hat mich schwer gekränkt, daß Sie mir den poetischen Herzenserguß meines lieben parlamentarischen Freundes mit Ihrem Spott zu nichte machen wollten. Uebrigens darf auch von meinem rothen Album nicht gesprochen werden; das schlägt schon in die Politik ein; das Album ist gegen die Verfassung, merken Sie sich das, Herr Commerzienrath!«

»Brava! braviſſima!« lachte Signor Erneſto. »Das iſt ja eine Unterhaltung, daß man meinen ſollte, ſich in irgend einem Palazzo bei den Quatro fontane zu befinden im heiligen Rom. Sie verdienten eine Römerin zu ſein, Signora Coralline: die Abates und Monſignori, die Meiſter in ſolcher Converſation, würden Sie auf den Händen tragen. Es iſt, als ob man ein Stück Goldonis hörte: mein altes Herz wird jung dabei.« —

»Da Sie die Italiener und italieniſche Art und Weiſe ſo ſehr lieben, Erneſto,« meinte Anna, »ſo ſollten Sie uns eine Geſchichte erzählen, wie Boccaccio es ſeine vor der Peſt in ein liebliches Aſyl geflüchteten Freunde thun läßt Sind wir doch hieher geflüchtet, uns von der Peſt des Meinungsſtreites, von der Geißel des Parteikampfes zu erholen, und wieder einmal des Menſchenlebens froh zu werden in der Natur. Dazu haben Sie unverzeiblich lange Nichts von ſich hören

lassen, und Sie können das am besten nachholen, wenn Sie uns Etwas aus Ihrem Leben berichten. Sie sind viel herumgekommen in der Welt, erzählen Sie uns davon.« —

»Das ist die alte Anna, die ich als Kind gekannt habe,« rief der Oberst und reichte der Freundin die Hand. »Erzählen Sie mir Etwas,« bat sie jeden Fremden, als wir noch Kinder waren, und sie konnte dann so ernsthaft und gläubig zuhören, daß die Leute selbst an die Mährchen zu glauben begannen, welche sie für Anna erdacht hatten, um ihrer Lust am Hören zu genügen.« —

»Ja, erzählen Sie, Ernestine, erzählen Sie!« rief man von allen Seiten. »Sie müssen so schöne Geschichten wissen, erzählen Sie!«

Ernestine blickte Alle der Reihe nach an und schien erst den Kreis der Zuhörer noch einmal recht gründlich prüfen zu wollen, ehe er sich in das Unternehmen einließ. Er war ein Mann

von nahe an fünfzig Jahren, und obgleich sein Gesicht nicht eben älter aussah, als es diesen Jahren angemessen ist, hieß er doch bei allen seinen Freunden nur der Alte. Das machte, weil er ein herzlich gutes Wesen hatte, ohne jeden Zwang, weil er eine ächte kindliche Künstlerseele war und das Reinmenschliche bei ihm so sehr die Oberhand behielt über alle Conventien, daß man sich ihm gegenüber gleich behaglich fühlte, als kehre man in eine liebe Heimath zurück. Man hieß ihn den Alten, weil Jeder in ihm einen alten, längst gekannten Freund zu sehen glaubte, und so hatte er sich das Prädicat gar gern gefallen lassen, bis es mit dem Altwerden doch etwas ernster wurde. Frisch und munter im Geiste, hatte Signor Ernesto unter seinen zahlreichen Bekanntschaften auch das Podagra kennen gelernt, und schon seit einigen Jahren wollten die Füße nicht immer den muntern Sprüngen seines Kopfes folgen. Von wo der böse

Gaſt gekommen, darüber waren die Gelehrten gar nicht einig. Signor Erneſto behauptete, das Podagra ſei ihm begegnet zur Zeit, als er ſehr erhitzt im ſumpfigen Urwalde des Parks Chigi Baum- und Vorgrundſtudien machte: ſeine Freunde dagegen meinten, es könne von manch luſtigem Tanz in freier Sommernacht und von manch heißer Fogliette ächten Orvietos hergekommen ſein. Darüber aber waren Alle einig, daß es ihn gar nicht übel kleide, und die Frauen beeilten ſich alltäglich, ihm den Arm zu bieten, wenn es galt, die Steine des Ufergerölles zu durchſchreiten oder auf ſchmalem, ſchwankem Brette das Boot zu beſteigen. Das gefiel Signor Erneſto wohl, und unter dieſer Bedingung ließ er ſich gern den Alten nennen.

Wie er nun ſo da ſaß, die Arme auf den Tiſch gelehnt, die Brille vor den von dunkeln Brauen beſchatteten Augen, zog ein leiſes Lächeln um ſeine ſtarken Lippen. Er ſtrich ſich mit der

Hand das graugemischte Haar von der Stirne und sagte mit seiner etwas heisern Stimme und einem Dialekte, der durch den langen Aufenthalt im Süden fast fremdländisch geworden war: „Erzählen muß ich wohl, denn ich weiß, was die Frau will, das will Gott; aber wovon soll ich erzählen? — Ich könnte, wie Silvio Pellico, von meinen Gefängnissen sprechen, denn ich war viermal im Gefängniß. Ich könnte auch von meiner unglücklichen Liebe erzählen, denn ich habe eine unglückliche Liebe gehabt; oder ich könnte Ihnen von Rom und von meinem Landsmann Thorwaldsen erzählen, der mir ein treuer Freund war, und von unserer gemeinsamen Fürstin, der schönen Königin von Dänemark, die in Rom so jung gestorben, neben dem Hause, in dem Christine von Schweden einst verschied. Aber ich weiß nicht, was die Frauen hören wollen, also befehlen Sie, Coralline, befehlen Sie, Anna, was soll ich erzählen?“

»Von Ihren Gefängniſſen, von Ihren Gefangenſchaften!« riefen Beide einſtimmig.

»Wohl gerathen,« entgegnete Erneſto, »denn das wird mir Ihr Mitleid gewinnen, und Ihre Theilnahme mir einen guten Tag bereiten. Alſo von meinen Gefängniſſen! Aber machen Sie ſich gefaßt, daß ein alter Genremaler auch detaillirte Genrebilder liefert.«

»Ich ſage Ihnen Nichts davon, wie ich einmal in Norwegen, wo ich als junger Burſche eine Studienreiſe machte, in einem ſcheußlichen Stall geſeſſen, der als Gefängniß diente, weil ich mit einem Bauernburſchen wegen eines hübſchen Mädchens Streit bekommen hatte. Auch Nichts von meiner Gefangenſchaft in Tirol, wo die Behörden gemeint, es könnten hochverrätheriſche Plane in meinem Farbenkaſten verborgen ſein, weil ich ſonſt gar Nichts bei mir führte; noch weniger von der Polizeigefangenſchaft in München, die ein ganz apartes Capitel wäre, und

eine ſo ſchwerfällige Geſchichte, wie ein Traum nach Münchener Bockbier.«

»Nur von meiner letzten

Gefangenſchaft in Italien

will ich Sie unterhalten, um nicht mehr Theilnahme zu erregen, als ich zu verdienen mich würdig glaube.«

»Ich hatte den Winter in Rom zugebracht und ſah eines Morgens, als ich aus den Fenſtern meiner Wohnung auf die Piazza Barberina hinabblickte, daß der Waſſerſtrahl aus der Fontaine bereits oben die goldenen Perlen warf, die ihm nur die rückkehrende Frühlingsſonne verleiht, und daß mein Nachbar, der Schuſter, nicht mehr auf dem ſonnigen Platze ſaß, den er ſonſt um Mezzogiorno einzunehmen pflegte. Mein Nachbar war ein wunderlicher Kauz. Den ganzen Winter hatte er auf ſeinem Schemel im Freien gearbeitet und dieſen von Stunde zu Stunde der Sonne nachgerückt, ſo daß er im Laufe des Tages mit ſei-

nem Sitze faſt den ganzen Platz umkreiſte. Dadurch war er mir zu einer Sonnenuhr geworden, welche immer viel richtiger die Stunde angab, als meine alte Taſchenuhr, und es hatte ſich ein Freundſchaftsverhältniß zwiſchen uns begründet, das in mir aus Dankbarkeit entſtanden war.«

»Ich wußte, wenn mein Schuſter an der rechten Seite der Fontaine ſaß, war es Zeit, zu Mittag in den Lepre zu gehen, falls ich noch gute Schüſſeln attrapiren wollte. Saß er hinter dem Brunnenrande, daß ich ihn nicht ſehen konnte, ſo mußte ich eilen, auf den Monte Pincio zu kommen, um noch der ſchönen Ruſſin zu begegnen, die ich damals ſchweigend im Herzen trug; und packte der Alte ſeine Leiſten und Pfriemen in das Schurzfell, um in ſeine Botegha heimzukehren, dann war es Ave Maria und im Palazzo Fiano kamen die deutſchen Künſtler zuſammen, den Reſt des Abends mit einander zu verleben.«

»Ich kannte den Schuſter, ſeine braune Jacke,

den zerdrückten Filzhut, seinen Schemel, seinen kleinen Klapptisch, wie mich selbst, und ich liebte es, dieß tägliche Einerlei zu sehen. Da fallen meine Augen, als ich ihn an jenem Mittage suche, plötzlich auf ein Gestell, das sich wunderlich neben seinem Schemel erhebt. Ich sehe einen Stock in die Erde gesteckt und einen Vogelbauer daran gehängt, an dem ein Zettel festgeklebt ist. Ich kann nicht errathen, was das bedeutet, meine Neugier läßt mir keine Ruhe, ich laufe hinunter und frage: »Padrone, was habt Ihr da?«

»Einen schönen Vogel, Signor!« rief der Schuster: »er ist zu verkaufen.« Und in der That prangten auf dem Zettel über dem Vogelbauer die Worte »da vendere« in wahrhaft verwunderlicher Handschrift.

Ich blicke in den Bauer, und was ist darin? Ein großer Nachtschmetterling, der traurig seine Flügel zusammengefaltet hatte, und über dessen Haupte, wie man es in Mäusefallen sieht, ein

Stück Speck an einem Schuhdrahte schwebte. Ich konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten; der Schuster sah mich beleidigt an.

»Glaubt Ihr, Padrone, daß dieses Thier sich von Schinken nährt?« fragte ich. —

»Ich glaube Nichts, Signor. Ich biete ihm heute dieses an, morgen jenes, und warte ab, wovon es sich nähren will: denn es ist ein sehr seltenes Thier. Wollen Sie es kaufen, so steht es zu Diensten, für anderthalb Scudi können Sie es haben.«

»Welche Tarantel hat Euch gestochen, Filippo,« lachte ich, »daß Ihr für einen halbtodten Schmetterling eine Summe fordert, für die man ein Kalb kaufen könnte?«

»Ich gebe den Bauer mit dazu!« entgegnete er ausweichend, aber ganz ernsthaft, und fuhr wüthend empor, als ich ihm einen Paul dafür bot, um das eigenthümliche Ensemble in meine Hände zu bekommen. Er warf den alten Stiefel, den er flickte, zornig an die Erde, sprang auf,

ſtemmte die Hände in die Seite und rief mit ächt italieniſchem Pathos: »Sie kennen mich als einen ehrlichen Mann, und wollen ein Galantuomo ſein, und bieten mir dieſen Schandpreis für eines der ſeltenſten Thiere, für das jeder Engländer mir mit Freuden das Doppelte zahlen wird, wenn ich erſt weiß, wovon der Vogel ſich nährt, und wie man ihn lebendig nach England bringen kann? Volete far l'Inglese e non spendere? (Sie wollen den Engländer ſpielen und kein Geld geben?) Signor, ſchämen Sie ſich! aber ich laſſe mich nicht betrügen und betrüge Niemand; ich weiß, was der Vogel werth iſt, und damit baſta!«

»Alle Weiber, die an dem Brunnen ihren Lattig wuſchen, alle Kärrner, welche, ehe ſie Rom durch die Porta di San Lorenzo oder die Porta Maggiore verlaſſen, hier auf der Piazza Barberini Halt zu machen pflegen, und eine Maſſe Neugieriger hatten ſich verſammelt. Alle nahmen

mit römiſchem Gemeinſinn Partei für ihren Landsmann, alle ſchwuren hoch und theuer, das Thier im Bauer ſei eine große Seltenheit, und ich fühlte, daß es in dieſem Augenblicke und für die nächſte Zukunft, um meine Ehre und Reputation auf der Piazza Barberini nun doch einmal gethan ſei. Ich zog mich alſo ſtill in meine Wohnung zurück, entſchloſſen, da ohnehin die Goldperlen auf dem Waſſerſtrahle mir den Frühling verkündet hatten, je eher je lieber das Quartier zu verlaſſen und in das Gebirge zu gehen.«

»Noch am Abend packte ich meine Sachen und mein Mahlgeräth in einen Koffer und ließ den Vetturin kommen, der mich ſchon öfters gefahren, wenn ich mich nach Olevano in das Sabiner Gebirge begeben hatte, um vor allen Ruſſen, Engländern, Franzoſen und Deutſchen, vor allen Fracks und Schleiern, vor aller Civiliſation und Nervenzartheit ſicher zu ſein. Am nächſten Morgen weckte mich der Laufjunge des Vetturin,

eine Stunde ſpäter erſchien der Wagen, in dem bereits ein Mönch und eine Bewohnerin von Genzano meiner warteten, und noch ehe mein zorniger Schuſter ſeinen Schemel vor die Thüre getragen, rollte ich erleichterten Herzens der Porta di San Lorenzo zu.« —

»In Tivoli verließ ich den Wagen, adreſſirte meinen Koffer nach Olevano an den Ortsvorſteher, den Priore, der ſchon ſeit zehn Jahren gewohnt war, mich alljährlich ſo ziemlich um dieſelbe Zeit bei ſich eintreffen zu ſehen, und machte mich zu Fuß auf den Weg — Ja, zu Fuß, Signora Coralline! Sehen Sie mich nicht ſo ſpottend an. Es ſind ſechs Jahre verfloſſen ſeitdem, und vor ſechs Jahren hätten Sie mit Ihren allerliebſten Füßchen recht tüchtig laufen müſſen, um nicht von mir eingeholt zu werden, hätte es mich gelüſtet, Ihre ſchönen Hände oder Ihren noch viel ſchönern Mund in demüthiger Huldigung mit meinen Lippen zu begrüßen.«

»Aber ich komme von meinem Thema ab und es iſt noch ein gutes Stück Weges bis zu meinem Kerker. Ich ging alſo von Tivoli durch die waldigen Bergwege nach Guadagnolo. Dort wollte ich bei einem bekannten Wirthe die Nacht zubringen, um am frühen Morgen gleich wieder fort und über Merone nach Olevano zu gehen. Indeß in Guadagnolo angekommen, fand ich ſchon luſtige Künſtlergeſellſchaft vor. Der im Herbſte abgebrochene Verkehr mit den ſchönen Weibern und Mädchen der Stadt war bereits wieder angeknüpft, die Guitarren erklangen Abends auf der Piazza, die Frauen gingen mit den weißen Kopftüchern und den rothen Röcken wieder ſo prächtig auf dem Corſo umher, welchen jede italieniſche Stadt beſitzt, daß ich — ich weiß nicht, wie es kam — acht Tage ſpäter noch in Guadagnolo war, und erſt am neunten Tage in aller Frühe wirklich den Weg nach Merone antrat.«

»Es war ein paradieſiſcher Morgen, die

Duftſchichten des Erdreichs hellfarbig von den auftauchenden Sonnenſtrahlen durchglüht, die Bäume und Sträuche thaufunkelnd, und ein Licht, eine milde Wärme durch die ganze Natur verbreitet, daß ich mit Schmerz der Menſchen gedachte, die ihr Leben im Norden verkümmern laſſen müſſen. Ich kam mir, arm und einſam, wie ich es im Grunde war, beneidenswerth vor gegen den reichſten Mann in Rußland oder in Schweden, und ſang vor innerer Luſt, als ich bergauf zu ſteigen begann, was mir von deutſchen, däniſchen und italieniſchen Liedern nur einfallen wollte, mit den Lerchen und den Finken um die Wette.«

»Gegen Mittag kam ich an eine ganz verfallene Maſſaria. Die ſchwarzen Mauern waren ſchief und zerbröckelt, ſo daß es ausſah, als ob nur der große Hollunderbaum und ein noch größerer Feigenbaum, die durch die Mauerſpalten hervorgewachſen waren und mit ihren Aeſten und Zweigen das Haus umſpannen, die Wände bis-

her zuſammengehalten hätten. Unweit von dieſer Maſſaria raſtete auf der Erde eine junge Mutter mit zwei kleinen Knaben. Der Eine ſaß neben ihr und aß von dem Brote und den Zwiebeln, die ſie auf ihren Knieen ausgebreitet hatte, während das kleinere Kind, noch ein Säugling, im Schatten des weißen Kopftuches ſchlummerte, das die junge Mutter abgenommen und über ihm an zwei krummen Hollunderäſten aufgeſpannt hatte. Der Vater, in der Tracht eines Carrettiero, lehnte an dem Eſel, der Weib und Kinder bis dahin getragen. Er rauchte und trank dann und wann einen Schluck aus der Fogliette, welche der ältere Knabe ſpäter zwiſchen Vater und Mutter eifrig hin und her reichte. Den Eſel zu erleichtern, hatte man ihm den Sattel nebſt den Sattelkörben abgenommen, wobei ein Theil der für den Markt beſtimmten Zwiebeln und Gemüſe zur Erde gefallen ſein mochte, die nun umherliegend das Bild auf das Anmuthigſte vervollſtändigten.

»Ich konnte mir es nicht verſagen, die Gruppe zu zeichnen, was der Vater gern geſchehen ließ, und war noch bei der Arbeit, als aus dem Hauſe vor uns, neugierig die ganze Familie zum Vorſchein kam, Vater, Großmutter, Mutter und eine ganze Schaar von Buben und Mädchen des verſchiedenſten Alters. War die erſte Gruppe reizend geweſen, ſo war es die zweite noch viel mehr, und auch dieſe raſch auf das Papier bringend ſegnete ich den Glückſtern dieſes Tages, ſchenkte beiden Partien einige Paul, die ſie merkwürdig genug nicht gefordert hatten, kaufte aus der Vigne etwas Brot, von den Marktleuten eine Schnur voll Zwiebeln, hing dieſe über die Schultern und ging ſeelenfroh meines Weges durch die Berge fort, bis ich Abends Merone erreichte und an dem Thore die Frage nach dem Paſſe erſchallte.«

»Einen Paß hatte ich nicht. Ich war ſeit vielen Jahren im Sabinergebirge geweſen, ganze

Generationen in Olevano, Subiaco und der nächsten Umgebung kannten mich. Obschon ein Ketzer, stand ich alljährlich ein zwanzigmal Gevatter, weil mir Niemand mehr glauben wollte, daß ich ein Ketzer sei, und weil die Geistlichen des Ortes meine lieben Freunde waren. Nun mußte mir mit einemmale der unglückselige Gedanke kommen, nach Merone zu wandern, wo mich Niemand kannte, weil ich eben noch niemals dort gewesen war. Vergebens betheuerte ich, daß ich ein Fremder, ein Maler, ein Galantuomo sei; der Beamte auf der Dogana, Thorschreiber, Polizeipräsident und Kerkermeister in Einer Person, wollte es mir nicht glauben, sondern beharrte darauf, mich, der jetzt als der Günstling dieser beiden liebenswürdigen Damen vor Ihnen sitzt, für einen Landstreicher zu halten und in das Gefängniß zu führen.

Sehr verargen konnte ich es ihm nicht. Statt, wie ich es vorgehabt, nur eine Nacht in

Guadagnolo zu bleiben, hatte ich mich acht Tage lang dort umhergetrieben und mochte, da mein Koffer nach Olevano gegangen war, allerdings nicht eben wie ein Stutzer aussehen. Meine Schuhe hatten etwas gelitten und waren, seit ich Rom verlassen, nicht gewichst; meine Leinwandhose und der Sommerpaletot konnten gleich bei dem Ausmarsch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen, und ein Fremder, der das Italienische fast besser verstand, als seine Muttersprache, ein Maler, der Zwiebeln über der Schulter hängen und keinen Malkasten bei sich hatte, mochte dem Policisten noch nicht vorgekommen sein. Mein Skizzenbuch, meine volle Börse, die ich ihm als Beweisstücke für mich hinhielt, schienen ihm nur Argwohn gegen mich einzuflößen; kurz, nach einer langen und leidenschaftlichen Auseinandersetzung von beiden Theilen, der sämmtliche Bewohner des Fleckens beigewohnt hatten, wurde Ihr Freund — schämen Sie sich seiner nicht, meine

Damen! — gefolgt von einer ihn verhöhnenden Rotte kleiner Buben, in ſein viertes Gefängniß abgeführt.«

»Mein Gefängniß war eigentlich nur ein Stall; indeß ein Stall iſt in einer italieniſchen Sommernacht immer noch ein angenehmerer Aufenthalt, als ein kaltes Schlafzimmer in einem deutſchen Hôtel, wenn Einem der Reif am Munde gefriert; und ſo legte ich mich ruhig auf den Eſtrich nieder, nachdem ich gratis ein Stück Brot, und für mein Geld eine Flaſche Wein erlangt hatte, die mit den Zwiebeln ein ganz vortreffliches Abendbrot gaben.«

»Mit Tagesanbruch erſchien mein Herr und Meiſter, der Beamte von der Dogana, und ſetzte mir auseinander, wie er es ſich nun reiflich überlegt habe, daß hier in Merone mein Schickſal nicht entſchieden werden könnte. Er ſehe ſich alſo genöthigt, mich nach Ferrentino zu bringen, wo der Priore dann nach ſeinem Ermeſſen mit

mir verfahren möge. Er denke ſich ſogleich auf den Weg dahin zu machen. Er zog dabei ſeinen breiten Ledergurt feſt um den Leib, ſchnallte die Lederkamaſchen mit den ſilbernen Schnallen von oben bis unten ſorgfältig zu, warf die Jacke über die Schulter, den ſpitzen Hut auf den Kopf und nahm eine ſo lange Flinte über die Achſel, daß es ſchien, als wolle er damit die Vögel nicht ſchießen, ſondern herunterlangen aus der Luft. So bewaffnet ſchritt der ſchlanke, ſchwarzbärtige Mann neben mir her, und ſah ſo ſtattlich aus, daß ich mich ſicher meiner armſeligen, im Norden verkümmerten Geſtalt geſchämt hätte, wäre ich nicht gar zu ſehr in die Bewunderung ſeiner Schönheit verſunken geweſen.«

»Schweigen, wenn er zu Zweien durch das Feld geht, kann der Italiener nicht, und ſo erzählte mir denn auch mein Begleiter die grauſigſten Mordgeſchichten, die wildeſten Schmugglerſtreiche. Er hatte ſeit Jahren als Zoll- und Po-

lizeibeamter wesentliche Dienste zur Entdeckung der Schuldigen geleistet, konnte aber seine innere Genugthuung darüber nicht verbergen, wenn der Mörder in die Berge entwischt und der Schmuggler über die Grenze entkommen war, wobei denn die gnadenreiche Madonna oder einer der heiligen Nothhelfer immer ein ganz apartes Wunder verrichtet hatten. So weit war der Beamte mächtig geworden in dem Manne, daß er seine Schuldigkeit thun, den Verbrecher gefangen wissen wollte, ihn aber bestraft zu sehen, dagegen sträubte sich seine italienische Natur; denn in einem ehrlichen Dolchstoß gegen seinen Feind oder in einem muthigen Straßenraub sieht das Landvolk eben keine schwere Uebelthat, sondern nur einen kurzen Proceß oder das kühne Gewerbe eines Wagehalses.«

»Unter solch anmuthigen Gesprächen, die meinen Begleiter schon in so weit milder gestimmt hatten, daß er es nicht mehr verschmähte, mit

mir vor der Locanda auf meine Koſten eine Flaſche ächten Genzaner Wein zu trinken, gelangten wir an das Thor von Ferrentino, wo ſich plötzlich ein Anblick meinem Auge darbot, der meine Pulſe ſchneller ſchlagen machte.«

»Den ganzen Winter hatte ich eine Gruppe malen wollen, die ich einmal in der Nähe von Neapel geſehen hatte. Es war ein prächtiges rothwangiges Kind, das mit ſeines Vaters großem Schweine einen Korb voll Weintrauben brüderlich zuſammen verzehrt hatte, und das an dem Halſe ſeines guten ſchlafenden Kameraden eingeſchlummert, der ſüßeſten Sieſta im Schatten großer Oleanderbüſche genoß. Den ganzen Winter hatte ich das malen wollen, und immer hatte mir als Modell dazu eines jener borſtenloſen, kahlen Schweine gefehlt, deren graues Fell ſo glückliche Schattirungen bietet, wenn das Thier recht fett geworden iſt.«

»Schweine gab es genug in der Campagna,

denn Sie wissen, in jedem Hause hält man deren, und diese Schweine haben überall das glücklichste Loos, gehen im ganzen Hause frei umher und werden auf das Freundschaftlichste, wie bei uns die Schooßhunde, behandelt. Die geachtetsten Individuen dieses edlen Thiergeschlechtes sind aber fraglos diejenigen, welche als Zehnten für die Klöster gemästet und zu Ehren des heiligen Antonius Abbas, der der Beschützer der Hausthiere ist, die Schweine des heiligen Antonius genannt werden. Eines Tages, als ich noch ein Neuling in Italien und ein Neuling im Leben war, saß ich im webenden, dämmernden Mondlichte vor der Thüre einer Vigne und hatte so lange in die schwarzen Augen einer Albaneserin gesehen, die neben mir auf der steinernen Schwelle ruhte, daß ich plötzlich meine mühsam hervorgestammelten italienischen Zärtlichkeitsworte unzulänglich für meine Gefühle fand und es wagte, meinen Arm um die Schöne zu legen, um durch

ein ſanftes Anſchmiegen an ihre Schulter meine Neigung für ſie etwas deutlicher auszudrücken. Voll von der Wonne, kein Widerſtreben bei Marietten zu finden, höre ich mit einemmale ein wildes Getrampel die Treppe herunter kommen, und ehe ich noch den Gedanken an einen racheſüchtigen Vater, an einen brutalen Bruder recht zu faſſen vermochte, fährt ein gewaltiger Körper wie eine Kanonenkugel zwiſchen uns durch und ſchleudert mich von der Treppe hinab zur Erde, während Mariette lachend ausruft: »Erſchrecken Sie nicht, Signor; es iſt das liebe Schwein des heiligen Antonius!«

»Wie ich damals alle Schweine gehaßt habe, brauche ich nicht zu ſagen. Später, als ich einſehen lernte, daß jedes Mädchen, welches im Frühjahr drei Ferkel beſitzt, um Weißnachten den bravſten Mann bekommen kann, weil der Geldwerth dreier gemäſteter Schweine, dreißig Scudi, vollſtändig zur Einrichtung einer italieniſchen

Wirthſchaft ausreicht, ſpäter lernte ich das edle Thiergeſchlecht achten, und in dieſem Augenblicke, in dem ein kahlhäutiges Schwein mir als das langgeſuchte Ideal erſchien, klopfte mein Herz in ſo lebhafter Freude, daß ich, meine Gefangenſchaft vergeſſend, Unterhandlungen mit dem Beſitzer dieſes Prachtexemplars eröffnete. — Aber der Polizeibeamte unterbrach dieſelben, und geplagt von der Angſt, mein Modell mir entwiſchen zu ſehen, trat ich vor den Priore von Ferrentino, der, ein vollkommener Cavalier, wie eigentlich jeder Italiener, mich höflich empfing. Statt ihm jedoch Antwort auf ſeine Fragen zu geben, wer ich ſei und wohin ich wolle, beſchwor ich ihn, den Landmann aufhalten zu laſſen, der aus der Gegend der pontiniſchen Sümpfe mit ſeinem Schweine nach Rom wandere.«

»Schaffen Sie mir den Mann und das Schwein,« bat ich, »dann will ich Ihnen beweiſen, Signor, daß ich kein Vagabund, daß ich ein

Maler bin und daß ich das Skizzenbuch und das Geld nicht geſtohlen habe. Nachher ſperren Sie mich in Gottes Namen ein, wenn es Ihnen gefällig iſt, bis ein Bote mit den Atteſten des Priore von Olevano zurückkommt, die meine Unſchuld documentiren.«

»Der Priore — Signor Francesco Lelli war ſein Name — ſchien überraſcht von dem Auskunftsmittel, aber es leuchtete ihm ein. Er ließ den Landmann holen und ich forderte von dieſem die Erlaubniß, ſein Thier zu zeichnen. Kopfſchüttelnd und den Finger mit jener verneinenden Handbewegung erhebend, die dem Italiener eigenthümlich iſt, antwortete er: »Signor, nein, das könnte meinem Thiere ſchaden; Sie ſind mir fremd, das Malocchio (der böſe Blick) iſt bald geworfen.«

»Ich bat ihn, mich anzuſehen, meinen geraden, feſten Blick zu betrachten, der unmöglich einem Jettatore angehören könne; ich verſicherte

ihn, daß kein Fremder das Malocchio habe, daß ich ſchnell zeichne, und daß ich es ihm ſehr gut bezahlen wolle, wenn er ſich entſchließe, zu warten, bis mit meinen Atteſten mein Malkaſten von Olevano angelangt ſei, da ich eine gehörige Farbenſkizze zu entwerfen wünſche.«

»Nach vielfachem Bedenken, nach der Einwendung, das Thier könne in den zwei Tagen mager werden und dann in Rom weniger werth ſein, entſchloß er ſich endlich, als ich reichen Schadenerſatz verſprach, zum Bleiben; das Thier wurde herbeigeführt, hingelegt, und ich begann zu zeichnen — zu zeichnen, um mich zu befreien, und ich errang den Sieg.«

»Gutmüthig lachend über die Fremden und ihre Grillen verſpottend, führte mich Signor Lell in ſein Haus, wo eine ſtattliche Matrone und zwei bildſchöne Töchter verwundert den Gaſt betrachteten, der, obſchon für ſchuldlos erkannt, dennoch bis zur Ankuft der Papiere aus Olevano

als Staatsgefangener unter ihnen verweilen ſollte, um ganz dem Gewiſſen des Priore und den Forderungen des Geſetzes zu genügen. Das war nun ein ſehr heiteres Leben. Ich ſchlief im beſten Zimmer des Hauſes, aß am Tiſche des erſten Bürgers der Stadt und wurde, da er mich nicht durch die Anweſenheit eines Policiſten beleidigen wollte, von ihm ſelbſt begleitet, wenn ich ausging, um eine Taſſe Kaffee zu trinken oder ein Glas Eis zu eſſen, welche er dann regelmäßig für mich bezahlte. Inzwiſchen zeichnete ich Mutter und Töchter, und hätte gar Nichts weiter zu wünſchen gehabt, hätte mir mein Modell nicht den unſäglichſten Kummer bereitet.

„Sie lachen darüber, aber glauben Sie mir, kein Weib hat mich je ſo zur Verzweiflung gebracht, als dieſes Thier. Es wollte nicht ſchlafen, und ſchlafen, ſüß und ruhig ſchlafen mußte es, ſollte meine lang überdachte Arbeit gelingen. Es fraß, es lief herum, es legte ſich nieder, es

ſchlief aber nicht, oder doch nur in den Stunden, in denen der Priore das Haus hütete und ich es nicht verlaſſen durfte. Der Beſitzer wurde ungeduldig und drohte fortzugehen; da verfiel ich auf ein letztes Mittel. Ich ſchützte Unwohlſein vor, bat den Priore, mich zum Apotheker zu begleiten, und forderte Opium, ſo viel als man nöthig habe, um einem recht ſtarken Menſchen eine ruhige Nacht zu bereiten. Unter dem Patronat meines Begleiters erhielt ich die geforderte Doſis und war nun meiner Sache ſicher, wie ich glaubte. Ganz vorſichtig goß ich das Opium in eine Taſſe Kaffee vor dem Kaffeehauſe, in dem der Priore das Giornale di Roma zu leſen und eine Partie Tarock zu ſpielen pflegte, kaufte ein paar Weißbrote, ließ das Schwein herbeibringen und fing an, während ich ſcheinbar zeichnete, das Thier mit dem opiumgetränkten Brote zu füttern.

Meine Liſt gelang: nach einer halben Stunde

ſchlief es ein. Aber war das der Schlummer der Unſchuld, das ſanfte, wollüſtige Strecken der Glieder, das friedliche Athmen, das ich erſehnt hatte? Unruhig, wie von Gichtern gepeinigt, warf es ſich umher, zappelte mit den Beinen in der Luft, daß ich es gar nicht zeichnen konnte und der Beſitzer wüthend auf mich losfuhr.«

»Niemals, Signor,« rief er, »hat dieſes gute Thier die Gichter gehabt! Es iſt ein geſundes, es iſt ein ſchönes Thier geweſen, denn ich hatte es weihen laſſen an Sanct Antonio, und es hat, bis wir abmarſchirten, den geweihten Büſchel getragen. Kein Uebel iſt an daſſelbe herangekommen, bis Ihr es geſehen, der den böſen Blick haben muß, und Ihr habt mein Thier gemordet!«

»Lebhafte Verwünſchungen ſchloſſen die Rede. Die Mütter riſſen ihre nabeſtehenden Kinder zurück, um ſie vor mir zu ſchützen, ein neuer Aufſtand bereitete ſich gegen mich vor, man trat in dem Kaffeehaus an die Fenſter, rief den Priore

heraus, der in einer Ecke ruhig seinen Tarock gespielt hatte, und von allen Seiten sprach, gestikulirte, schimpfte man gegen mich, während das arme, sich angstvoll umherwälzende Schwein der Gegenstand zärtlichster Theilnahme wurde. Wenig fehlte, daß man den Geistlichen holte, den Exorcismus zu versuchen.«

»Was haben Sie mit dem Thiere gemacht, Signor?« fragte mich leise der Priore, mein Beschützer. — Ich gestand die Wahrheit. »So kaufen Sie das Thier um jeden Preis, den man von Ihnen fordern wird.« Und nun machte er laut den Vorschlag, daß ich das Thier für mich behalten solle, weil es das Zeichnen offenbar nicht recht vertragen könne.«

»Was wollt Ihr haben für das Thier?« —

»Wenn ich berechne, daß ich nicht nach Rom zu gehen brauche, daß ich dort nicht den Zoll zu zahlen habe und von hier in meine Heimath zurückkehren kann,« antwortete der Gefragte, dessen

Strohfeuerzorn vor der lockenden Aussicht eines guten Handels eben so schnell erlosch, als er entstanden war, »wenn ich das Alles bedenke, so will ich Euch billig halten und Ihr sollt das Schwein für achtzehn Scudi bekommen. Das ist eine christliche Forderung, denn Ihr werdet einsehen, Signor, daß ich um Euretwillen hier einen ganzen Tag verweilt habe und die hiesige Zehrung in Anschlag bringen muß.«

»Achtzehn Scudi waren ohngefähr das Doppelte von dem Werthe des Thiers; aber was wollte ich machen? Ich mußte sie bezahlen und froh sein, daß der Mann es über sich genommen hatte, sein Thier zu schlachten, wonach ich volle Muße gewann, es zu zeichnen, da meine Papiere und mein Farbenkasten von Olevano noch zwei Tage auf sich warten ließen.«

»Endlich am dritten Tage trafen sie ein. Triumphirend, daß sie sich in dem Glauben an mich nicht geirrt habe, und doch mit dem Be-

dauern, mich aus der lieblichen Gefangenschaft scheiden zu sehen, brachte die jüngere Tochter des Hauses die Ehrenerklärung meines Freundes aus Olevano und meinen ersehnten Malkasten in mein Zimmer. Eilig griff ich nach Pinsel und Palette, meine Zeichnung durch eine Farbenskizze zu ergänzen, und wollte am Abend nach beendeter Arbeit gleich nach Olevano aufbrechen. Aber der Priore gab es nicht zu.

»Nein, Signor! Ihr dürft uns so nicht verlassen,« sagte er. »Bisher seid Ihr in meinem Hause in Trübsal gewesen, als Gefangener, jetzt erlaubt, daß wir Euch bewirthen in Freuden als einen Freien, damit man nicht meine, Ihr hättet es schlecht gehabt unter meinem Dache.«

»Es war unmöglich, von diesem wahrhaft edeln Empfinden nicht gerührt zu werden, und willig blieb ich noch ein paar Tage in dem gastlichen Hause, in dem man, ehe man mich entließ, ein vollständiges Festmahl veranstaltete, zu dem

der Geiſtliche und ſein Gehülfe, der Apotheker und der Doctor, dieſe erſten Männer der Stadt, geladen wurden. Stattlich aufgeputzt, mit einem Tuchanzuge und friſcher Wäſche, ein vollkommener Stutzer in den Augen dieſer einfachen Menſchen, beſtieg ich nach dem Abſchiedsfeſte einen Eſel und zog als Ehrengaſt fort von Ferrentino, das ich als gebeugter Gefangener betreten hatte.«

»Es war ein großer, ein herzerhebender Moment, die ganze Gefangenſchaft ein prächtiges Abenteuer. Aber ſolche Erlebniſſe ſind jetzt auch nur noch in Italien möglich, wo Alles menſchlich, d. h. mündlich abgemacht wird, wo es keine Voruntersuchungen und Actenſtöße giebt, weil das Papier theuer iſt und viele Beamte — wie der Policiſt in Merone — nicht leſen und nicht ſchreiben können. Hätte ich ein Glas Wein zur Hand, ich wollte heute noch Signor Francesco Lelli und Italien ein Vivat bringen, und der Oberſt ſollte

mit einstimmen in den Fluch gegen alle Civilisation.«

Die Freunde dankten dem Erzähler für die heitere Mittheilung und waren sehr erstaunt, als sie bemerkten, daß der Morgen vorüber, der Mittag nahe und die Zeit der Ueberfahrt nach Helgoland gekommen sei.

»Anna hat Recht gehabt,« sagte Coralline, die es nicht müde werden konnte, sich die einzelnen, von Signor Ernesto geschilderten Situationen vorzustellen, welche sie alle für ihr Album gezeichnet haben wollte, »Anna hat Recht gehabt mit ihrem Vorschlag, und morgen muß gleich wieder eine Geschichte zum besten gegeben werden. Lassen wir Anna bestimmen, wer morgen an die Reihe kommen soll, und ernennen wir sie überhaupt zu unserem Präsidenten, weil sie uns auf den richtigen Weg zur Ausfüllung der Morgenstunden hingewiesen hat.«

Die Präsidentenstelle wurde ihr von allen

Seiten zuerkannt; sie nahm sie an und sagte: »Da wir heute eine Geschichte aus dem Süden und aus dem freien Leben eines Künstlers gehört haben, lassen Sie uns morgen eine Erzählung aus dem Norden hören. Der Commerzienrath soll der Nächste sein, der an die Reihe kommt, und da er Zeit hat, sich ganze vierundzwanzig Stunden zu besinnen, so soll die Geschichte nicht aus Ost- und Westindien sein, wo er in seiner Jugend gelebt hat, nicht aus London oder Paris, wohin er alle Jahre geht, sondern er soll eine Geschichte aus seiner Vaterstadt erzählen, eine hanseatische, eine hamburger und eine wahre Geschichte.«

Mit dieser Tagesordnung nahmen die Damen Abschied, da man in Helgoland angekommen war und der alte Lootse die grünen Ueberfahrmarken von den Aussteigenden einzusammeln begann.

Am nächsten Morgen sagte der Commerzienrath: »Es ist recht schwer für einen Mann, der

faſt das ganze Jahr zwiſchen den engen Mauern ſeines Hauſes, unter dem Staube ſeiner Contobücher und Bilanzen leben muß, der Nachfolger des heitern Signor Ernesto zu werden. Was uns zunächſt umgiebt, iſt nackte Proſa. In unſern Händen iſt die Feder nur der Hebel, der zu einer weitverzweigten Thätigkeit den Anſtoß giebt. Wir ſehen in unſerer Nähe wenig mehr als todtes Papier und todtes Geld, und doch ſchweben ferne Länder, ferne Menſchen vor unſerem Geiſte, doch führen angſtvolle Träume uns auf das Meer, auf dem unſere Schiffe in ſtürmiſchen Nächten hin und her geworfen werden: wir zittern für das Leben der Capitäne und Leute, welche auf unſer Geheiß in See gegangen und die uns oft durch langjähriges Zuſammengehören lieb geworden ſind. Eine Epiſode aus dem Leben eines unſerer Capitäne will ich Ihnen denn auch heute mittheilen.«

»Halt, lieber Commerzienrath!« unterbrach ihn

Alwyn: »welchen Namen soll die Erzählung haben? Es ist mit den Erzählungen, wie mit den Menschen: sie prägen sich uns deutlicher ein, sie bleiben uns fester im Gedächtniß, wenn wir sie scharf mit einem ihnen allein zugehörenden Namen zu bezeichnen wissen. Hat es doch den meisten Lesern sogar etwas Kaltes, Unheimliches, wenn Göthe, dieser Meister im Charakterisiren und Individualisiren, uns die Figuren in seiner natürlichen Tochter, mit Ausnahme dieser Eugenie, nur in dem allgemeinen Gewande ihrer gesellschaftlichen Stellung vorführt. Die phantastischen Namen, welche Shakespeare oft für seine Helden erfindet, sind uns menschlich näher, treten uns bekannter entgegen, als dieser »König,« »Fürst,« »Weltgeistliche« u. s. w. Das ist eine Manier vornehmer Abstraction, die abstößt, statt anzuziehen, und bei der es die ganze Kraft eines Göthe bedarf, um diese Standesbezeichnungen für uns in die Reihe lebender Personen zu erheben. Lassen

Sie uns also unserem Talent und unserem Gedächtniß zu Hülfe kommen und die Geschichten mit Namen versehen. Wie soll die Ihre heißen, werther Freund?«

»Der Schiffscapitän,«

sagte der Commerzienrath, ohne sich lange zu besinnen, und fuhr dann fort: »Es mag nun an zwanzig Jahre her sein, daß mein Vater ein neues Schiff vom Stapel laufen ließ. Eine große Gesellschaft war in unserem Hause zusammengekommen, um der Schiffstaufe beizuwohnen und nachher zugleich die Trauung des Capitäns feiern zu helfen, der fortan das neue Schiff führen sollte. Jahre lang im Dienste meines Vaters und immer glücklich in seinen Fahrten, war gerade er ausersehen worden, ein neues Unternehmen, eine Handelsverbindung mit der Westküste von Afrika, zu begründen.«

»Capitän Jan Evers, da unser Freund ein-

mal auf feſt bezeichnete Namen hält, Capitän Evers hatte, ſeit er zum erſten Mal als Schiffsjunge in See gegangen war, im Ganzen wenig in der Heimath gelebt, wenn man die Zeit abrechnet, die er ſpäter bei ſeinen Eltern zubrachte, um den Curſus auf der Navigationsſchule in Hamburg zu machen und ſich für das Steuermannsexamen vorzubereiten. Seine Eltern beſaßen ein Grundſtück in dem Flecken Neumühlen, deſſen lange Häuſerreihen ſich jenſeits Altona längs der Elbmündung hinziehen. Nach dem Tode der alten Leute ſtand das Haus lange Zeit unbewohnt, bis in dem Jahre, von dem die Rede iſt, der Capitän, von ſeiner Reiſe heimgekehrt, auf den Wunſch meines Vaters nicht wieder in See gehen ſollte, bevor das neue Schiff ausgerüſtet ſein würde. Das bewog den Capitän, die lange geſchloſſenen Fenſterladen des Vaterhauſes, das er nie vermiethet hatte, öffnen zu laſſen, um es ſelbſt zu beziehen.«

Man muß die ausgezeichnete Reinlichkeit nordiſcher Hafenſtädte kennen, man muß geſehen haben, wie die Seeleute ihre Wohnungen ſo ſchmuck zu halten lieben, als ihre Schiffe, und wie in Neumühlen, wo viele Schiffscapitäne und Steuermänner kleine Beſitzungen haben, die Häuſer leuchten vor ſauberer Pflege, um zu begreifen, wie unwillig Jan Evers war, als er ſein lange verlaſſenes Haus traurig vernachläſſigt fand. Das Gärtchen vor der Thüre, denn dieſes fehlt nirgends, war voll Unkraut, die Aeſte der prächtigen Linden wucherten wild nach allen Seiten und verſchatteten die Zimmer, welche dadurch feucht geworden waren, ſo daß die grüne Oelfarbe auf den mit Holz bekleideten Wänden häßliche gelbe Flecke bekommen hatte. Das ganze Haus machte einen trübſeligen Eindruck, und ſelbſt die chineſiſchen Pagoden, welche, vom Vater einſt aus China mitgebracht, noch auf demſelben Nußbaumſchranke ſtanden, auf dem Jan ſie als

Kind gesehen hatte, schienen traurig mit dem Kopfe zu nicken, als Jan das väterliche Erbe endlich wieder einmal betrat.«

»Der Capitän, ein frischer, froher Mann von etwa vierzig Jahren, war, nachdem er ein paar Wochen in dem Hause zugebracht hatte, nicht mehr derselbe Mensch. Er war mißmuthig, reizbar und schwer umgänglich geworden, und mein Vater klagte oftmals über die Ungeduld, mit der Evers auf die Beendigung des Schiffbaues wartete, um nur wieder fortzukommen.«

»Eines Tages trat er zu ungewohnter Stunde in unser Haus, mit dem Verlangen, meinen Vater zu sehen, der um diese Zeit nicht im Comptoir, sondern in der Familie zu sein pflegte. Man ließ den Capitän eintreten, und nachdem wir Kinder auf seinen Wunsch entfernt worden waren, sagte er: »Ich habe mit Ihnen Etwas zu besprechen, wobei es am besten ist, daß gerade die Frau es mit anhört. Ich komme von der

Werfte und habe mir das Schiff angesehen; es wird vor zwei Monaten nicht vom Stapel laufen können. Dann ist es zu spät, in See zu gehen, wenn Sie auch die Takelage auf dem Stapel machen lassen. Ich komme nun einmal vor dem Frühjahr nicht fort. So lange halte ich's hier nicht aus. Hätte ich meine Leute von der Fortuna hier — so hieß das Schiff, welches er bis dahin geführt hatte — könnte ich diese in Neumühlen bei mir haben, so sollte es wohl gehen, aber in der Stille draußen werde ich milzsüchtig. Mir wäre besser auf einer Sandinsel mit Möven und Seehunden allein unter freiem Himmel, als unter all den aufgestapelten Vorräthen des kleinen Hauses, die gebraucht sein wollen, und die ich nicht brauchen kann. Da habe ich denn fragen wollen —«

»Ob Ihr fort könnt?« unterbrach ihn mein Vater; »nun, daran denkt Ihr doch wohl nicht im Ernste, Evers?«

»Nein, daran denke ich nicht. Ich habe es übernommen, das neue Schiff zu führen, und ich pflege Wort zu halten. Aber ich habe fragen wollen —« — Er stockte, drehte den Hut in der Hand, wendete sich an meine Mutter und sagte: »Was meinen Sie, ob ich mir wohl eine Frau nehmen sollte?«

»Es schien, als ob ihm eine große Last vom Herzen genommen wäre, nachdem er diese Worte gesprochen. Er hatte das Haus, ein hübsches Vermögen, war ein stattlicher, braver Mann, und verhieß durch sein ganzes Wesen, ein guter Familienvater zu werden, so daß meine Mutter ihm ernstlich zur Ausführung seines Entschlusses rieth und sich erkundigte, ob er schon ein Mädchen gefunden habe, das er zu heirathen gedenke?«

»Würden Sie mir die Marie geben?« fragte er. Marie war die Tochter einer Frau, die mich und meine sämmtlichen Geschwister gewartet hatte und nun schon lange gestorben war. Meine El-

tern hatten Marie erziehen lassen, sie diente meiner Mutter als Kammerjungfer, wurde aber von uns allen zur Familie gerechnet und war uns aufrichtig lieb. Sie mochte damals vierundzwanzig Jahre alt sein und konnte ein schönes Mädchen genannt werden. Meine Mutter sagte, sie betrachte eine Heirath zwischen Marie und dem Capitän als eine ganz schickliche, obgleich er bedeutend älter sei, und dieser bat sie, sofort seine Fürsprecherin bei dem Mädchen zu werden.«

»Sagen Sie ihr, daß sie mir seit Jahren gefallen hat, daß ich mich immer, wenn ich zurückgekommen bin, gefreut habe, sie wieder zu sehen, daß ich oft gemeint habe, wenn ich auf fremden Hafenplätzen andere Capitäne Einkäufe machen sah für Weib und Kind: so könntest Du auch thun und dir und andern Freude machen, aber für wen? — Mich hat's gereut, daß ich ledig geblieben bin, und ich habe oft in schlimmen Nächten auf dem Meere recht Lust gehabt, einmal

auszuruhen bei Weib und Kind. Bin ich dann nach Hause gekommen, habe ich immer gleich fort müssen und hab's Heirathen vergessen, wenn ich so rasch löschen und gleich wieder Ladung an Bord nehmen mußte. Jetzt aber habe ich Zeit genug gehabt, daran zu denken, und ich hätte die Marie gern. Sie sollte es auch gut haben mit mir, darauf können Sie sich verlassen."

„Marie wurde befragt und gab freudig ihre Zustimmung. Der Capitän ließ das kleine Haus in Neumühlen abputzen, die Stuben wurden neu gemalt, der Garten bestellt, die Linden beschnitten, und während Marie die Leinenvorräthe und das Silberzeug ihrer verstorbenen Schwiegereltern mit Besitzesfreude für den künftigen Haushalt ordnete, war der Tag herangekommen, an dem das Schiff vom Stapel gehen und das Brautpaar getraut werden sollte."

„Wir fuhren Alle nach dem Hafen, meine Eltern hatten das Brautpaar im Wagen, die gela-

denen Gäste folgten. Man bestieg das Schiff, die Brautleute voran, dann meine Eltern und die Fremden. Die Taufrede für das Schiff ward gehalten, es bekam den Namen »die Eheleute.« Man brachte Vivats aus, schwenkte Gläser und Hüte und ging vom Steuer, wo man die Taufe vollzogen, nach dem Bugspriet, um dort während des Heruntergebens zu verweilen. Die Treppen wurden weggenommen, die Schlitten, in denen der Kiel geht, mit Talg und Seife geschmiert, die Axtschläge erklangen an den letzten Stützen, die Taue wurden schlapp gemacht; noch ein Axtschlag, und unter dem jubelnden Hurrah der Zimmerleute, Matrosen und Zuschauer schoß das prächtige Schiff in das Wasser. Zugleich aber ertönte ein Angstschrei, denn das Haupttau war zerrissen und das Schiff, das dieses Halts entbehrte, kam mit solcher Gewalt herab, daß es fast bis an das jenseitige Ufer trieb, wo es sich festfuhr.«

»An und für sich war dies kein Unglück: es verursachte nur einige Kosten, das Schiff wieder los zu winden. Aber die Freude des Festes war durch den Schreck unterbrochen und durch den Aberglauben getrübt, der in dem gestörten Herunterkommen eines Schiffes ein böses Zeichen für dasselbe erblickt. Es kam ein Schweigen über die Hochzeitsgäste, Marie weinte und selbst der Capitän sah verdüstert aus, denn mehr oder weniger abergläubisch sind die Seeleute alle. — Indeß nach der Trauung heiterte man sich wieder auf, das junge Paar fuhr nach Neumühlen hinaus, und Herbst und Winter vergingen den jungen Gatten schnell und glücklich. Mit Schreck bemerkten sie das Herannahen des Frühjahrs, denn das Schiff war flott, die Ladung vorbereitet, und sobald die Elbe frei von Eis war, sollte es die Anker lichten.«

»Das geschah zu Ende des März. Der Capitän hatte sich zum erstenmal mit Thränen von

Hamburg getrennt, nachdem er meiner Mutter seine Frau auf die Seele gebunden, die im Sommer ihr erstes Kind zu erwarten hatte. Ging Alles auf der Reise glücklich, so konnte man um die Zeit ihrer Entbindung Nachrichten von seiner Ankunft in Afrika erhalten, und er hatte versprochen, so bald als möglich zu schreiben, da nicht nur sein junges Weib, sondern auch unser Haus seinen Briefen gespannt entgegen sah.«

»Indeß war Marie längst eines Knaben genesen, und noch war keine Nachricht von ihrem Manne da. Der Herbst kam herbei und verging, der Winter ebenfalls, und immer kam keine Kunde von dem Schiffe.«

Kein anderes Fahrzeug war ihm begegnet, nirgends hatte es angelegt, nirgends war eine Spur davon gesehen worden, und nach Jahr und Tag mußten wir uns sagen, daß es untergegangen sein müsse mit der ganzen Mannschaft. Die Trauer der jungen Frau war sehr

groß, die Hoffnung aber immer noch lebendig, daß die Mannschaft gerettet sein könne, daß ihr Mann noch wiederkehren werde. So vergingen die Jahre, bis endlich, als alle denkbaren Nachforschungen sich vergeblich erwiesen hatten, auch Marie sich an den Gedanken seines Todes zu gewöhnen und sich als Wittwe zu betrachten anfing.«

»Um diese Zeit lernte sie einen Mann kennen, der ein kleines kaufmännisches Geschäft in Neumühlen betrieb, und der sie zur Frau zu nehmen wünschte. Da Evers seit acht Jahren fort war, riethen meine Eltern Marie um so mehr, den Heirathsantrag anzunehmen, als sie offenbar selbst Neigung dazu hatte. Ehe jedoch eine neue Ehe geschlossen werden durfte, mußte Evers gerichtlich für todt erklärt werden. Dies hatte in dem vorliegenden Falle nach den üblichen Vorladungen keine Schwierigkeit, und Marie wurde im Jahre eintausend achthundert acht und zwanzig

zum zweitenmale getraut, als der Sohn aus ihrer ersten Ehe in sein neuntes Jahr getreten war.«

»Auch diese Ehe schlug glücklich aus, und gleich in den ersten Jahren wurden den Gatten zwei Kinder geboren, die fröhlich heranwuchsen. Eines Abends im Herbste von eintausend achthundert dreißig hatte Marie das jüngste Kind an der Brust, während ihr Mann, in Hemdärmeln neben ihr auf dem Sopha sitzend, rauchte. Der älteste Sohn aus ihrer ersten Ehe arbeitete an einem andern Tische, an dem auch ihr kleines Mädchen spielte. Draußen heulte ein furchtbarer Sturm, Regen und Hagel prasselten an das Fenster, die Nacht war ungewöhnlich dunkel, und weil sich selbst in dem wohlverwahrten Zimmer die Zugluft fühlbar machte, befahl Marie dem ältesten Sohne die Laden zu schließen. Der Knabe trat an das Fenster, dann schnell zurück und sagte: »Da steht ein Mann!«

»Mag er doch,« erwiderte der Vater, und

der Knabe wendete sich wieder zu dem Fenster, die Laden zuzumachen, wobei er bemerkte, daß der Mann schon weggegangen sei. Alles blieb ruhig in der Stube, Peter Evers — das war der Name des ältesten Sohnes — setzte sich wieder zur Arbeit, die Mutter legte das jüngste Kind in die Wiege, brachte das größere Mädchen zu Bett und nahm eben ihr Nähzeug vor, als eine alte Frau ins Zimmer stürzte und halb sinnlos vor Aufregung die Worte herausstieß: »Frau, Frau! der Jan Evers war da!«

»Marie, ihr Mann, der Knabe sprangen auf; man lief vor die Thüre — es war Niemand zu sehen. Marie bebte an allen Gliedern; der Knabe stand verwirrt in heftiger Aufregung neben ihr, bis endlich der Mann sich so weit erholt hatte, daß er nach den Thatsachen zu fragen vermochte.«

»Die Alte, welche seit Jahren in Neumühlen lebte und alle Einwohner kannte, war aber eben

so aufgeregt und fassungslos als die Nächstbetheiligten. Hastig und sich noch immer nach allen Seiten umschauend, als erwarte sie den eben Gesehenen abermals zu erblicken, sagte sie: »Es hat, als ich vorbeigegangen, um mir Etwas vom Materialhändler zu holen, hier am Fenster ein Mann gestanden, im blauen Frießrock, mit einem Nordwester auf dem Kopfe, der hat starr in Euer Zimmer hineingesehen. Das ist mir aufgefallen, ich bin auch hinzugetreten und habe auch hineingesehen. Wie der Fremde dies bemerkte, hat er gefragt: »Wer wohnt in dem Hause?« — »Der Christian Veltlin!« habe ich geantwortet. Darauf ist der Mann wieder ans Fenster getreten, hat wieder hineingeblickt, und dann hat er sich abgewendet und ist fortgegangen. Da habe ich ihn plötzlich an der Statur erkannt, bin ihm nachgelaufen und habe aus vollem Halse gerufen: »Jan Evers! Jan Evers!« — Er hat aber nicht einmal den Kopf nach mir umgewendet, sondern ist

rasch fortgeschritten, bis ich ihn an der Treppe endlich einholte, die hinaufführt von Neumühlen nach der Chaussee. Da habe ich ihn am Ermel festgehalten und ihn gefragt: »Jan Evers! Jan Evers! wo wollt Ihr denn nun wieder hin?« — Er hat mich jedoch zurückgestoßen. »Ich kenne keinen Jan Evers,« hat er gesagt; »ich bin der Steuermann vom Grönlandfahrer da drüben!« — und damit hat er mich stehen lassen und ist davongegangen. Er ist es aber wahr und wahrhaftig gewesen und ich bin hergelaufen, es Euch zu sagen.«

»Sie können sich den Schreck, die Angst, die Verzweiflung in dem kleinen Hause denken. Obschon Veltlin, um seine Frau zu beruhigen, ihr auseinander setzte, wie wenig wahrscheinlich die Wiederkehr ihres Mannes sei, wie leicht die Alte sich getäuscht haben könne, war er selbst in der heftigsten Bewegung, und mit dem frühesten Morgen kamen Veltlin und die Frau zu meinem

Vater, um ihm die Sache vorzutragen und sich Raths zu erholen.«

»Mein Vater forderte vor allen Dingen strenges Schweigen über den Gegenstand, aber dazu war es zu spät, da die Alte ganz Neumühlen von dem Vorgange unterrichtet hatte. Man begann also aufs Neue die Nachforschungen nach dem bereits für todt erklärten Capitän Evers. Sie blieben indeß jetzt eben so erfolglos als die frühern, und nachdem Marie und Veltlin eine Zeit voll Angst und Sorge verlebt hatten, fingen sie an, sich wieder zu beruhigen, überzeugt, daß eine Aehnlichkeit die alte Frau getäuscht und jene Verwirrung heraufbeschworen haben müsse. Friede und Freude kehrten in das kleine Haus zurück, und die Ehe blieb vollkommen ungestört, bis zu Mariens Tode, der im Laufe des vorigen Sommers erfolgte.«

»Da wurde mir durch die Vormundschaftsbehörde ein Document übergeben, in dem Jan

Evers, der die letzten Jahre in der Kapſtadt unter fremdem Namen gelebt hatte, auf ſeinem Todbette ſämmtliche Kinder der Marie Veltlin zu Erben ſeines kleinen Vermögens ernannte, jedoch mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß dieſes Teſtament erſt nach dem Tode der Frau Veltlin bekannt gemacht werden ſollte. Und da erſt erfuhr man, daß jene Alte Recht gehabt. Jan Evers hatte ſich auf die großherzigſte Weiſe für den Frieden ſeiner Frau geopfert und bis zu ſeinem Ende einſam in der Fremde gelebt, obgleich er geſehen hatte, daß ihm ein Sohn geboren und erwachſen war.«

»Und Sie ſprechen von Proſa!« rief der Maler Ludolf, als der Commerzienrath ſchwieg; »Sie ſprechen von Proſa, wenn Sie eine der erhabenſten Thaten, einen Act der Selbſtverleugnung in Ihrer nächſten Nähe erlebt haben, dem kaum ein andrer zu vergleichen iſt! Welch tiefe

Liebe, welcher Seelenadel gehören zu dieser Entsagung!«

»Nur gesunde Nerven,« fiel ihm ein Arzt ins Wort, der am Tage vorher auf der Insel angelangt war und, mit Ludolf befreundet, sich dem Kreise der Erzählenden angeschlossen hatte.

»Was haben die Nerven mit dieser That gemein?« fragte Geraldine.

»Sie machen,« erwiderte der Arzt, »einen raschen, ganzen Entschluß möglich. Wären die Menschen gesund, so würden wir viel häufiger von edlen Handlungen hören als jetzt, wo die Leute, ehe sie einen Entschluß fassen können, vorahnend die Nervenerschütterung spüren, welche die Folgen dieses Entschlusses ihnen verursachen können. Die Hälfte unserer sogenannten guten Eigenschaften, die Weichheit des Gefühls, die Gemüthlichkeit, die Treue im Schmerz, das lange Betrauern hingeschwundenen Glücks, und wie alle die Qualitäten heißen mögen, mit denen die

deutschen Poeten ihre Helden ausstaffiren, sind Nervenschwäche, pure, miserable Nervenschwäche, besonders an den Männern. In einer gesunden Generation würden solche Thaten, wie die des Jan Evers, nicht selten sein, und die Poesie der Schwächlichkeit, der langen Seelenkämpfe mußte ihr Ende erreichen. Eine feste Hand, ein sicheres Auge zielen nicht lange, sie treffen den Vogel im Flug. Ein gesundes Herz, ein tüchtiger Sinn zweifeln nicht lange, sondern thun frischweg das Rechte. Mir ist wohl geworden bei der Bravheit dieses Jan Evers, als käme ich aus ambragefüllter Stubenluft in harziges Tannengrün voll erquickenden Geruches; denn ich hatte mich schon auf irgend eine jener Jammergeschichten gefaßt gemacht, wie sie uns zur Zeit der Romantik in Leuchtthürmen und Heimkehren vorgesetzt worden sind.«

»Auch mir ist es so gegangen,« bemerkte der Oberst, »auch ich habe mich gefreut, von einem

Menschen zu hören, der sich vor einer erfüllten Thatsache zu bescheiden wußte. In solchen Fällen ist das Edle zugleich das Klügste, und ich stimme dem Doctor darin vollständig bei, daß gesunde Menschennaturen das Schmerzbringende mit instinctiver Entschlossenheit von sich stoßen. Dem Gesunden widerstreben jene Zustände der Halbheit, zu denen die Sittenbegriffe, die Schicklichkeitsgesetze der modernen Civilisation den Menschen gebracht haben, weil sie im Widerspruch sind mit den dem Menschen eingeborenen Leidenschaften, diesen Hebeln aller unserer Thaten.«

»Und doch,« meinte Anna, »haben in meiner Jugend jene Dichtungen der romantischen Schule, deren Ihr Freund, der Doctor, so spöttisch und nichtachtend erwähnt, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.«

»Weil Sie damals so glücklich waren,« unterbrach sie Alwyn, »den Schmerz noch nicht zu kennen, hatte er den Reiz des Fremden, des

Wunderbaren für Sie. Nähmen Sie jetzt jene Dichtungen zur Hand, so würde Ihnen das Gemisch von Gottesurtheilen und Schicksalsgewalten, die, bald lähmend, bald zum Fortschreiten zwingend, zwischen den unklaren Begriffen der Helden und Heldinnen umherspuken, eher unheilvoll und widrig, als erhaben und poetisch erscheinen. Es macht uns den Eindruck der Unwahrheit, der Gefühlsüberreizung, es wird uns peinlich, wenn wir sehen, wie Menschen sich festklammern an trostlosen Zuständen, wie sie daran zu Grunde gehen aus Unklarheit, aus Vorurtheilen, während ein einziges Wort, ein einziger Entschluß die ganze Verwirrung lösen könnte.«

»Und dennoch,« nahm der Oberst das Wort, »sehe ich unter Euch Europäern noch überall die Halbheit, die Ihr tadelt, und wenig von der Ganzheit, welche Euch allen in Evers so achtunggebietend und natürlich erscheint.«

»Deutschland ist,« sagte Alwyn, »auch noch

keineswegs frei von jener Weltanſchauung, welche ihren Ausdruck in den Romantikern gefunden hat. Nur ein Theil der Deutſchen iſt ſo weit gekommen, und wir gehören zu dieſen, ſie nicht mehr als Wahrheit anzuerkennen, ſie deshalb der Verklärung durch den Dichter für unwürdig zu halten. Gar viele dagegen führen die Romantik noch in den Nerven, wie der Doctor ſagte, und auch in der Literatur ſpukt ſie offen oder verſteckt noch vielfach fort. Am deutlichſten iſt ſie in der Unklarheit jener Männer hervorgetreten, die aus poetiſcher Jugendvorliebe das neue deutſche Kaiſerreich hervorzaubern und mit einer demokratiſchen Verfaſſung auf breiteſter Grundlage vereinigen wollten.«

»Halt! halt!« rief Anna, »das iſt gegen die Abrede: Sie verfallen in die Sünde politiſcher Geſpräche, und ich muß als Präſident auf die Tagesordnung verweiſen. Welche Erzählung werden wir morgen haben?«

Die Männer waren der Meinung, daß eine der Frauen am nächsten Tage erzählen solle. Anna und Coralline aber wendeten ein, daß der Doctor nur für kurze Zeit auf der Insel bleibe, und also seinen Tribut zahlen müsse, ehe er abreise. Er habe sich zu dieser Gesellschaft gehalten und könne nicht ohne seine Beisteuer für die Morgenstunden entlassen werden.

Er ging darauf ein, versprach eine Mittheilung für die nächste Zusammenkunft auf der Düne, und zwar ein Erlebniß aus seiner Praxis, das er unter dem Titel

Der Geheimrath

am folgenden Morgen den versammelten Freunden erzählen wollte.

»Es ist,« hob der Doctor an, »eigentlich nur eine flüchtige Skizze, das Porträt eines Sonderlings, das ich Ihnen zu bieten habe, und die

Figur schlägt vielmehr in die Launenhaftigkeit der Romantik hinüber, als in die Glaubensrichtung dieser Gesellschaft, die den Idealismus im Realismus erkennt und damit allem Dualismus sein Ende bereitet. — Ein Romantiker war mein Held freilich nicht, aber seine Originalität bestand zum Theile darin, daß er ein Gemisch der schroffsten Gegensätze war, die sich in ihm lange Jahre hindurch wunderlich neben einander bewegten.«

»Als ich ihn im Jahre eintausend achthundert zweiunddreißig zum ersten Male sah, mochte er nahe an fünfzig Jahre alt sein und hatte sich eben erst in Berlin niedergelassen. Er stammte aus einer alten französischen Emigrantenfamilie, Namens von Düprez, welche während der Schreckensherrschaft aus dem Vaterlande geflohen war, und er behauptete, obschon noch im zarten Alter zur Zeit der Flucht, sich aller Einzelnheiten derselben deutlich zu erinnern. Sein Vater war

Erzieher eines österreichischen Erzherzogs geworden, Düprez selbst sehr jung in den österreichischen Staatsdienst getreten, in dem die Verhältnisse seines Vaters ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet hatten. Dem diplomatischen Corps zugeordnet, hatte er dem bekannten Schwarzenberg'schen Balle in Paris beigewohnt und später die Note überbracht, in der sich Oesterreich von Napoleon lossagte. Während des Befreiungskrieges und in den darauf folgenden Jahren war er vielfach zu kleineren und größeren politischen Missionen verwendet, und bereits Geheimrath geworden, als er sich mit einer Dame aus gutem Hause verheirathete. Sie fand jedoch schon nach Jahresfrist bei der Geburt eines Sohnes ihren Tod. Abwechselnd in Wien und in anderen deutschen Residenzen, nach denen er gesendet wurde, lebte er eine Reihe von Jahren geehrt, wenn auch nicht ganz in seinem Ehrgeize befriedigt, bis Ereignisse, welche nicht hierher gehören, ihm die

Ungnade des Kaisers und seine Entlassung aus dem Staatsdienste zuzogen, als er gerade auf dem Gipfel der Gunst zu stehen schien. Unter solcher Verhältnissen in Wien zu bleiben, dünkte ihm unmöglich. Er verließ Oesterreich und siedelte sich in Berlin an, wo er in der Dorotheenstraße ein einstockiges halbverfallenes Gebäude kaufte, weil der Rococostyl der Architektur seiner Vorliebe für das ancien régime ganz besonders entsprach.«

»Dort lernte ich ihn kennen. Der Geheimrath bewohnte nur die Hälfte des Gebäudes, welche zur linken Seite der Thür lag. In diese Wohnung hatte er eine Menge alter Möbeln bringen lassen, die er mit dem Hause von dem frühern Besitzer erstanden. Weiß lackirte Stühle, kleine Wandspiegel, Glaskronen mit spitzen Bleiverzierungen, sahen sich plötzlich mit modischen Divans und Teppichen zusammengestellt, und im Verlaufe weniger Monate von einer gemeinsamen

Staublage überdeckt, da der Geheimrath es nicht liebte, wenn Zimmer und Möbeln häufig gereinigt wurden.«

»Im Gegensatze dazu kleidete er sich mit der ausgesuchtesten Sauberkeit, wenn schon nach der Mode der Zeit, in welche die glänzendste Epoche seiner Jugend gefallen war. Seine schwarzseidenen Beinkleider und Strümpfe, die weiße Weste, das Jabot, der schwarze Frack, die goldenen Schuhschnallen leuchteten vor Reinlichkeit und verriethen einen Mann aus der besten Gesellschaft. Dies Gepräge hatten auch seine Haltung, seine Ausdrucksweise und vor Allem die aristokratische Bildung seines Profils. Es war offenbar Race in dem Manne.«

»Er empfing mich freundlich, sagte mir, es sei ihm so viel Gutes von mir berichtet, daß er sich, trotz meiner Jugend, entschlossen habe, mir die ärztliche Berathung seiner Person und seiner Hausgenossen anzuvertrauen, und er wünsche zu

wissen, welches Honorar ich dafür verlange. Obschon diese Art der Abmachung ganz gegen die Berliner Gewohnheit verstieß, fand ich es angemessen, darauf einzugehen. Ich nannte ihm eine schickliche Summe.«

»Sie fordern so wenig, mein Herr,« bemerkte er darauf, »daß ich mißtrauisch gegen Sie werde. Bedenken Sie, daß die Erhaltung seines Lebens die höchste Aufgabe für jeden Menschen machen muß, der seine Fähigkeiten der Menschheit nützlich und sich selbst für eine bedeutende Zukunft stark genug hält, wie ich es in Bezug auf mich zu thun Ursache habe. Eine solche Auffassung fordert große Aufmerksamkeit von dem berathenden Arzte, denn nicht nur Leben will ich, ich will das Leben auch in Gesundheit genießen. Ich sage wie der größte Schriftsteller des Alterthums, wie Lucian in seinem Schmarotzer: »Ich setze die Wollust darin, daß der Körper sich ohne alle Beschwerde und Ungelegenheit befinde, und das Gemüth ru-

hig und ohne Leidenſchaft ſei.« — Für das Letztere ſorge ich ſelbſt, für das Erſtere mache ich Sie verantwortlich. Sie müſſen mich täglich beſuchen, meinen Zuſtand genau beobachten, der kleinſten Störung genau nachſpüren. Damit Sie aber darauf die nöthige Zeit verwenden können, erlaube ich mir, Ihnen das doppelte Honorar anzubieten, unter der Bedingung, daß Sie Ihre Pflicht gewiſſenhaft erfüllen. Ich werde Sie von heute an jeden Morgen zwiſchen neun und zehn Uhr erwarten, und Sie werden es mich wiſſen laſſen, wenn Sie um dieſe Stunde behindert ſind, zu kommen, damit das Warten mir keine unangenehme Spannung und Erregung verurſache.«

»So wurde ich verabſchiedet, fing am nächſten Morgen meine täglichen Beſuche an, und der Geheimrath ſtellte mir ſeine Hausgenoſſen vor, die ich im Laufe der Zeit dann näher kennen lernte.«

„Die einflußreichste Person darunter war unstreitig der alte Diener Hieronymus, der den Geheimrath seit seiner ersten Reise nach Paris nicht mehr verlassen hatte. Er war Kammerdiener, Koch, Secretair, Vertrauter, Alles in Einer Person, und hegte eine tiefe Anhänglichkeit für seinen Herrn. Pünktlich und eigen, hielt er die ganze Wirthschaft in Ordnung. Alles war an Ort und Stelle, Alles schicklich und sauber, so daß die vernachlässigten Zimmer des Geheimrathes um so unheimlicher dagegen abstachen. Aber die höchste Sorgfalt des alten Hieronymus wendete sich dem einzigen Kinde seines Herrn zu, das durch Schönheit und Anmuth diese Vorliebe rechtfertigte.“

„Emil mochte damals zehn Jahre alt sein. Der Vater, der fast niemals ausging, wenn nicht eine Besprechung mit seinem Banquier ihn dazu zwang, unterrichtete den Knaben ganz allein und hielt ihn von jedem Umgang fern, aus Furcht,

daß ihm durch gleichaltrige Spielgenossen andere Gesinnungen beigebracht werden könnten, als die, welche er selbst ihm zu geben für nöthig erachtete. Die Ansichten des Geheimrathes waren aber so originell und disparat als möglich. Er war Legitimist und verabscheute die Fürsten wegen ihres Undanks; er war ein leidenschaftlicher Verehrer der französischen Classiker, vor Allem Voltaire's, während er zugleich das vollste Verständniß für Shakespeare hatte und dessen Schönheiten mit Geist erklärte. Entschiedener Atheist, hielt er streng darauf, daß Hieronymus den kleinen Emil jeden Sonntag in die nahegelegene Georgenkirche führte, und ließ sich von dem Knaben den Inhalt der gehörten Predigt wiedererzählen, um sie auf seine Weise bald zu negiren, bald mit Lehren der Welt- und Menschenkenntniß zu erläutern, die weit über das Alter des Kindes hinausgingen. Vor Allem jedoch schätzte er die Lateinische Sprache, und in dieser

die Werke Lucian's, seines Lieblingsdichters. Sie lagen beständig aufgeschlagen auf seinem Tische und gaben ihm für alle Fälle des Lebens eine Reihe von Citaten, die er vielfach anzubringen liebte. — Immerfort mit dem Gedanken beschäftigt, daß eine Aenderung am österreichischen Hofe seine Zurückberufung und Wiedereinsetzung in sein Amt zur Folge haben könne, und diese erneute Dienstbarkeit auf das Lebhafteste ersehnend, war er zugleich stolz auf die Unabhängigkeit, welche sein Vermögen ihm gewährte. Er gefiel sich in seiner abweichenden Kleidung, in seiner abgeschlossenen Lebensart schon darum, weil Beide das Resultat gänzlicher Freiheit von jedem fremden Willen, von jeder beengenden Rücksicht auf die Meinungen seiner Mitmenschen waren, und pflegte, wenn er eine seiner wunderlichen Maximen zur Ausführung brachte, lächelnd die Worte zu sagen: »car tell est mon plaisir!«

»In dieser selbstgewählten Einsamkeit hatte er

die ersten Jahre in Berlin gelebt, bis, kurz ehe ich in das Haus gerufen wurde, zwei neue Bewohner in dasselbe aufgenommen wurden. Bei einer Geschäftsvisite, die er seinem Banquier machte, hatte er eine Französin von mittlerem Alter dort anwesend gefunden, die sich eine mäßige Summe auszahlen ließ. Sie war ihm bekannt erschienen, und kaum hatte er sie einige Augenblicke betrachtet, als sie ihn mit seinem Namen anredete und ihm den ihren nannte.«

»Der Geheimrath hatte sie während der Kriegsjahre in Wien vielfach gesehen, wo sie als die Geliebte eines französischen Generals, ohne eigentlich schön oder geistreich zu sein, durch Liebreiz und durch einen gewissen schlagenden Witz, viel Aufsehen gemacht hatte. Später, von dem General verlassen, war sie die Frau eines Modehändlers geworden, und lebte nach dessen Tode in Berlin mit einer Tochter von den Zinsen eines sehr geringen Vermögens in äußerster Beschränkung.

»Ganz gegen seine Gewohnheit wurde sie von dem Geheimrath zu einem Besuche eingeladen, den Madame Rousſel sehr bald mit ihrer kleinen Tochter Blanka abſtattete, und sei es, daß ihre Gesellschaft ihm wirklich angenehm war, oder daß er Mitleid mit ihrer bedrängten Lage hatte, und in der kleinen Blanka eine Spielgefährtin für seinen Sohn zu finden glaubte, genug Madame Rousſel bezog nach wenig Wochen den rechten Flügel des Hauſes, mit der Bedingung, daß ſie nur dann in der Wohnung des Geheimraths erſcheine, wenn ſie von ihm ausdrücklich dazu aufgefordert würde. Ebenſo wurde ihr eine beſtimmte Laube im Garten freigegeben, der andere Theil ihr aber verboten. Der Geheimrath ſelbſt betrat niemals die Zimmer oder die Laube der Madame Rousſel.«

»Dieſe Dame ſowohl, als die kleine, auffallend ſchöne Blanka wurden ebenfalls meiner Sorgfalt anvertraut, und es ſchwanden Jahre dahin, in

denen ich reichlich Gelegenheit hatte, dieſen ſonderbar zuſammengeſetzten Hausſtand zu beobachten. Der Geheimrath und Madame Rouſſel lebten auf dem Fuße der peinlichſten Convenienz, obſchon die Dame Luſt genug verrieth, zu zwangloſern Formen überzugehen, und die Hoffnung nicht aufgab, einmal doch noch Frau von Dúprez zu werden, was aber ganz außer den Anſichten des alten Herrn zu liegen ſchien. So blieb zwiſchen ihnen und in dem Hauſe Alles, wie es am erſten Tage meines Eintrittes geweſen war, außer daß Emil und Blanka heranwuchſen, und die lebhafte Zuneigung der Kindheit ſich unter ihnen mit jedem Jahre ſteigerte.«

»Der Geheimrath war immer mit ernſten Studien beſchäftigt, ſchrieb viel, empfing aber keine Briefe und ſendete keine fort. Die Spaziergänge, welche er ſonſt noch bisweilen mit ſeinem Sohne gemacht hatte, hörten auf, als er ſich genöthigt ſah, den ſechszehnjährigen Emil auf das Gym-

nasium zu schicken, um dort seine letzten Vorbereitungen für die Universität zu machen, und es vergingen seitdem oft Monate, in denen der Geheimrath sein Haus, Wochen, in denen er sein Zimmer nicht verließ.«

»Es war im Herbst des Jahres achtzehnhundertneununddreißig, als an einem trüben Novembervormittage Emil bei mir anlangte und mich ersuchte, mit ihm zu seinem Vater zu kommen, der nach mir verlangt habe, obschon ich bereits meinen täglichen Morgenbesuch abgestattet hatte. Ich wollte wissen, ob der Geheimrath erkrankt sei? Emil konnte keine Auskunft darüber geben. Hieronymus, sagte er, habe ihn gebeten, mich auf den Wunsch des Vaters zu holen, ihm aber auf seine Frage nach der Ursache entgegnet, die kenne er selbst nicht, und in das Zimmer des Herren dürfe er Emil jetzt nicht hineinlassen. An Sonderbarkeiten jeder Art, sowohl von dem Vater als von Hieronymus gewöhnt, hatte Emil sich ohne

weitere Erörterungen zu mir begeben. In seiner Begleitung erreichte ich die Wohnung des Geheimrathes.«

»Hieronymus öffnete mir die Thüre, und da wir Beide, erstaunt, ihn in einer altmodischen Gallalivree zu sehen, die er sonst niemals getragen hatte, ihn um die Bedeutung dieser Erscheinung fragten, erwiderte er verlegen, es sei ihm befohlen, und er habe die Anweisung erhalten, uns gleich bei dem Herrn einzuführen.«

»Es mochte eilf Uhr Vormittags sein, als wir das Zimmer des Geheimraths betraten. Die Läden der drei Fenster waren geschlossen, die Vorhänge zugezogen, die vergilbten Wachskerzen auf einer staubigen Glaskrone angezündet. Der Geheimrath stand vor seinem Arbeitstische, in der Stellung eines Mannes, der sich malen läßt. Er war in schwarze Hofgalla gekleidet, sorgfältig frisirt und hatte alle seine Orden angelegt.

Seine Erscheinung war vollkommen edel, sein Ausdruck ruhiger Ernst.«

»Emil und ich sahen uns befremdet an, aber noch ehe Einer von uns eine Frage an ihn richten konnte, trat er ein Paar Schritte vor, reichte mir mit Herablassung die Hand und sagte: »Sie sind einer meiner ältesten Freunde, Doctor; es ist daher in der Ordnung, daß Sie zuerst von einem Ereignisse unterrichtet werden, das meine Zukunft umgestaltet. Die Schranke ist gefallen, welche meine ministerielle Entwickelung unmöglich machte. Danken wir es dem großherzigen Kaiser von Oesterreich, daß er endlich in mir die ministeriellen Kräfte aufgefunden hat, und sie nun nach seiner in ganz Europa gefeierten Gerechtigkeit anwenden wird. Lieber Doctor! ich bin Minister, ich bin Excellenz! und ich danke diese Ernennung keiner fremden Gunst, ich danke sie allein meinen Verdiensten, meiner schweigenden Resignation. Das erhöht die Freude mei-

nes Triumphs, denn schon Lucian sagt in den Wünschen: »Es giebt wohl keine größere Lust, als wenn Jemand die Oberherrschaft nur sich selbst verdankt.« — Ich weiß es, daß Ihre beschränkte Zeit Ihnen nicht gestattet haben kann, den Wegen und Thaten meines Lebens zu folgen; erlauben Sie mir daher die summarische Aufführung derselben, zu Ihrer und meines Sohnes Belehrung. Sie lautet: Paris — Schwarzenberg — Petersburg — der Abfall Oesterreichs von Napoleon — und der Aufstand in der Lombardei.«

»Er schwieg einen Augenblick und sah mich und Emil prüfend an. Ich war bestürzt, Emil erschrocken und fassungslos. »Hat der Vater Briefe bekommen?« fragte er leise den alten Hieronymus, der kopfschüttelnd und die Achseln zuckend es verneinte. Der Geheimrath beobachtete uns scharf, unsere Bewegung entging ihm nicht, obschon ich mich bemühte, sie nicht zu ver-

rathen. »Legen Sie Ihr Geſicht nicht in die Zwangsjacke credüler Pietät, lieber Doctor! Sieh nicht ſo verwundert aus über dieſen Vorgang, Emil:« hob er wieder an. »Es iſt kein überraſchendes Glück, es iſt ein natürliches Ereigniß, das nicht ausbleiben konnte, obſchon es Ihnen auffällig ſcheint. Die kurzſichtige Jugend ſollte ſich kein Urtheil erlauben über das, was möglich iſt. Gar Manches ereignet ſich, was allen Wahrſcheinlichkeitsgeſetzen Hohn zu ſprechen ſcheint. Was man als leeren Traum, als Hirngeſpinnſt verlacht, dem giebt der geniale Gedanke eines Andern oder der Zufall Leben und Wirklichkeit. Was in dem einen Jahrhunderte als ausgemachte Wahrheit gilt, wird von dem andern als Irrthum verworfen. Was heute Thorheit — iſt morgen Weisheit. — Ja! ja! ich bin Miniſter, ich bin Excellenz!«

Da er abermals eine Pauſe machte und anfing, im Zimmer auf- und abzugehen, wobei er

mehrmals mit der Hand über die Stirn fuhr, fragte ich ihn, ob dieſe Wendung des Geſchickes ihn nicht erſchüttert, ſeine Nerven nicht angegriffen habe? ob er ſich wohl fühle?«

„Vollkommen wohl, Doctor!« antwortete er, »ſo wohl, wie der eingeſperrte Adler, der endlich wieder in die freie Luft, in ſein rechtes Element gekommen iſt. Aber von heute ab müſſen Sie mich doch anders behandeln, wenn ich erkranken ſollte. Sie verſtehen zu individualiſiren, mir iſt nicht bange. Ein Miniſter iſt ein ganz beſonderes Individuum, ſteht in abſonderlichen Relationen zur Welt, zur Natur. Wenn ich auch nicht verlange, daß Sie ein Homöopath werden ſollen, ſo werden Sie mir doch von jetzt ab viel kleinere Doſen geben müſſen, denn ich werde reizbarer, empfänglicher ſein. Die Irritabilität eines Miniſters kann Ihnen als Lumen dirigens des Gabenmaßes dienen. Ich bin überhaupt der Homöopathie nicht ganz entgegen. Man lacht über

Decilientheilchen und bedenkt nicht, daß ein Gran Moschus sich in dreihundertzwanzig Quadrillionen Aggregattheilchen auflösen läßt, von denen jedes einzelne noch den Geruchssinn afficirt. Bedenken Sie das, Doctor, und verlassen Sie mich jetzt, da ich meine Danksagung an meinen allergnädigsten Herrn zu schreiben habe. Du aber, mein Sohn, warte im Nebenzimmer, bis ich Dich rufen lasse, um Dir die nöthigen Mittheilungen über Deine Zukunft zu machen." Mit diesen Worten verneigte er sich und verabschiedete uns mit einer Handbewegung."

„Als wir das Zimmer verlassen hatten, warf Emil sich weinend in meine Arme, und ich konnte auf seine Frage nach dem Zustande seines Vaters nichts Tröstliches, nichts Bestimmtes sagen. Von Hieronymus erfuhren wir, der Geheimrath habe am vorigen Tage seit vielen Jahren den ersten Brief an seinen Bruder geschrieben, der als pensionirter Subalternbeamter in Wien lebte.

Er war ein wüster, dem Spiele ergebener Mensch. Sonst hatte Hieronymus nichts ihm Auffallendes an seinem Herrn bemerkt, denn der Befehl, ein größeres Mittagsmahl herzurichten und Madame Rousſel mit ihrer Tochter dazu einzuladen, war nicht ungewöhnlich, wenn schon er selten gegeben wurde.«

»Ich rieth Emil, sich so viel als möglich in der Nähe des Vaters zu halten, mich zu benachrichtigen, sobald irgend ein Vorgang es nöthig mache, und versprach am Abend jedenfalls wieder zu kommen, um mich selbst von dem Zustande des Mannes zu überzeugen, dessen Geisteskrankheit sich ohne jede vorhergegangene Störung plötzlich kundgegeben hatte.«

»Indeß der Tag verging ganz ruhig: der Geheimrath machte seine Ernennung Madame Rousſel mit wenig Worten kund, erinnerte mehrmals die Hausgenossen, ihn Excellenz zu nennen; und ermahnte Emil, sich, seiner neuen Stellung

angemeſſen, in würdigem Betragen vor der übrigen Jugend auszuzeichnen. Als man die Tafel gegen Sonnenuntergang verließ, kleidete er ſich aus, warf die Orden mit einer ihm fremden Nichtachtung in einen der ausgezogenen Schuhe, ließ die Lichter auf der Krone, die man am Tage erneuern müſſen, auslöſchen, händigte Hieronymus eine Summe für das Spital der barmherzigen Schweſtern in Wien ein, als Dankopfer für ſein Glück, und legte ſich dann auf das Sopha nieder, auf dem er in einen tiefen Schlaf verfiel.«

»Abends fand ich ihn im Voltaire leſend, er war heiter und ſehr freundlich gegen mich. »Es iſt brav von Ihnen, Doctor,« ſagte er, »daß Sie einmal ungerufen zu ungewöhnlicher Stunde nach meinem Befinden ſehen. Sie machen es, wie es in dem verſtoßenen Sohn von Lucian heißt: »Ich warte bei möglichen Dingen nicht erſt, daß man mir befehle, ſondern komme auch ungerufen zu Hülfe!« — ſo ſoll der Arzt es thun. Glücklicher

Weise bedarf ich aber Ihres Beistandes nicht, denn ich fühle mich ganz wohl, ganz vollkommen wohl! Sehen Sie selbst.«

»Dabei hielt er mir seine Hand hin. Sein Puls war regelmäßig, kaum eine Aufregung daran zu bemerken, und obschon ich die höchste Wachsamkeit anempfahl, konnte Niemand in seiner Umgebung in den nächsten Tagen und Wochen eine Veränderung in seinem Wesen, eine Störung seiner geistigen Fähigkeiten gewahr werden. Von seiner Standeserhöhung sprach er mit keiner Sylbe mehr. Als Hieronymus ihn Excellenz nannte, wies er ihn mit der Frage zurück, wie er auf den unverständigen Einfall komme? Nur die Orden ließ er nicht verwahren, sie blieben in dem Schuh liegen, der, in eine Ecke gesetzt, von dort nicht fortgenommen werden durfte.«

»Einige Zeit darauf langte eines Abends der Secretair von Düprez an, und wurde von dem Geheimrath mit der Frage empfangen, was

ihn hieher führe, und wer ihn gerufen habe? Der Secretair, ganz verwundert, zeigte dem Bruder einen Brief vor, den er von jenem erhalten hatte. Es hieß darin, eine glückliche Wendung in den Schicksalen des Geheimrathes mache es ihm möglich, seinem Bruder eine neue Thätigkeit zu eröffnen; er solle augenblicklich nach Berlin kommen, wo er das Weitere erfahren werde: er könne eines reichen Auskommens, einer ehrenvollen Zukunft sicher sein, wenn er ein ordentliches Leben zu führen, dem Spiele zu entsagen versprechen wolle.«

»Eine tödtliche Blässe überflog das Gesicht des Geheimrathes, als er diesen von seiner Hand geschriebenen Brief erblickte. Er besah das Siegel, wiederholte laut mehrmals das Datum, schien sich an Etwas erinnern, an Hieronymus, an Emil Fragen richten zu wollen, schwieg dann aber mit einem gewaltsamen Entschlusse, als ob er sich eines Andern, eines Bessern, besänne.

Endlich brach er in die Worte aus: »Da ich Dich gerufen habe, bleibe hier. Hieronymus mag Dir die Hinterstube des rechten Flügels einräumen. Du speisest an meinem Tische; dies Alles jedoch nur, so lange Dein Lebenswandel regelmäßig ist. Die erste Unordnung trennt uns!«

»Der Secretair fuhr heftig gegen den Geheimrath auf: »Das ist nicht die Art, in der man einen Bruder aufnimmt,« rief er, »den man durch falsche Versprechungen bewogen hat, seine Verhältnisse aufzulösen, seine Vaterstadt zu verlassen. Nicht ein Almosen, sondern eine ehrenvolle Laufbahn, hat Dein Brief mir verheißen, und nach Allem, was ich jetzt erfahre, muß ich glauben, daß Du sinnlos, daß Du wahnsinnig gewesen bist, als Du jenen Brief an mich geschrieben hast.«

»Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geheimrath mit einem Aufschrei des Entsetzens in einen krampfhaften Zufall verfiel, der

noch sehr beunruhigend war, als ich, von Emil gerufen, an sein Lager trat Ich verordnete das Nöthige, er blieb aber dennoch einige Tage in einem fieberhaften Zustande, der mir insofern willkommen war, als er den Vorwand für eine Behandlung darbot, welche mir jetzt unerläßlich schien. Sie wurde fortgesetzt, nachdem er bereits das Bett wieder verlassen hatte und zu seiner gewohnten Lebensweise zurückgekehrt war.«

»Von diesem Tage begann für den armen Emil, der eben sein Universitätsexamen machte, ein äußerst trauriges Leben, in dem ich ihm, so weit es thunlich war, mit Rath und That zur Seite stand.«

»Die Gesundheit seines Vaters war gut, so lange er durch keine Aufregung gereizt wurde, aber der geringste Widerspruch, die leiseste Abweichung von seinen Vorschriften erzürnten ihn lebhaft und riefen in ihm mehr oder weniger bedenkliche Nervenzufälle hervor Gegen Emil's Wün-

sche, gegen den als Frage ausgesprochenen Rath des alten Hieronymus, bestand der Geheimrath darauf, seinen Bruder im Hause zu behalten, der auch fest entschlossen war, sich nicht forttreiben zu lassen, als er fühlte, daß man auf jede Weise Sorge trage, seine Unordnungen dem Geheimrathe zu verbergen.«

»So wurde Emil mit achtzehn Jahren der Vormund und Aufseher eines Wüstlings und eines Geisteskranken, was um so schwerer war, als der Geheimrath nach wie vor seine Vermögensangelegenheiten mit der größten Peinlichkeit selbst verwaltete, und Emil von ihm nichts weniger als reichlich mit Geldmitteln versehen wurde.«

»Dazu kam noch ein anderes Element, das Leben des jungen Mannes zu verdüstern. Aus seiner kindlichen Neigung für die kleine Blanka war eine tiefe Liebe geworden, welche für das Erste wenig Aussicht auf Glück verhieß. Seit

Madame Rouſſel die Hoffnung, ſich ſelbſt mit dem Geheimrath zu verheirathen und ſich auf dieſe Weiſe eine ſorgenfreie Zukunft zu ſichern, aufgegeben hatte, war ſie zu dem Entſchluſſe gekommen, Blanka zur Sängerin zu bilden, da eine treffliche Sopranſtimme ihr auf der Bühne Erfolg verſprach. Vor Blanka's erſtem Debüt in einer kleinen Rolle, hatten ſie und Emil ſich unter heißen Thränen und Schwüren ihre Liebe geſtanden und Feſthalten an einander gelobt, ein Vorhaben, dem der Wille der Mutter die größten Schwierigkeiten entgegen ſetzte. Emil's Ausſichten auf eine ſelbſtſtändige Exiſtenz lagen in weiter Ferne, während Madame Rouſſel augenblicklich zu genießen wünſchte. Blanka war ſchön, ſie erregte die Aufmerkſamkeit der Theaterbeſucher, und die Mutter, eingedenk der eigenen, in Ueppigkeit verlebten Jugend, wehrte Niemandem den Zutritt zu ihrer Wohnung oder die Annäherung an ihre Tochter, indem ſie einen freigebigen

Mann, einen Heirathscandidaten voraussetzen zu können glaubte. Nach einiger Zeit wurde Blanka für zweite Rollen engagirt. Madame Rousſel bekam reichlichere Geldmittel in Händen und das verschlimmerte die Lage der Liebenden. Denn als Emil, von Ehrgefühl und Eifersucht getrieben, ihr Vorstellungen über ihr Verhalten zu Blanka machte, erklärte Jene ihm kurz, daß sie Herrin über ihre Tochter sei, und ohnehin seit lange Lust gehabt habe, das Haus des Geheimrathes mit einer eigenen Wohnung zu vertauschen, da sie sich sehne von dem launischen Wesen des Vaters und den lästigen Bevormundungen des Sohnes frei zu werden. Aber zu den Eigenheiten des Geheimrathes gehörte eine krankhafte Scheu vor jeder Veränderung in seiner Umgebung, und so kalt er sich beständig gegen Madame Rousſel benommen hatte, so gleichgültig sie ihm zu sein geschienen, konnte er den Gedanken nicht ertragen, sie und Blanka fortziehen zu sehen. Er bestand mit Lebhaf-

tigkeit darauf, daß sie bleiben und den Abend ihres Lebens unter seinem Dache zubringen solle. Die Wärme, mit welcher die Liebenden diesen Vorschlag unterstützten, verrieth dem Geheimrath ihre Gefühle, und so entschieden er sich einerseits dem Wohnungswechsel der Madame Roussel widersetzte, eben so entschieden widersetzte er sich auch der Liebe seines Sohnes. Er überwachte Blanka und Emil so viel als möglich, ja er veranlaßte selbst den Secretair zu gleichem Thun, der sich nur zu willig dazu gebrauchen ließ.«

»Unter diesen schmerzlichen Zuständen verging das Jahr. Der Geheimrath kränkelte im Herbste bisweilen, sein Verstand blieb jedoch hell, bis er im Laufe des Novembers dem alten Hieronymus plötzlich wieder seine Ernennung zum Minister mittheilte, wieder die Fenster verhängen, die Kerzen anzünden ließ, und aus dem alten Schuh die dickbestaubten Orden hervorsuchte, um sie auf der Hoftracht anzulegen, in die er sich gekleidet

hatte. Als ich um die gewohnte Stunde zu ihm kam, fand ich ihn vollkommen von seiner fixen Idee beherrscht, vollkommen gestörten Geistes. Er hielt dabei Reden an seinen Bruder und an seinen Sohn, in denen er ihnen Dinge sagte, welche die schärfste Beobachtungsgabe verriethen. Keine von den Ausschweifungen des Secretairs, Nichts in dem Verhältniß seines Sohnes zu Blanka und deren Mutter war seinem Blicke entgangen, und die Mäßigung, welche er im Laufe des ganzen Jahres durch sein Schweigen bewiesen hatte, ließ erkennen, wie vollständig seine Selbstbeherrschung in dieser Zeit gewesen sein müsse.«

»Der Tag verging gleich dem vorjährigen, nur schien der Anfall länger dauern zu wollen. Da aber trat Hieronymus dazwischen. Als die Stunde herannahte, in der sein Herr bei dem ersten Erscheinen der Krankheit zur Besinnung gekommen war, ging er ungerufen in das Zimmer, klopfte dreimal mit der Hand fest auf einen

Tisch, sagte mit befehlender Stimme: »Nun ist's genug, Herr Geheimrath!« und bat sich die Unterstützung für die barmherzigen Schwestern in Wien aus, welche Jener im vorigen Jahre zu zahlen befohlen hatte. Der Geheimrath schreckte wie aus einem Traume empor, versank in einen seiner krampfhaften Anfälle, dann in Schlaf und war nach demselben wieder bei klarem Bewußtsein.«

»Trotz aller Vorbeugungsmaßregeln, trotz der sorgfältigsten Behandlung blieb dieser periodische Wahnsinn sich durch die nächsten Jahre gleich. Er kam regelmäßig im November zum Vorschein, währte einen Tag vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange, und ließ für die übrige Zeit keine weiteren Spuren zurück. Das Einzige, was man thun konnte, war, dem Geheimrath jede Gemüthsbewegung fern zu halten. Das aber war sehr schwierig.«

»So lange man den Vater nicht für geistes-

krank erklären ließ, hatte der Sohn nicht im väterlichen Hause, nicht über das väterliche Vermögen zu disponiren, jene Erklärung aber machen zu lassen, sträubte sich Emil. Der Vater mußte in seinem geistesfreien Zustande die Folgen davon bemerken, und ich selbst durfte nicht dazu rathen, da die Wirkung dieses Schrittes auf den ohnehin erschütterten Geist des Geheimrathes unberechenbar blieb. Andererseits wuchs die Verwirrung im Hause von Jahr zu Jahr, und energisches Einschreiten dagegen wurde fast unerläßlich.«

»Der Secretair, von dem Geheimrath beauftragt, Emil und Blanka zu beobachten, war dadurch bald der Vertraute von Madame Rousſel geworden. Er versicherte seinem Bruder, ganz in dessen Interesse zu handeln, wenn er die Mutter in dem Vorhaben unterstützte, Blanka irgend einem reichen Manne zu verbinden und sie solcher Gestalt von dem Geliebten zu trennen Er empfing Geld von seinem Bruder, machte Anleihen

bei Madame Rouſſel und deren freigebigen Hausfreunden, war aber ſo tief in das Laſter des Spiels verſunken, daß alle dieſe Hülfsmittel nicht ausreichten, und mehrfach gerichtliche Executionen wegen nicht bezahlter Gelder von Wucherern gegen ihn beantragt wurden, deren Ausführung Emil eben ſo oft durch die Bezahlung der Schuld zu verhindern ſuchen mußte.«

»Um dieſe immer erneuten Ausgaben zu beſtreiten, gab Emil Unterricht und arbeitete für Advocaten, während er die juriſtiſche Laufbahn verfolgte. Er verſagte ſich jeden Luxus, beſchränkte ſich auf das Nothdürftige und der alte Hieronymus ſtand ihm mit ſtrenger Sparſamkeit zur Seite, um auch die Ausgabe für den Hausſtand zu verringern, ohne es dem Vater bemerklich zu machen. Das Bemühen Beider blieb indeß fruchtlos gegenüber dem immer wachſenden Bedarf des Secretairs, der ſich dem Geheimrath allmälig unentbehrlich zu machen verſtanden hatte.«

»Gewohnt, Leiden mancher Art in meiner Praxis vor Augen zu sehen, ist mir selten ein junges Paar vorgekommen, dessen Lage mir trauriger erschienen wäre, als die von Emil und Blanka, deren Verhältnisse so viel Widerwärtiges mit sich brachten. Blanka mochte nicht daran denken, sich durch eine Trennung von der Mutter zu befreien, weil Emil es nicht über sich gewinnen konnte und durfte, den Vater in den Händen des Secretairs zu lassen. Alle Hoffnung auf glücklichere Zustände beruhte für die Liebenden auf dem Tode des Geheimerathes. Welcher gut geartete Sohn aber erschrickt nicht vor dem Gedanken einer solchen Glücksaussicht!«

»Endlich im Beginn des Frühjahres von achtzehnhundert acht und vierzig kam Emil, der bereits Assessor geworden war, in später Stunde zu mir. Er war sehr aufgeregt und verlangte meine Frau zu sprechen. »Ich habe von Ihnen einen Dienst zu fordern,« sagte er, »für den ich Ihnen

lebenslänglich verbunden bleibe. Sie müssen Blanka bei sich aufnehmen, die ich nicht eine Stunde länger in ihren bisherigen Verhältnissen lassen darf. Sie wissen, daß Fürst Z., der in den preuſischen Garden dient, sich ihr schon lange durch die zudringlichsten Bewerbungen lästig gemacht hat. Heute Abend ist, mit Hülfe meines Onkels, und wie ich fürchte mit Vorwissen ihrer Mutter, ein Versuch zu einer Entführung gewagt worden. Man hat den Kutscher bestochen, der sie aus einer Gesellschaft nach Hause fahren sollte. Statt nach der Wohnung ihrer Mutter hat er den Weg nach einem anderen Stadttheile eingeschlagen, und Blanka ist dies erst gewahr geworden, als plötzlich der Wagen gehalten hat, und der Fürst hineingesprungen ist. Nur mit Noth ist es ihr gelungen, aus dem Wagen und in Sicherheit zu gelangen. Habe ich es bisher vermieden, Blanka von ihrer Mutter zu entfernen, um sie nicht allein wohnen zu lassen und

durch meine Besuche ihrem Ruf zu schaden, so drängt sich jetzt die Nothwendigkeit dieser Trennung auf, und ich fordere von Ihnen, daß Sie Blanka eine Zuflucht gewähren, bis eine andere schickliche Heimath für sie gefunden sein wird.«

»Meine Frau und ich erklärten uns sogleich bereit dazu und noch an demselben Abend ward das tief erschütterte Mädchen unsere Hausgenossin. Kaum aber hatte der Geheimrath von diesem Schritte Kunde erhalten, als er seinen Sohn im höchsten Zorne zu sich rufen ließ.«

»Kennst Du noch die Dichtungen Lucian's,« sagte er ihm, »die ich mit Dir gelesen habe, als ich Dich in Deiner Jugend unterrichtete? Kennst Du noch den verlornen Sohn?« — Nun wohl! ein solcher verlorner Sohn bist Du mir. Lucian sagt darin: »Es ist eine gewöhnliche Leidenschaft derer, welche unangenehme Empfindungen haben, böse zu werden auf diejenigen, welche ihnen freimüthig die Wahrheit sagen!« — Auch Du wirst

Dich erzürnen, wenn ich Dir erkläre, daß es unangemessen für Dich ist, eine Tochter dem Schutze ihrer Mutter zu entziehen, daß ich einen Sohn nicht mehr unter meinem Dache dulde, der so frech das Gastrecht entweiht, welches ich Madame Roussel seit Jahren gewährt habe. Madame Roussel und mein Bruder haben mir die Augen über Dich, über Hieronymus und den Doctor geöffnet. Ihr spielt ein gemeinsames Spiel gegen mich, aber noch bin ich Herr in meinem Hause. Ich werde es nicht zugeben, daß Madame Roussel Noth leide durch die strafbare Flucht ihrer Tochter, die es müde ist, ihre Mutter zu ernähren: ich werde es Dir unmöglich machen, eine Schauspielerin zu unterhalten Lucian sagt: »Ohne die Flöte kann man nicht auf der Flöte, und ohne die Leier nicht auf der Leier spielen; wer reiten will, muß ein Pferd haben.« — So sage ich Dir, wer eine Frau unterhalten will, muß Geld haben — und dies Geld versage ich

Dir fortan. Du verläßt morgen mit Hieronymus zugleich das Haus. Dein bisheriges Jahrgeld werde ich Madame Rouſſel zahlen, und ein Diener, der Hieronymus erſetzt, iſt von meinem Bruder bereits für mich gefunden. Dem Doctor habe ich ſein Honorar und ſeine Entlaſſung zukommen laſſen. Ich ziehe es vor, allein zu ſein, ſtatt mich von Verräthern, von Elenden umgeben zu wiſſen!«

»Erſchöpft von dieſer Rede ſank er zuſammen und brach gegen ſeine Gewohnheit in Thränen aus. Emil's Erklärungen von der Unwahrheit alles deſſen, was Madame Rouſſel und der Secretair dem Vater über die obwaltenden Verhältniſſe berichtet, vermochten nicht das feſte Lügengewebe zu zerreißen, mit dem Jene ihn umgarnt hatten, und noch während der Unterhaltung meldete Hieronymus, daß die Leute angekommen wären, welche die Möbel aus Emil's Wohnung fortſchaffen ſollten. Nur mit Noth erlangte die-

ſer einen Aufſchub von wenigen Tagen, um ſich für die neuen Zuſtände vorzubereiten.«

»Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem Emil den ſchweren Entſchluß faſſen mußte, ſeinen Vater für geiſteskrank erklären oder ihn in den Händen von Menſchen zu laſſen, denen man nach dem Vorgegangenen das Aeußerſte zutrauen durfte. Er kannte als Juriſt alle die peinlichen Schritte, welche das erſte Vorhaben erheiſchte. Er überlegte mit mir, welche Wirkung die Geſundheitsunterſuchungen und andere derartige Acte auf ſeinen Vater hervorbringen würden, und dachte mit Entſetzen an die Möglichkeit, daß ſie ihn zu völligem Wahnſinn, vielleicht zur Raſerei treiben könnten, als Hieronymus die Nachricht brachte, der Geheimerath ſei in ſeine fixe Idee verfallen, was vorher niemals in dieſer Jahreszeit geſchehen war.«

»Wir verfügten uns augenblicklich zu ihm. Er war in heftiger Bewegung, hatte eine Zeitung

in der Hand, und reichte uns dieſelbe entgegen. Das Blatt enthielt die Nachricht von der Revolution in Wien, von dem Sturze Metternich's, die am Abend vorher in Berlin eingetroffen war.«

»Sie finden mich,« rief er, »in lebhafter Aufregung, Doctor! Selbſtſucht und Gemeingefühl, gekränkte Ehre und Ergebenheit, Freude und Schmerz ſtreiten in dieſer Stunde gewaltig in meinem Innern. Fürſt Metternich, mein hartnäckiger Gegner, Fürſt Metternich, der mir die Gnade meines Kaiſers entzogen hat, iſt geſtürzt. Die Nemeſis bleibt niemals aus. Fürſt Metternich, der nicht nur der Erſte im Dienſte des Staates, ſondern der einzig wirkſame Staatsdiener zu ſein begehrte, und jede tüchtige Kraft, jeden redlichen Diener zu entfernen wußte, iſt geſtürzt, iſt verbannt und flüchtig. Lucian ſagt: »Ein Jeder ſoll ſich wünſchen, was ihm gut dünkt!« — Ich habe nie das Unglück Metternich's gewünſcht, denn Haß und Rache ſind meiner Seele fern, aber ich

habe die Befreiung meines theuern Monarchen aus den Händen dieses Mannes ersehnt, um dem Kaiser, dem Vaterlande meine Erfahrungen zu Diensten zu stellen. Ich beklage den jammervollen Greis, ich beklage das Loos meines Kaisers, der statt liebender Unterthanen, statt dankbarer Kinder ein Volk von Rebellen, eine Rotte Korah vor sich sieht: und doch freut sich meine Seele, daß jetzt die Zeit meiner Rechtfertigung gekommen ist, daß Oesterreich die Frucht meiner Studien, meiner Zurückgezogenheit genießen wird. Lesen Sie dieses Memoire! Es soll in Tausenden von Exemplaren gedruckt, an alle Regierungsbeamte vertheilt, und die Richtschnur für die Verwaltung werden!«

»Dabei übergab er mir zwei gewaltige Manuscripte von seiner Handschrift, die er im Laufe der Zeit ausgearbeitet haben mochte. Das Erste hatte als Motto die Worte Voltaire's aus dem Fragment d'instruction pour le prince Royal:

»Cest une très-grande sottise de joindre à la religion des chimères, qui la rendent ridicule!«

»Wie wird die fettgewordene Geiſtlichkeit erſchrecken,« fuhr er mit feinem Lächeln fort, während er ſich die Hände rieb, »wenn ſie bemerkt, welche Zuchtruthe ihrer Geiſtesträgheit erwachſen iſt in dem Manne, den ſie von dem Kaiſer entfernt hat, weil ſein klares Auge, weil ſein durch die Alten und die Encyklopädiſten frei gewordener Sinn ſich gegen die blindmachende Tyrannei der Ultramontanen ſträubten. Ich werde meinem Bruder das Miniſterium der Polizei übergeben. Auch für Sie Doctor ſoll geſorgt werden. Aber Emil muß ſich mir erſt bewähren. Er hat mich gekränkt, er hat meine Ehre mit Füßen getreten, ich wage nicht, ihn ſchon jetzt nach Wien mit mir zu nehmen, das der Verlockungen für die Jugend ſo viele hat. Ich fahre zum öſterreichiſchen Geſandten, mit ihm Rückſprache zu halten, da ich noch heute abreiſe und ihm Verhaltungsbefehle

lassen muß. Bei ihm soll Emil bis auf Weiteres arbeiten. Kleide mich an, Hieronymus! Gieb mir meine Orden, Emil! Es wird Ehrensache, die Orden zu tragen, seit das Volk Mißachtung gegen den Kaiser verräth, dessen Gnade sie mir ertheilt. Glauben Sie mir, Doctor! ich lebe und sterbe für die Legitimität! ich verehre Filmer, der ihre Grundsätze in das Leben rief, als den ersten, den weisesten, den einzigen Staatsmann der Welt!«

»Während dieser Worte ließ er sich in Galla kleiden und hörte nicht auf zu sprechen, wobei sich Sinn und Thorheit wunderbar vermischten, und das ehrenhafte Wesen des Mannes, die Bildung und die ganze Richtung seines Geistes immer noch einen rührenden Eindruck hervorbrachten. Nur mit großer Anstrengung hielten wir ihn von dem Vorhaben zurück, den Gesandten zu besuchen, indem wir ihm von Depeschen sprachen, welche vorher abgefertigt werden müßten, und die unter seiner Aufsicht zu schreiben, Emil sich erbot. So

hofften wir das Ende des Tages und damit das Ende des Paroxysmus zu erreichen; aber unsere Hoffnung ging nicht in Erfüllung.«

»Vergebens sagte Hieronymus bei Sonnenuntergang sein bannendes: »Jetzt ist's genug, Herr Geheimrath!« — er beachtete es nicht. Die Einbildung wich nicht von ihm, der Wahnsinn hielt an und steigerte sich bei den Nachrichten von der in ganz Europa fortschreitenden Revolution. Mit einer an Raserei gränzenden Heftigkeit verlangte er nach den neuen Zeitungen, ließ packen, um abzureisen, dann auspacken, weil er bleiben und hier seinem flüchtigen Kaiser ein Asyl bereiten wolle. Er war in die vollständigste Geisteszerrüttung verfallen. Hieronymus und Emil bewachten ihn unausgesetzt, bis die Revolution in Berlin ausbrach und am achtzehnten März der Donner der Gewehrsalven und Kartätschenschüsse in die stille Wohnung des Geheimraths drang.«

»Emil, ein Freund der Freiheit im edelsten

Sinne des Wortes, war bei dem ersten Ausbruche des Kampfes zu den Barricaden geeilt. Der Geheimrath hatte sich an sein Bureau gesetzt und expedirte Depeschen.«

»Plötzlich befahl er dem Hieronymus, die Vorhänge zu schließen, die Krone anzuzünden, ein Abendbrot zu bereiten und seine Hausgenossen zur Tafel zu laden. Hieronymus machte ihm bemerklich, daß in diesem Augenblicke ein festlich erleuchtetes Haus schlimmes Aufsehen erregen müsse, und daß wohl Niemand in der Stimmung sei, heute an einem Gastmahl Theil zu nehmen, daß Madame Roussel sich zu ihrer Tochter verfügt und der Secretair ebenfalls das Haus verlassen habe!«

»Um so besser,« rief der Geheimrath, »so sollen diese Menschen lernen, daß ein Diplomat der alten Schule aus anderem Stoffe gemacht ist, als sie. Ein treuer Anhänger der unsterblichen Legitimität wird nicht beunruhigt durch den kindischen

Lärm des blinden Pöbels, der nicht einsieht, wie er mit Binsen gegen ein Granitgebirge Sturm läuft. Decke die Tafel, aber decke sie stattlich, als feierte ich ein Freudenfest; denn ich werde die Genugthuung erleben, die Ohnmacht des Volkes gegen seine Herren sich kund geben zu sehen!«

»Da Hieronymus allein mit ihm im Hause war, mußte er sich dem Willen seines Herrn fügen. Die Lichter der Krone wurden angezündet, die Tafel gedeckt und mit großen silbernen Aufsätzen und flammenden Kerzen geziert. Der Geheimrath selbst half zum erstenmale in seinem Leben die Vorkehrungen dazu treffen. Er selbst trug das Silber herbei, holte den lange nicht gebrauchten Champagner hervor, und überwachte jeden Schritt des alten Hieronymus mit einer Sorgfalt, als gelte es den geehrtesten Gast zu empfangen. Er ließ sich frisiren und ankleiden, auch Hieronymus mußte Livree anlegen. Dann befahl er aufzutragen.«

„Schweigend verzehrte er die erste Schüssel. Er saß in feierlicher Ruhe da, bald ein Lächeln der Befriedigung, bald den Ausdruck der Verachtung in seinen Zügen. Das helle Kerzenlicht beleuchtete sein bleiches, eingefallenes Gesicht, es spiegelte sich in den Brillanten seines Ordens, in dem funkelnden Weine, und verrieth die wüste Unordnung des Gemaches. Sie stach schaurig ab gegen den Glanz der Tafel. Hieronymus bediente seinen Herrn zitternd vor der Nähe des Kampfes, und traurig seufzend, wenn er die geisteskranke Ruhe des Speisenden betrachtete.“

„Endlich sagte der Geheimrath wie im Selbstgespräche: „Ich danke den Göttern, daß sie mir die Gunst dieser Stunde schenken, daß sie mir das seltene Glück gewähren, zu empfinden, wie weit meine Kraft die Kraft der andern Menschen überragt, wie stark der Glaube an die Legitimität, wie stark die Treue für die Fürsten den treuen Diener machen! Hieronymus, Du bist zwar

nur ein Mann des Volks, aber Deine Ergebenheit für einen treuen Fürſtendiener erhebt Dich über die niedern Bedingungen Deiner Geburt und Deines Standes. Du wirſt die Ehre nicht vergeſſen, Du wirſt ſie bis zu Deinem letzten Athemzuge empfinden, die Ehre, deren ich Dich in dieſer feierlichen Stunde würdige. Hole ein zweites Glas herbei, fülle es mit Wein und trinke es mit Deinem Herrn auf das Wohl der legitimen Fürſten.«

»Draußen raſſelte indeſſen der Generalmarſch, die Sturmglocken riefen die Bürger zu den Barricaden, und als Hieronymus dem Geheimrathe gehorcht hatte und ſie die Gläſer gegen einander ſtießen, erdröhnten die Fenſter des Gemaches von einer ſo furchtbaren Geſchützſalve, daß die beiden Greiſe erbebten. Ihre zitternden Hände ließen die Gläſer zur Erde fallen, daß ſie in tauſend Splitter zerbrachen. Zugleich hörte man aus weiter Ferne das Herunterwerfen der Dachziegel

und Balken von den Häusern, welche man abdeckte, um von der Höhe auf die Truppen zu schießen, und wilde verworrene Töne erklangen aus allen Ecken.«

»Der Geheimrath sprang empor. »Es heißt im Lucian,« rief er: »Sind wieder Giganten auf der Erde entstanden? oder haben die Titanen ihre Fesseln zerbrochen? — Was wollen diese Rasenden, mit mir die Empörer? Ich will hinaus! ich will zu ihnen reden!« — Und ehe der alte Hieronymus es hindern konnte, dessen schwache Arme der Riesenkraft des Geisteskranken nicht gewachsen waren, stürzte der Geheimrath zum Zimmer hinaus, durch den Flur, öffnete die Thür seines Hauses und rief in der Straße mit lauter Stimme. »Nieder mit den Empörern! Nieder mit den Elenden, die ihre Hand erheben gegen den Gesalbten des Herrn! Es lebe der deutsche Bund! es lebe die Legitimität!« und sank mit diesen Worten, vom Schlage getrof-

sen, leblos in die Arme seines alten, treuen Die-
ners.«

»Es mochte zehn Uhr Abends sein, als dies geschah. Bald darauf kam Blanka bleich und verstört in die Wohnung des Geheimrathes. Ihre Angst um Emil, den sie auf den Baricaden wußte, hatte sie nicht in ihrem Zimmer gelitten, und sie war auf Umwegen hierhergeeilt, um hier vielleicht Nachricht von dem Geliebten zu erhal-
ten. Mehrere Stunden später, als der Kampf eine Pause zu machen schien, trat Emil in das Zimmer.«

»Einige Kerzen brannten noch hell, andere flackerten erlöschend. Der weinende Hieronymus, die geängstete Blanka hatten dafür kein Auge gehabt. Auf dem Sopha ruhte, von dem unstäten Lichte gespenstisch beschienen, der entseelte Leib des Geheimrathes, mit allen seinen Orden und Ehrenzeichen geschmückt.«

»Emil sank vor dem Sopha nieder. Ein

Tuch verband die Wunde auf seiner Stirn; das Blut des Sohnes, der für des Volkes Freiheit gefochten hatte, benetzte das bleiche, kalte Antlitz des entseelten Vaters. Als Emil sich erhob, schloß er Blanka in seine Arme, und die zitternden Hände des alten Hieronymus segneten das schmerzensvolle Glück der Liebenden.«

So endete der Doctor seine Erzählung. »Ich habe Sie Etwas lange in Anspruch genommen,« sagte er, »indeß dies Ereigniß hat für mich immer eine Tragik in sich gehabt, die ich Ihnen nur in der bequemen Auseinandersetzung der ganzen Vorgänge anschaulich zu machen wußte, und so mögen Sie mir verzeihen, wenn ich vielleicht darin zu weit gegangen bin.«

»Im Gegentheil,« meinte Ludolph, »wenn die andern Freunde empfinden wie ich, so vermissen sie noch Etwas an Ihrer Mittheilung. Was ist aus Madame Roussel, aus dem Secretair geworden?«

„Das ſind Charaktere, auf die kein Schickſalswechſel Einfluß hat, lieber Ludolph! und die unter allen Verhältniſſen bleiben, was ſie eben ſind. Da Emil mit Freigebigkeit für die Bedürfniſſe ſeiner Schwiegermutter zu ſorgen verſprach, unter der Bedingung, daß ſie Berlin verlaſſe, iſt ſie nach Wien zurückgekehrt, lebt dort in wohlhäbiger Behaglichkeit, macht ihren Jahren unangemeſſene Toiletten und freut ſich, wenn irgend ein alter Herr Abends bei einer Partie Piket ihr ſagt, daß ſie noch eine ſchöne Frau und dem Herzen eines ehrbaren Junggeſellen eine gefährliche Freundin ſei. Der Secretair verſpielt an jedem zweiten Tage des Quartals die Penſion, welche Emil ihm ausgeſetzt hat, und wird trotz aller Vorſorge ſeines Neffens ein jämmerliches Ende nehmen. Emil aber und Blanka ſind glücklich verheirathet, und Hieronymus findet ſeine Freude daran, das neugeborne Kind der Beiden zu behüten, wie er einſt den Vater deſſelben behütet hat.“

Der früheren Uebereinkunft gemäß, war es eine der Damen, welche nach dem Doctor an die Reihe des Erzählens kommen sollte. Sie zogen das Loos: es fiel Corallinen zu Theil.

Der Doctor hatte am Morgen bei steigender Fluth auf dem Dampfer die Insel verlassen. Die Freunde, welche ihm das Geleit gegeben, blieben noch eine Weile vor dem Pavillon im Unterlande beisammen, ehe sie sich zur Badefahrt nach der Düne anschickten.

Man fragte Coralline, welche Mittheilungen man von ihr zu erwarten habe, und sie antwortete: »Sie haben mich Alle so oft mit meiner Rastlosigkeit geneckt, so oft meine springenden Launen und Einfälle getadelt oder belacht und mein Wesen ein unzusammenhängendes genannt, daß ich es ungerecht finde, wenn man von mir eine zusammenhängende Erzählung erwarten wollte. Alwyn hat mich neulich einem Kaleidoskop verglichen, in dem alle die kleinen wun-

derlichen Dinge, welche es enthält, bei jeder Berührung durcheinander geworfen, immer neue, immer wunderlichere Gestaltungen bilden. Ich will dieses Gleichniß gelten lassen, weil es mir gefällt, und werde Ihnen ein kaleidoskopisches Mährchen erzählen, das ich und Ludolph zu erfinden gedenken. Wir haben das gestern verabredet. Wenn der Eine nicht weiter weiß, fängt der Andere an: so werden immer neue Ideen erzeugt, neue Fäden in den Stoff hineingewebt, und es entsteht daraus —"

»Das tollste Durcheinander!« fiel ihr Ernesto ins Wort.

»Mit nichten,« entgegnete Ludolph, »es entsteht ein wahrhaftes Mährchen, ein Ding ohne Anfang, ohne Mitte, ohne Ende, ein Lichtenbergisches Wunder, und darum erst grade ein Mährchen. Mir hat es immer geschienen, als müsse ein solches keine fortlaufende Erzählung sein, keinen durchgehenden Grundgedanken haben, son-

dern wie eine Reihe von dissolving views, die auftauchen und wieder ſchattenhaft verſchwinden, den Hörer von einem Bilde zum andern führen, um ihm am Ende das Gefühl zurückzulaſſen, welches uns von einem lieblichen Traume in der Seele bleibt, das Gefühl eines heitern, gaukelnden, nicht zu erfaſſenden Weſens.«

Man ſprach eine Weile über die beſte Art der Mährchen hin und her. Die Reihe der in ihren Zeichnungen feſt beſtimmten deutſchen Volksmährchen wurde durchgegangen: man ſetzte Corallinen und Ludolph auseinander, wie dieſe Alle ihren Anſichten vom Mährchen widerſprächen, aber der Obriſt und Alwyn ſtimmten Corallinen bei. Alwyn verwies auf das ſanft dahingleitende Mährchen, welches Göthe in ſeinem Leben erzählt, der Oberſt führte ähnliche Mährchen an, als die Lieblingsunterhaltung primitiver Völker: und obgleich nun Coralline erklärte, daß ſie nach ſolchen Beiſpielen und Vorbildern ſich gar nicht mehr an

ihre Aufgabe heranwagen dürfe, hielt man ſie dennoch beim Worte. Es ward beſchloſſen, daß ſie und Ludolph die letzten Erzählenden ſein, und daß zunächſt Anna für Coralline eintreten ſollte.

Coralline ſchlug vor Freuden die Hände zuſammen. „Sehen Sie nur das gute, bleiche, ernſte Geſicht unſerer Anna,“ rief ſie, „die ſanfte Stirn mit dem braunen Gelock und die lieben blauen Augen! Wird das nicht eine ſehr ſchöne Geſchichte geben, von milder, ſtarker Liebe? von feſter Treue? von freudiger Entſagung? — Die ganze Zeit habe ich mich darauf gefreut, Anna erzählen zu hören, die in ihren beſten Stunden mir immer wie die Frau Minnetroſt erſcheint. Ich denke mir, wem irgend ein Schmerz die Seele bedrückt, der müſſe ſich zu ihr flüchten, ſich Troſt und Kraft bei ihr zu holen, und darum glaube ich feſt, daß unſere Frau Minnetroſt nur einen Blick in das Schatzkäſtlein ihres Gedächtniſſes zu werfen braucht, um gleich ganz gold-

reine, thränenfunkelnde Liebesgeschichten an das Licht treten zu lassen.«

»Wäre dies Alles wahr,« antwortete Anna, »so würde ich eine schlechte Frau Minnetrost sein, wenn ich die mir anvertrauten Herzenskleinodien nur so gleich hervorsuchte, sobald das reizende Kind Coralline eine Stunde damit zu spielen begehrt. Nein! ich habe keine großen Freuden und Leiden zu enthüllen, sondern nur eine kleine Erzählung zu machen, die vielleicht weit hinter Corallinens hochgespannten Erwartungen zurückbleibt, weil gar viele Menschen Aehnliches erfahren haben und wissen. Es ist eine Geschichte:

Vom Knaben und vom Mädchen.

»In einem großen, schönen Garten war einmal eine muntere Gesellschaft von Kindern zusammen, Knaben und Mädchen. Einige spielten

allerhand fröhliche Spiele, plauderten mitsammen, pflückten Blumen, tanzten und sahen dem Plätschern der Fische zu, die in den klaren Bassins sich im Sonnenschein ergetzten. Andere liefen den bunten Schmetterlingen nach, welche neckend von Blüthe zu Blüthe gaukelten, noch Andere sangen Lieder, wanden Kränze und spielten Haschen. Wenn dann ein Knabe ein kleines Mädchen gefangen hatte, gleich fielen sie sich in die Arme und sahen so glücklich aus, daß es fast war, als käme all das Licht und die schöne Wärme in der Natur aus den hellstrahlenden Augen der Beiden. Kurz es war überall Jubel, überall Fröhlichkeit."

„Nur ein sanfter, blonder Knabe saß ganz allein und sah träumerisch dem Tändeln der Uebrigen zu. Er weinte nicht, er klagte nicht, er sah auch nicht krank aus, aber traurig und müde, o! sterbensmüde. Er hatte den Kopf auf die kleine Hand gestützt und blickte schweigend vor sich

nieder. Und ihm gegenüber trat aus den Bäumen ein Mädchen hervor, das Niemand kannte, weil es ganz fremd in der Gegend war. Das Mädchen hieß Clara, der Knabe hieß Ernst.«

»Und Clara stand ein Weilchen und schaute verwundert umher. Wußte sie doch selbst nicht, wie sie in den Garten gekommen war, indem ihr Alles fremd erschien. Die Pflanzen und die Bäume, die Blüthen und die Früchte und die großen Statuen im Garten, die so ernst herabschauten auf das fröhliche Treiben der Kleinen, waren ihr ordentlich störend. Sie konnte sich nicht zurecht finden, sondern sah ängstlich umher nach einem Ruhepunkte für ihr Auge und für ihre Seele. Da fiel ihr Blick auf den traurigen Knaben und sein Auge traf das ihre, und plötzlich standen sie neben einander, ohne zu wissen, wer von ihnen denn eigentlich sich dem Andern genähert hätte. Und sie standen denn nun eben zusammen und sahen sich lange an, ohne zu spre-

chen, weil sie sich auch ohne das so gut verstanden.«

»Endlich faßte Ernst die Hand der kleinen Clara und fragte: »Wo kommst Du her?«

»Von Hause,« antwortete sie.

»Und wo willst Du hin?«

»Ich glaube, ich habe vielleicht zu Dir gewollt, aber ich weiß es nicht recht.«

»Soll ich mit Dir spielen?« fragte Ernst.

»Nein! ich spiele nicht mehr mit Knaben, die sind zu wild. Einmal habe ich mit einem schönen, schönen Knaben gespielt, den ich so lieb hatte, und er hat mich doch so sehr verwundet, daß ich noch davon blute. Ich mag nicht mehr spielen. Ich will nur zusehen und mich freuen an der Lust der Uebrigen.«

»Und weiter willst Du Nichts?« fragte Ernst. »Willst Du nicht mit mir umherwandern, und soll ich Dir nicht von den schönen Statuen erzählen?«

»Clara sah die Statuen an einen kleinen Augenblick, dann wendete sie das Köpfchen, schaute dem Knaben ruhig in die Augen und sagte: »Ach! die Statuen, die sind ja lange, lange todt, die leben nicht mehr und freuen sich nicht und sind nicht traurig: aber Du lebst und Du siehst traurig aus. Sage mir lieber, was fehlt Dir denn?«

»Da traten unter dem warmen Blicke des Mädchens und unter ihrem freundlichen Worte dem traurigen Knaben zwei große, schwere Thränen in die Augen. Das Eis des starren Schmerzes zerschmolz vor dem Frühlinge ihrer Gegenwart in den Thau der süßesten Wehmuth und er sagte: »Ach, Clara! ich hatte solch einen schönen, schönen Schmetterling, den hatte ich lieb, wie Du Deinen wilden Knaben, der Dir so weh gethan hat. Und nun ist mein Schmetterling mit einem leuchtenden Colibri davon geflogen, weit, weit in ein fernes Land, dahin ich

ihm nicht folgen kann, und er kommt noch immer nicht wieder!«

»Als er das gesprochen hatte, setzte er sich still wieder unter den Baum und versank in sein früheres Träumen. Clara stand verlegen dabei und ängstlich. Sie wußte nur zu gut, wie weh dem armen Knaben sein Herz thun mochte, und kannte doch kein Mittel, ihm zu helfen. Aber es litt sie nicht in müssigem Zusehen, wo ein Anderer Schmerzen hatte. Sie ging zu dem Knaben, richtete sein Haupt empor und sagte: »Was willst Du denn jetzt thun?«

»Trauern!« antwortete der Knabe.«

»So will ich Dir trauern helfen. Komm! erzähle mir von den Tagen, in denen Du Deinen Schmetterling noch hattest, in denen Du noch glücklich warst!«

»Der Knabe erzählte und ward wärmer und fröhlicher während des Sprechens. Er sah in Clara's Augen das tiefste Mitgefühl glänzen, es

freute ihn, daß sie so ernsthaft zuhörte, sein Leid kam ihm schöner vor, seit es das fremde Mädchen theilte, und als die Kleine voll Rührung zu weinen anfing, da weinte der Knabe auch; aber es war ihm, als geschähe es aus Freude und nicht aus bitterm Schmerze, wie bisher.«

»Plötzlich trocknete er seine Augen und rief: »Nein! wenn ich Dich weinen mache, Clärchen! so fliegst Du mir davon, wie mein schöner Schmetterling. Komm! wir wollen spielen, Du sollst froh sein und ich will es auch.«

»Da klatschte die kleine Clara in die Hände und sagte: »Ach ja! Ernst! wir wollen spielen, mitten unter all den andern Kindern! und wenn mir ein Knabe zu nahe kommt, dann beschützest Du mich. Dir traue ich: Du bist gut; Du thust mir nicht weh.«

»Gewiß nicht, Clärchen! ich will Dich behüten wie meinen Augapfel; gieb mir nur die Hand und laß uns gehen.«

„Und Hand in Hand sprangen sie davon, sich in den fröhlichen Schwarm der Uebrigen zu mischen, von denen sie jubelnd aufgenommen wurden, denn Clara und Ernst waren hübsche und artige Kinder. Aber Gott weiß, wie das kommen mochte, die Beiden fanden sich in dem tollsten Gewühle immer zusammen, ihre Blicke trafen, ihre Worte begegneten sich, und ohne daß sie es wollten, standen sie gleich wieder nebeneinander, auch wenn sie sich recht absichtlich getrennt hatten.“

„Darüber lachten und spotteten die Andern und sagten: „Was kommt Ihr denn zu uns, wenn Ihr doch Nichts suchet und sehet als Euch selber? Wir mögen nicht mit Euch spielen. Ihr könnt ja nur allein bleiben, da Euch das lieber ist.“ Dabei liefen die wilden Kinder davon und ließen Clärchen und Ernst ganz allein.“

„Die standen sich verlegen gegenüber, weil sie nun fühlten, daß sie allein wären, zusammen

allein unter allen Andern. Clärchen wendete ſich ab und wollte davon eilen. Ernſt ſah es, ballte die kleine Fauſt, zertrat zornig die armen Blumen unter ſeinen Füßen; aber er mochte ſie nicht zurückhalten. Mag ſie doch gehen, dachte er, wenn's ihr ſo leicht wird.«

»Und Clara ging. Damit aber Ernſt nicht merkte, wie nahe ihr das Weinen war und wie ſie unabläſſig den Kopf nach ihm wendete, that ſie, als ob ſie die Blumen betrachtete und ſang ſich ein Liedchen. Ernſt ſeiner Seits fing trotzig zu pfeifen an. Das Pfeifen klang wie ein Seufzer. Länger ertrug das Clara nicht und ſtillſtehend fragte ſie: »Haſt Du mich wohl gerufen?«

»Da ſtürzte Ernſt zu ihr, faßte ihre Hände und ſagte: »Warum wollteſt Du denn von mir gehen, wie von einem Fremden?«

»Die andern häßlichen Knaben haben mir bange gemacht mit ihrem Spotte.«

»Und was kümmern Dich die Andern? Du ſollſt ja nicht bei ihnen bleiben, ſondern bei mir.«

»Das iſt wahr,« ſagte Clara: »ich bleibe auch, und nun iſt Alles gut. Wir wollen allein ſpielen, ohne die Andern und gar nicht an ſie denken. Sieh her! da liegt ein fertiger Kranz in dem großen, ſteinernen Hauſe, dahinein wollen wir gehen, mit dem Kranze wollen wir ſpielen. Wem gehört das Haus?«

»Der Freundſchaft!« ſagte Ernſt.

»Iſt die gut, und wird die uns erlauben, den Kranz zu nehmen?«

»Sehr gut, die wird uns gern in ihrem Hauſe laſſen. Ich kenne ſie wohl, es iſt ruhig und friedlich bei ihr.«

»Und die Kinder gingen in das Haus, das der Freundſchaft gehörte und fanden ganze Körbe voll Blumen, an denen ſie ſich ergetzten. Ernſt ſuchte die ſchönſten hervor, ſeine kleine Freundin

damit zu schmücken. Er steckte sie ihr an die Brust, er flocht sie ihr in die Locken, und wenn sie sie eine Weile getragen hatte, dann nahm er sie ihr wieder, um sie zu ihrem Gedenken zu behalten und gab ihr frischere, schönere noch dafür. Und Clärchen war fröhlich und heiter. Ihre Wangen strahlten röther, ihre Augen glänzten heller, sie wurde immer schöner. Endlich war es dem Knaben, als hätte er sie so lieb, so lieb als seinen entflohenen Schmetterling. Des schämte er sich und wollte wieder trauern; aber die Trauer kam nicht mehr recht aus dem Herzen, und durch die schwarzen Wolken schmerzlicher Erinnerungen, die er heraufbeschwor, zuckten wie Sternlein durch Nachtgewölk die lichten freundlichen Augen der kleinen Clara.«

»Wie sie nun so fröhlich mitsammen waren, dünkte sie die Welt noch viel schöner geworden als vorher. Die Sonne schien wärmer, die Springbrunnen stiegen höher, funkelten heller, und

die Vöglein ſangen ſo ſanfte Melodien, daß die Herzen der Kinder immer weicher, immer ſehnſüchtiger wurden. Da kam eine ſüße Schwermuth über ſie, und Clärchen ſagte: »Weißt Du, lieber Ernſt, ich glaube, ich ſehne mich nach dem wilden Knaben, der mir ſo wehe gethan hat.«

»Und ich bange nach meinem Schmetterling!« ſeufzte Ernſt, und Beiden traten die Thränen in die Augen. Es ſah faſt aus, als ob ſie böſe wären auf einander. Ein kluger Erwachſener hätte denken mögen, es ſchmerze Jeden, daß dem Andern noch nach Etwas verlange, da ſie doch beiſammen waren.«

»Sie ſaßen nun ganz ſtill und ſchwiegen, die beiden Kinder. Während deſſen wurde der Duft der Blumer immer ſtärker, ſo daß er ihnen faſt den Sinn verwirrte und ihnen ſchwindelnd zu Muthe ward. Der Raſen wiegte ſich ſanft unter ihnen, die letzten Sonnenſtrahlen gaukelten

herüber und hinüber, es war, als ob die Natur ein ungewöhnliches Leben angefangen hätte; als ob alles Erschaffene süße, flüsternde Worte aushauchte, die wie sanfte Geheimnisse durch die Luft säuselten. Die Herzen der Kinder erzitterten davor. Oft schien es, als müßten die kleinen, rothen Lippen die süßen Worte nachzusprechen versuchen, welche durch die Natur erklangen, aber sie konnten den rechten Laut gar nicht finden. Darüber wurde es Abend und die Trennungsstunde kam heran.«

»Das merkten die Kinder wohl: sie mochten nur nicht davon sprechen, denn sie fürchteten sich vor der Nähe des Scheidens. Und je später es wurde, je banger der Abschied heranrückte, um so eifriger fingen sie wieder an zu spielen und mit den Blumen zu tändeln. Ganze große Zweige drückte der Knabe dem Mädchen in die Hände, und als er wieder einen blühenden Rosenstrauch neckend emporhielt, da blitzte es wie Gold durch die

Blätter. Clärchen ſah es erſchreckend und rief: „O ſchnell! ſchnell! wirf das fort!“

„Den ſchönen, goldenen Pfeil?“ fragte Ernſt. Denn ein ſcharfer, ſpitziger Pfeil war es, wenn ſchon mit Roſen umwunden.“

„Und Ernſt ſpielte damit, wie ein muthiger Knabe mit Waffen zu ſpielen pflegte. Er hob ihn empor, als wenn er damit nach Clara werfen wollte; die aber wich ihm ängſtlich aus und bat ihn ſchüchtern: „Lieber Ernſt! wirf den Pfeil fort, ſpiele nicht damit. Solch goldenen Pfeil hatte der wilde Knabe auch: ſieh die blutrothe Narbe auf meinem Herzen, die er mir zurückgelaſſen hat. Ich fürchte mich vor dem Pfeile.“

„Da lachte Ernſt gar keck und meinte: „Was ſolch ein Mädchen doch furchtſam iſt! Sieh her, wie ich mir die Haut aufritze: das thut nicht wehe, es fühlt ja nur das heiße, innere Leben.“ Er fuhr haſtig mit dem Pfeile nach der Bruſt, und leiſe fielen einzelne ſchwere Blutstropfen zur

Erde nieder. Clärchen wurde bleich. Sie mochte wohl kein Blut sehen können, deshalb wendete sie sich ab und fragte zitternd: »Ernst, thut es Dir wehe?«

»Was kümmert es Dich!« rief er. »Du hast ja keinen Schmerz davon! Du bist nicht verwundet, Du bist feig, Du bist kalt und Du hast mich nicht lieb. Sei zufrieden, daß Du glücklich bist und gehe fort von mir!«

»Statt dessen trat Clärchen leise an ihn heran, zog ihm den Pfeil aus der Brust und drückte die scharfe Waffe fest und tief sich selbst in das kleine, klopfende Herz. Es mochte ihr wohl recht sehr verwundet sein, denn ihr rosig Gesichtchen entfärbte sich: aber sie klagte nicht und dachte: »Nun wird er doch sehen, daß ich nicht feig bin und daß ich ihn lieb habe.«

»Und Ernst blickte sie von der Seite an, ohne sich ihr zu nähern. Er hatte selbst gar großen Schmerz an seiner Wunde, die tiefer geworden

war, als er sie machen gewollt hatte. Er wurde ungeduldig und fragte heftig: »Clara! thut Dir Dein Herz nicht wehe? Das meine brennt mir sehr!«

»Da er sie aber so unwirsch fragte und sie nicht ansah dabei, verbiß die kleine Clara eigensinnig das tiefe Leid. Lächelnd antwortete sie, während Todesschauer sie durchrieselten: »Wie soll mir denn das Herze wehe thun, Du Thor! Glaubst Du, ich hätte mich wirklich verwundet? Es war ja nur ein Scherz! und ich gehe nun fort. Gute Nacht! Ernst!«

»Gute Nacht!« sagte er tonlos, und Clärchen wollte thun, als flöge sie heiter und fröhlich davon. Aber die Füßchen versagten den Dienst. Jenseit der Pforte des Gartens sank sie zusammen. Sie konnte nicht vorwärts, sie konnte nicht zurück. Verstohlen blickte sie nach dem Knaben: der saß traurig da und sah ihr nach mit thränenschwerem Auge.«

»Plötzlich rafften sich Beide empor. Ernst

lief der Kleinen nach und sagte: »Ach, Clärchen! der Pfeil hat uns so tief verwundet, daß wir nicht aufhören werden zu leiden und zu bluten, als Brust an Brust!«

»So komm!« hauchte Anna, »damit wir genesen.«

»Und mit ausgebreiteten Armen stürzten sie aufeinander zu und waren sich schon ganz nahe gekommen — — aber — da war es schon zu spät! Zu spät!«

»Der alte Gärtner kam, als sie sich fast erreicht hatten, und schloß die große Gartenthüre vor ihnen zu, und diese trennte sie wie eine dunkle undurchdringliche Scheidewand. Sie riefen einander, sie streckten verlangend die Händchen nach einander aus, aber die Scheidewand war gezogen, und sie haben sich nie wiedergefunden.«

Anna hielt inne, die Andern schwiegen. Der ruhige Ton, mit dem sie die kleine Parabel erzählt hatte, war gegen das Ende bewegter ge-

werden. Als sie die Worte wiederholte: »Es war zu spät! Zu spät!« — zitterte ihre Stimme leise und es schimmerte wie feuchte Perlen in ihrem Blicke, während ihr lächelnder Mund den Schluß verkündete.

Niemand wagte eine Frage, eine Bemerkung zu machen. Alle vermutheten, Anna habe nicht vorausgesehen, wie tief sie von dieser Mittheilung erschüttert werden würde, und wünschten deshalb ihr zu verbergen, daß man diese Erschütterung bemerkt habe. Fernen Herzens scheute man sich ein Geheimniß zu erfahren, welches sich unwillkürlich verrathen hatte. Man beklagte Anna, daß eine Wunde noch blute, die sie selbst für geheilt halten mußte, als sie sie zu berühren wagte, und ging zu allgemeinen Betrachtungen, zu fernab liegenden Gesprächen über. Die Art, in welcher Anna sich daran betheiligte, bezeugte ihre Dankbarkeit für diese Schonung. Alle fühlten sich noch fester verbunden, noch wohlwollender

einander zugeneigt, als je vorher. Zwiſchen guten verſtändnißvollen Menſchen wird jedes Ereigniß, ſei es Schmerz oder Freude, ein neues, ſie wohlthuend verknüpfendes Band, weil jedes Gelegenheit bietet, die ſchönen Eigenſchaften zu entfalten, welche man liebend an dem Andern verehrt.

Erſt am Abend kam Anna von ſelbſt auf dieſe Erzählung zurück. »Es wird uns gut thun,« ſagte ſie, »nach meiner kleinen, traurigen Parabel, von deren Grundmotiv Sie Alle mehr oder weniger Ahnung gehabt haben dürften, die friſchen, ſtarken Erlebniſſe des Obriſten zu hören. Dieſem treuen Freunde trage ich es auf, Ihnen morgen Erſatz zu geben für die wehmüthige Stimmung, in welche die Schwäche meines Herzens Sie heute verſetzt hat. Zahlen Sie morgen meine Schuld, lieber Freund!«

»Die ganze kleine Geſellſchaft ſah der Erzählung des Obriſten mit Freude entgegen. In

früher Zeit von Europa nach den holländischen Colonien in Ostindien gekommen, war seine ganze Jugend im Felde vergangen und durch eine Reihe gefahrvoller Kämpfe ausgefüllt worden, ohne daß die Milde seiner Natur dadurch den geringsten Abbruch gelitten hätte. Er gehörte vielmehr zu jenen Männern, welche das Bewußtsein überwiegender Kraft, nicht zum Tyrannen, sondern zum Beschützer des Schwachen macht, und selbstlos in hohem Grade, verlangte er weder Anerkennung noch Dank für den Schutz, den er gewährte, wo sich in irgend einer Weise die Möglichkeit dafür darbot.

Seine Bildung war eine eigenthümliche. Nur ihre Anfangsgründe wurzelten in der europäischen Heimath, nur die Gewohnheit des Beobachtens und Prüfens hatte der junge Offizier in das ferne Land mitgebracht, dessen verschiedene Lebensrichtungen sich ihm plötzlich fremdartig vor die Seele stellten. Die orientalische Ueppigkeit

der reich gewordenen Europäer, welche das Glück in die Befriedigung jedes zum Bedürfniß gewordenen Luxus setzten, die mährchenhaft prächtigen Hofhaltungen der mächtigen, despotischen Rahja's, die gänzliche Bedürfnißlosigkeit des niedern, eingebornen Volkes, traten ihm in scharfen Contrasten entgegen. Sein gesunder Sinn wußte in allen diesen Elementen Recht und Unrecht zu sondern, Wahrheit und Schönheit zu erkennen, wo sie sich darboten, und aus dem Leben der primitiveren Volksstämme die Gesetze der Naturwahrheit, der Naturnothwendigkeit als Grundlage seiner Handlungen für sich festzustellen. Duldsam für Alles, was die Convenienz der Völker sich in staatlicher oder religiöser Beziehung zum Gesetz erhoben hat, hielt er das Abweichen von einer solchen Convenienz eben für kein schweres Vergehen, während er mit Ernst die Erfüllung aller der Pflichten forderte, die das innere Wesen des Menschen, sein angebornes

Bewußtsein, sein Gewissen, als Pflicht erkennen.

Lange Jahre des Krieges hatten ihn abgehärtet gegen jede Beschwerde, Jahre des üppigsten Lebens unter den Europäern in den Colonien, ihn gleichgültig gemacht gegen den Luxus. Er haßte den Schein in Handlungen, wie in Empfindungen. Selbstbetrug und Lüge waren ihm vollkommen fremd, sein Urtheil überall ein eigenes, auf eigene Anschauungen gegründetes, und darum in den meisten Fällen auch ein wahres. Rückwärts zu leben in quälenden Erinnerungen, zu bereuen, was er in gutem Glauben gethan hatte, über geschehene, unabänderliche Dinge zu grübeln, das waren Unmöglichkeiten für ihn; und weil er mit dieser Ganzheit seiner Natur den Werth des Augenblickes in bewußtem, ruhigem Genusse zu ehren wußte, machte er auf jeden Menschen, der in seine Nähe kam, einen wohlthuenden, einen beruhigenden Eindruck.

So horchten denn Alle auf, als er sich anschickte:

Die Geschichte eines Feldzuges *)

zu erzählen, um so mehr, als er im Ganzen wenig sprach und noch weniger von sich selbst zu sprechen liebte.

»Sie werden wissen,« sagte er

»Nein! nein!« fiel ihm Coralline in das Wort, »wir wissen gar Nichts! das heißt, ich weiß gar Nichts von dem Wunderlande, aus dem Sie kommen, also fangen Sie nur von Anfang, wo möglich von der Erschaffung der Welt an, als es noch ein Bischen tolles Durcheinander auf Erden gab, und nicht Alles nach so weisen Regeln herging wie jetzt. Erzählen Sie, als

*) Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen zusammengestellt.

wäre noch nie ein Europäer zurückgekommen außer Ihnen, das wird mir und uns Allen gerade den meisten Genuß gewähren!«

»Nun denn,« begann der Obrist lächelnd, »Sie Alle, außer Coralline, werden wissen, daß Java seit langen Jahren im Besitze der Holländer ist, während die Eroberung Sumatras erst der neuern Zeit angehört. Als ich nach Java kam, waren die Kämpfe um die Erwerbung dieser zweiten Insel noch in voller Heftigkeit, und die Holländer in ihren letzten Feldzügen unglücklich gewesen. Das hatte eine Pause in dem Kampfe veranlaßt, welche den jüngern Offizieren, die ihre ersten Lorbeeren zu verdienen hofften, sehr lange währte.«

»Zu Ende des Maimonats von achtzehnhundert zweiunddreißig sollte diese Ruhe durch eine Expedition nach der Westküste von Sumatra unterbrochen werden, und Alles freute sich der Aussicht, sich endlich in dem damals fast noch un-

bekannten Theile der Insel mit den allgemein gefürchteten Padri's zu messen. Diese Padri's sind kein eingeborner, sondern ein von Westen eingewanderter, wahrscheinlich arabischer Volksstamm. Sie sind fanatische Mahamedaner und hatten, da sie kriegerischer und den Malayen an Bildung überlegen waren, in ferner Zeit sich zu Beherrschern eines Theils von Sumatra gemacht. Ihre Ausdauer, ihre Energie haben sie nur immer wie die Jesuiten des Mahomedanismus erscheinen lassen.«

»Der Hauptstamm, welcher außer den Padri's auf Sumatra lebte, die Malnesen, tödtliche Feinde der Padri's, waren auf der äußersten Westküste bereits von den Holländern besiegt, ohne daß man sich jedoch bei ihrem kriegerischen, blutdürstigen Charakter mit einiger Zuversicht hätte auf sie verlassen können. Die Padri's hingegen, noch niemals unterjocht, immer kampfbereit, standen unter Waffen, und ihr tödtlicher Haß gegen das

Christenthum, von ihren Priestern bis zum Fanatismus gestachelt, sehnte den Ausbruch des neuen Krieges herbei.«

»Wir schifften uns in Batavia auf drei Kriegsschiffen ein. Ich selbst ging mit meiner Compagnie auf der »Heldin« an Bord, auf der sich auch der Oberst K. befand, der als Chef die ganze Expedition befehligte. Wir sollten in Padang, der Hauptstadt des von den Holländern eroberten Districtes landen.«

»Da unsere Reise eine durchaus glückliche war, hatten wir volle Muße uns die Zukunft, nach Art junger Militairs, mit den Bildern unserer ruhmreichen Siege, mit allen möglichen Heldenthaten und Ehren auszuschmücken, deren Glanz durch den phantastischen Hintergrund noch erhöht wurde, welchen die orientalische Pracht dieser zu besiegenden Fürsten, die Weiber der Harems und die Reichthümer des Landes bildeten.«

„Padang war damals noch in seinem ersten Entstehen. Nur einige europäisch gebaute Häuser sahen aus chinesischen und malayischen Hütten hervor und boten so wenig Fesselndes für das Auge, daß der Blick sich sogleich zu den Bergketten wendete, die sich näher und ferner erhoben und, das Land nach allen Richtungen durchziehend, uns Mühseligkeiten jeder Art verkündeten. Während die ausgeschifften Truppen sich am Ufer sammelten, fingen wir an umherzugehen, aber unsere ersten Schritte erreichten einen Kirchhof, auf dem uns die Gräber der Cameraden unglückverkündend anstarrten, welche bei den früher versuchten Eroberungen der Insel hier ihren Tod gefunden hatten. Der Hügel des Obristen Raaf, der sie commandirt, hob sich erhöht aus ihren Reihen empor.“

„Sobald sich die Compagnien geordnet hatten, brachen wir nach der Stadt auf. Es war in der Mitte des Juli, die Sonnenhitze unerträg-

lich, der tiefe Ufersand, in dem wir bis zu den Casernen zu marschiren hatten, brennend heiß, und die Rückblicke, welche alle diese Gräber uns auf die eigene Lage thun ließen, geeignet, die reizenden Bilder des Ruhmes, mit denen wir hierher gekommen waren, Etwas in den Hintergrund treten zu lassen.«

»Am zweiundzwanzigsten Juni begannen von Padang aus unsere Bewegungen in zwei Colonnen, die sich auf einem der holländischen Hauptplätze, der Feste »Forst von der Capellen« versammeln und von dort das stärkste Reich der Padri's, das Lintau'sche Reich, angreifen sollten. Am ersten Tage marschirten wir bis zum Abend auf fast unwegsamer Straße und schlugen dann Bivouaks auf. Aber ein Sturm, der heftigste, den ich jemals vorher und nachher erlebte, riß diese Bivouaks schon nach wenig Stunden um und zwang uns, seiner ganzen Wuth ausgesetzt, unter offenem Himmel zu übernachten. Am Mor-

gen versuchten wir weiter vorzudringen und sahen bald von einer Höhe die erste feindliche Linie in ziemlicher Entfernung, anscheinend ohne alle Besetzung, vor uns liegen. Kriegserfahrung und Pfaffenlist hatten eine Position gewählt, die durch hervorspringende, wildbewachsene Klippen, in einen Engpaß eingeschlossen, sehr sicher war. Nach einem der beschwerlichsten Märsche über Felsen und undurchdringliche Gesträuche von wilden Ananas, gelang es endlich, uns der feindlichen Verschanzung auf dem rechten Flügel zu nähern, als ein heftiges Gewehrfeuer von etwa fünfhundert Mann uns empfing. Gleich darauf wurde in unseren Reihen zum Angriff commandirt und wir drangen vor.«

»Aber dies Vordringen war schwer, und diejenigen, welche ihren ersten Feldzug machten, konnten es gleich kennen lernen, was es heiße, in einem fremden Gebirgslande gegen halbwilde Völker Krieg zu führen. Der Boden war be-

deckt mit Wolfsgruben und Fußangeln, wohin man trat, brach er zusammen. Ueberall starrten uns Hecken von einer stachlichen Pflanze, dem Bambu dura, entgegen, und aus allen diesen Hecken streckten Tausende von Lanzen ihre scharfen Spitzen hervor. An einen Rückzug war nicht zu denken, denn nicht Einer von uns wäre mit dem Leben davon gekommen. Wir mußten also vorwärts und lernten das Glück schätzen, keine Wahl zu haben. Mit dem Feldgeschrei: Das Beispiel unsers braven Obristen! fingen wir zu stürmen an.«

»Seine Jäger, zu denen ich gehörte, fochten unverzagt, nur von einer Furcht beseelt, von der Furcht, unter den Letzten zu sein. Ich befand mich an der Seite meines Chefs, der mit heiterer Stirn, ruhig lächelnd, selbst die ersten Verheckungen aus dem Wege warf. Mehr besorgt um sein Leben, als um das eigene, denn der Obrist ward angebetet von den Truppen, stürzte man sich ihm

nach und ein heißer Kampf begann. Von beiden Seiten fielen die Leichen nieder, als sollten die Laufgräben damit gefüllt werden, wir mußten jeden Fußbreit Land mit Blut bezahlen, aber wir kamen doch vorwärts und unsere Fahnen siegten über den Halbmond."

„Nach zwei Stunden überstiegen wir die ersten Wälle. Hier lagen die muthigsten Vorfechter der Padri's, zum Theile Priester, in langen Reihen erschossen neben einander. Jeder von ihnen hatte als ein Zeichen seines Glaubens den Alkoran im Gürtel. Einzelne, die aus tiefen Wunden blutend, halbtodt auf dem Boden lagen, erstachen sich, um nicht Pardon zu nehmen. Aber ehe wir noch Zeit finden konnten, das Terrain zu beobachten oder unsern Verlust zu übersehen, drangen neue Massen von Tullbanden heran, die leergewordenen Räume zu füllen, und abermals erschallte lustig das Signal zum Sturmmarsch — und abermals blieb das Glück auf unserer Seite."

»Mit verzweifelndem Geschrei begann die Flucht der Padri's. Ihr Siegesruf: ›alla hillalla!‹ verstummte vor dem Jubel, mit dem wir uns die Hände reichten. Nur eine Redoute blieb uns noch zu nehmen. Ihre Lage hatte sie bisher unserm Auge entzogen und wir erachteten sie als leichte Arbeit; aber gerade diese Redoute hatte sich der Toako, der König von Lintau, zur letzten Freistätte erwählt. Die Zahl der Kämpfer, welche sich um ihn zu seiner Vertheidigung geschaart hatten, war eben so klein, als ihre Tapferkeit groß. Kaum funfzig Mann stark, schienen sie entschlossen, mit ihrem Könige zu sterben. Sie fochten mit der verzweifelnden Wuth eines angeschossenen Löwen. Schon sechszig der Unsern lagen auf dem Platze, ohne daß eine Abnahme in der Kraft oder in dem Muthe unserer Gegner bemerklich wurde. Da flammte das Auge unsers Chefs fürchterlich auf, und mit den Worten: »Mir nach!« versuchte er selbst die Brustwehr zu

erklimmen. Niemand blieb zurück, wir strebten ihn mit unsern Leibern zu decken. Meinem Hauptmanne fuhr eine Lanze durchs Herz, er fiel neben mir, ohne daß ich es bemerkte, weil ich nur den Obrist im Auge hatte. Ihn zu schützen, war mein einziger Gedanke. Noch eine Viertelstunde währte der Kampf, noch eine Viertelstunde stritten wir an seiner Seite, und der vollkommenste Sieg war unser. Ich empfing aus den Händen des Obristen die Compagnie meines gefallenen Hauptmanns.«

»Nur die Vollständigkeit des ersten Sieges über einen Feind, gegen den das Gouvernement seit zehn Jahren vergeblich gefochten, konnte einigermaßen über den großen Verlust an Menschen, trösten, den wir erlitten hatten. Wir fanden hier die Kanonen wieder, welche die frühern Expeditionen hatten zurücklassen müssen, und mit diesem einen Schlage schien wenigstens das so gefürchtetete Litauische Reich gestürzt zu sein.«

»Nach einem Ruhetage zogen wir weiter gegen die Hauptstadt Tapizello hin. Der Schrecken über die erlittene Niederlage hatte das ganze Volk ergriffen, nur einzelne Haufen leisteten uns auf dem Wege Widerstand und fast mühelos erreichten wir die Residenz.«

»Still, wie ausgestorben lag sie da, eine weitläufige Stadt, lang hingestreckt in einer blühenden Ebene. Die Pforten waren fest verschlossen, die Mauern leer. Ein einziger Mann von ungewöhnlicher Größe, nach Priesterart ganz in Weiß gekleidet, stand wie ein Geist auf der Ringmauer. Er lehnte gegen eine mit einem Halbmond geschmückte, steinerne Säule. Weder das Wirbeln unserer Trommeln, noch den Klang unserer Hörner schien er zu hören. Erst als wir dicht vor den Außenwerken Halt machten, um den Angriff zu beginnen, blickte er um sich und verschwand. Aber gleich darauf erschien er auf den Zinnen des großen Tempels, eine brennende

Fackel in der Rechten, und noch während wir ihn anstarrten, loderten von allen Ecken aus dem stolzen Gebäude die Flammen hervor. Näher und näher züngelten sie zu der Stelle heran, auf der sich in eiserner, unbeweglicher Ruhe der Priester befand, endlich schlugen sie über seinem Haupte zusammen, und durch ihre rothe Gluth schimmerte sein weißes Gewand, bis düstere Rauchwolken ihn umhüllten und er in die Tiefe versank.«

»Eine lautlose Stille herrschte in unsern Reihen. Der Brand verbreitete sich mehr und mehr, krachend sanken die Gebäude zusammen, kein Ton der Menschenstimme wurde gehört. Wie die letzte Rache einer finstern Macht sprengte endlich noch der Pulverthurm auseinander, seine Steinmassen in die Weite schleudernd, und verfinsterte die Sonne mit den schweren Wolken seines erstickenden Rauches.«

»Es vergingen viele Tage, ehe wir daran denken durften, in die noch etwa stehen gebliebenen Mauern einzudringen, denn der Brand dauerte

fort, und die Hitze auf den Aschenhaufen blieb noch lange unaushaltbar. In kurzer Zeit war hier durch Priesterwillen gefallen, was Jahrhunderte gebaut hatten, und tyrannisch gebietend bis zu seiner letzten Stunde, hatte der Oberpriester Hatschi-Tuw selbst, die Brandfackel in die Stadt geschleudert, um die Tempel nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, um als Priester auf der geweihten Stätte frei zu sterben.«

Der Oberst hielt inne, als wolle er seine Erzählung hier abbrechen, da aber Alle den Fortgang des Kampfes zu hören verlangten, fuhr er nach einer Pause fort zu berichten.

»Es ist mehr noch in dem Charakter des Soldaten, als in der Art anderer Menschen, daß ein Augenblick des Genusses ihn für lange Leiden entschädigt, eine Zeit der Ruhe und des Vollaufhabens ihn alle Entbehrungen vergessen macht. Die Ebene um Tapizello war sehr lieblich. Was uns an Zelten der Sturmwind übrig

gelaſſen hatte, wurde im Schatten breitblätteriger Piſangbäume aufgeſchlagen, und unbekümmert um den Untergang eines Reiches, um die Zerſtörung einer Stadt, in der Tauſende von Menſchen ihr Hab und Gut verloren hatten, überließ der Soldat ſich dem Ruhegenuß in voller Freudigkeit.«

»Während dieſer Raſt ſollte, ehe wir vorrückten, das Land in unſerer Nähe ſo gut als möglich unterſucht werden, denn hier hatte noch kein europäiſcher Fuß gewandelt. Es iſt ein leichtes Ding, Krieg zu führen in einem Lande, deſſen Terrainkarten jeden Fluß, jede Brücke, jedes Dorf und Haus angeben können. Aber in finſtern Nächten, überall vom Feinde umringt, nach den Sternbildern und mit dem Compaß in der Hand, ſich die Wege zu ſuchen, das iſt mitunter gar nicht angenehm. Die nächſte Gegend war heiter. Ein weites Thal breitete ſich vor uns aus, von hohen Felſen eingeſchloſſen, die

der feuerspeiende Berg Gunigavi, eben so gefährlich als malerisch, überragte. Wilde Bergströme ergossen sich bald in Silberstreifen, bald in schäumenden Wasserfällen in das Thal, in dem sie üppige Reisfelder bewässerten. Der schlanke Cocosbaum, die blühenden Kaffeebüsche mit weißen Blüthen und rothen Beeren umkränzten den Fuß des Vulkanes. Drei Tage währte die Ruhe in diesem kleinen Paradiese.«

»Am vierten Tage, als die Kundschafter zurückkamen, brachen wir wieder auf. Einige befreite Malayen, die in Tapizello gefangen gewesen waren, sollten uns die Wege zeigen, verloren sich aber bald. Nur ein Padri, der sich gleich nach dem Kampfe vor den Verschanzungen zu uns geflüchtet hatte, weil er von dem Toako von Lintau beleidigt, nicht weiter mit ihm kämpfen wollte, hielt uns Stich. Anfangs von unserm Chef mit natürlichem Mißtrauen behandelt, bewies er sich aber bald so gewandt und so ver-

läßlich, daß der Obriſt ſich entſchloß, ihn als Führer zu benutzen.«

»Auf feſtem, lavahaltigem Grunde, der das Marſchiren ſehr erleichterte, rückten wir vorwärts. Breite, geebnete Wege, regelmäßig angelegte Häuſergruppen, in deren Mitte ſich faſt immer, von gemauerten Baſſins umgeben, ein Tempel befand, verriethen die Cultur dieſes Volksſtammes. Aber alle dieſe Dörfer und Flecken waren verlaſſen, keine Menſchengeſtalt zu ſehen. Nur hier und dort konnte man Abends ihre Wachtfeuer auf den ſteilſten Bergen in ſcheinbar unzugänglichen Klüften entdecken. Unter dieſen ſich immer gleichbleibenden Verhältniſſen legten wir ſechs Marſchtage zurück, ehe wir den mächtigen Strom Palanbang erreichten, der hier in den Gebirgen ſeinen Urſprung hat. Alle angewendete Mühe, die Bewohner aus ihren Schlupfwinkeln hervorzurufen und zur Rückkehr in ihre Wohnungen zu bewegen, zeigte ſich erfolglos. Es blieb alſo Nichts

übrig, als, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, hier in günstiger Position ein Fort zu bauen, eine Besatzung zurückzulassen, und von der Zeit die Bändigung der, mit Recht eben so scheuen als hartnäckigen Völkerschaft zu erwarten.«

»Jedoch schon während dieses Bauvorhabens berichteten unsere Streifcorps, welche mit dem als Führer dienenden Padri ausgesendet worden waren, von Rüstungen in den benachbarten Reichen. Der Sturz des Lintau'schen Reiches, das Flüchten seiner Bevölkerung in die Nachbarländer schien diese in Aufregung gebracht zu haben, und täglich stießen unsere Soldaten auf bewaffnete Feinde in den Bergen, welche nicht flohen, sondern sich zum Kampfe stellten, so oft ihre größere Anzahl ihnen den Sieg zu verheißen schien. In diesen ungleichen Kämpfen verloren wir viel Leute und lernten die Grausamkeit der Padris gegen den bewaffneten, ihren Edelmuth ge-

gen den wehrlosen Feind in vielen Zügen kennen.«

»Einer derselben ist so schön, daß ich ihn nicht unerwähnt lassen mag. Der jüngste unserer Offiziere war mit einigen Leuten zum Recognosciren ausgesendet. Sehr ermüdet von dem beschwerlichen Wege und des angreifenden Klimas noch ungewohnt, hatte er, um seine gänzlich abgespannten Nerven zu neuer Thätigkeit aufzureizen, gegen seine Weise Arrac getrunken. Dieser hatte ihn so sehr berauscht, daß er, unfähig sein Pferd zu lenken, von seinen Leuten abkam, sie nicht wieder zu finden vermochte, und endlich bei dem Hin- und Herirren des Rosses in eines der Verstecke der Padris gerieht. Plötzlich, von einer Menge schwarzer Gesichter umringt, fährt er empor und ist doch seiner Sinne nicht genug Meister, einen Versuch zur Flucht oder zur Vertheidigung zu wagen. Da drängen sich die Nächststehenden an ihn heran, heben ihn

vom Pferde, entwaffnen ihn und führen ihn in ein Zelt, in dem sie ihm ein Lager zur Ruhe anweisen. Am Morgen, als er erwachte und die Zustände zu begreifen begann, in denen er sich befand, sah er seinem Tode entgegen, den er unter diesen Verhältnissen für unvermeidlich halten mußte.«

»Er war allein, ungefesselt, unbewacht, und doch schauerte er in Todesgewißheit zusammen, als er die Schritte eines Mannes nahen hörte. Aber statt des erwarteten Todesboten trat ein ganz gerüsteter Padri an ihn heran, der ihm Speise und Trank darbot. Nachdem der Offizier diese genossen hatte, reichte der Padri ihm die Waffen, welche man dem Jünglinge am Abende abgenommen hatte und sagte, malayisch sprechend, zu ihm: »Du bist gegen Deinen Willen zu uns gekommen, mein Sohn; Du kennst den Weg nicht, den Du gegangen bist; ich will Dich nach dem Orte führen, von dem Du Deine

Brüder erreichen kannst. Waffne Dich und folge mir.«

»Am Ausgange der Schlucht stand das wohlgepflegte Pferd des Offiziers. Man forderte ihn auf, es zu besteigen, und von dem Padri begleitet, verließ er ungehindert das Lager. Als sie die rechte Straße erreicht hatten, von der der Offizier unsere Vorposten sehen konnte, machte sein Begleiter Halt, gab ihm die Hand und sagte: ›Hüte Dich vor Trunkenheit, sie ist eine Sünde vor Gott!‹ und noch ehe der junge Mann Etwas erwidern konnte, wendete Jener sein Pferd und ritt davon. Der Offizier aber langte noch an demselben Tage in unserm Fort an, das wir grade so weit beendet hatten, um an den neuen Aufbruch denken zu können, den die wachsende Empörung der Insulaner immer nothwendiger machte.«

»Alle Truppen erhielten Befehl, in Eilmärschen sich zusammen zu ziehen. Mein Bataillon

sollte über den steilen Fuß des Vulkanes, des Gunigapi, gegen das Land Buket vorrücken. Die Mühseligkeiten dieses Marsches, der auch mit dem Compaß in der Hand ausgeführt werden mußte, waren für Viele geradezu tödtlich. Brennende Hitze am Tage, Nachts eine schneidende Kälte: ein durch scharfes Lavageschiebe und Felsgeröll fast unpassirbarer Weg: heute gänzlicher Wassermangel, morgen die Nothwendigkeit, tiefe reißende Bergströme zu durchwaten. Allmälig gingen uns auch die Nahrungsmittel aus, und wenn wir Nachts irgendwo die Möglichkeit kurzer Rast gefunden hatten, mußten wir Wachen ausstellen, um das zu Scheletten gewordene mitgeführte Rindvieh bald vor einem Ueberfalle der streifenden Bewohner, bald vor der Raubluft der Tiger und Geier zu retten, welche uns nahe genug umkreisten. Es fehlte eigentlich nur, daß der Feuerberg sich in unsere Händel gemischt, und uns einmal einen tüchtigen Ausbruch

auf die Köpfe gesendet hätte. Der aber blieb uns treu, obschon es beständig in seinem Innern grollte, und der Boden oft genug unter unsern Füßen zu zittern begann.

Endlich nach vierzehn Tagen dieses Marsches durch das Gebirge gelangten wir in die Ebene von Buket. Es ist ein seltsam erquickendes Gefühl, den Fuß nach so langer Zeit wieder einmal auf weichen Rasen zu setzen. Wir Alle lebten neu auf und fanden in einem verlassenen Dorfe eine Ruhestätte, in der wir die Ankunft der übrigen Truppen erwarteten, welche nach drei Tagen beisammen waren. Hier, dicht vor dem Feinde, erspähten wir eine gute Gelegenheit zum Angriff.

Der Padri, der uns seit der Niederlage des Toake von Lintau als Führer gedient, befand sich unter uns. Er hatte uns anscheinend wohl berathen, denn seine Landsleute mußten den Angriff von dieser Seite nicht vermuthet haben. Sie

war wenig beſetzt, und Alles ließ uns hoffen, daß wir durch einen leichten Sieg für unſere Mühſeligkeiten entſchädigt werden würden. Am ſechsten September ſollte der Kampf beginnen. Vor Tagesanbruch wurde Alles in gröſter Stille in Ordnung gebracht. Ich hatte Befehl, mit meiner Compagnie das Gefecht en tirailleur am linken Flügel zu eröffnen. Hier traf ich gleich, während die Colonnen langſamer folgten, auf kleinere und gröſere zuſammengeraffte Haufen, die, bald zurückweichend, uns weiter vorwärts lockten. Unſer knatterndes Tirailleurfeuer, unſer weithinſchallendes Signalhorn klangen in doppeltem und dreifachem Echo aus den Bergen wieder; nur einzelne Schüſſe beantworteten die unſern, und in der Friſche eines Morgens, wie nur jene geſegneten Lande ihn kennen, drangen wir ſchnell genug in die Gebirge vor.«

»Plötzlich aber, als ich durch einen Felſenabhang, dem Auge der folgenden Colonnen ganz

entzogen, etwas zu ſchnell vorgeſchritten ſein mochte, ſah ich mich mit meinem kleinen Häufchen von hundertfunfzig Mann einem weit überlegenen Feinde gegenüber, der ſich mit ſeinem wilden Schlachtgeſchrei mir entgegen warf, während ich zugleich von allen anderen Seiten das Beginnen des Kampfes für die Colonnen vernahm. Es war kein Zweifel, wir waren in einen Hinterhalt gefallen.«

»Die halben Monde blinkten in kleiner Entfernung von mir, die rothe Blutflagge zeigte, daß einer der Hauptanführer mir gegenüberſtände. Zurückziehen konnte und wollte ich mich nicht, einen Sturmangriff zu wagen, war die Zahl des Feindes zu groß, lange Zeit zum Ueberlegen gönnten mir die verzweifelten ſchwarzen Geſichter nicht. So ließ ich, feſt entſchloſſen hier die Hülfe der Colonnen zu erwarten, meine Tirailleurs zuſammen rufen und ein Carré bilden, in der Ausſicht, daß meine Gegner dieſes Manoeuvre

nicht kennen und dadurch getäuscht werden würden. Ich hatte mich nicht betrogen. Wild wie ihre Natur stürzten sie sich in ungeregelten Massen über meinen, durch das Zusammenziehen noch kleiner aussehenden Haufen, und schienen noch mehr zum Angriff ermuthigt zu werden, als ich keinen Schuß auf sie thun ließ. Erst als sie sich mir bis auf funfzig Schritte genähert hatten, ließ ich das langgedehnte Signal zum Feuern blasen, und nun verfehlte natürlich kaum eine der Kugeln ihren Mann. Erschreckt, zweifelhaft was zu thun sei, stutzten die Feinde. Den Augenblick nahm ich wahr, das Carré sich entwickeln und als Colonne gegen sie anrücken zu lassen, wodurch sie in Verwirrung geriethen und die Flucht begannen. Zugleich hörte ich die Signale unserer Hauptcolonnen, wenn schon nur leise durch die Verwirrung des dort noch fortdauernden Gefechtes, so doch näher als vorher zu mir herüberklingen, und durfte also, ohne

Furcht ganz abgeschnitten zu werden, die Verfolgung des Feindes unternehmen. Vor Allem war es der Toako, der, die rothe Fahne in der Hand, meine Augen fesselte. Ihn zu erreichen, die Fahne als Beute heimzubringen, darauf ging mein ganzes Streben. Aber ein junger Unteroffizier, ebenfalls ein Deutscher, den ich sehr liebte und der mir stets zur Seite gewesen war, war mir noch zuvor gekommen. Mit raschem Sprunge erreichte er den Fürsten, als dieser von einem Abhange herabzuklimmen versuchte, erfaßte ihn bei dem weißen flatternden Mantel, und Fürst und Fahne fielen in unsere Hände.«

»Felsen und undurchdringliche Waldungen machten endlich dem Verfolgen ein Ende. Die Schlacht war auch auf dem andern Flügel vollständig gewonnen, die Truppen fanden sich zusammen, die Rast begann, und nun wurde der Padri vorgeführt, dessen Verrath uns in diesen

Hinterhalt gelockt, und den man gebunden hatte, sobald man dies bemerkte.«

»Als er vor den Obristen gebracht wurde, stand er stolz und unerschrocken da. »Habt Ihr geglaubt,« fragte er, noch ehe man das Wort an ihn richten konnte, »ein Padri werde sein Volk verrathen und seinem Fürsten eine Beleidigung nachtragen, wenn ein Fürst im Unglück ist? Wenn Ihr so handelt, lernt von uns, wie man für sein Volk und seinen Gott zu sterben hat.« Fest um sich blickend, streifte sein Auge von dem Obrist zu den Offizieren, und ein höhnisches verachtendes Lächeln spielte um seinen Mund.«

»Wir hatten einen heißen Tag gehabt, fast alle Compagnien, mit Ausnahme der meinen, hatten viel Leute verloren, es war ein großer Haß gegen den Padri in den Truppen und man verlangte, ihn als warnendes Beispiel gehängt zu sehen. Der Oberst dachte aber anders. »Bindet ihn los,« sagte er, »und laßt ihn laufen.

Ein Padri weniger, einer mehr, ist gleichgültig für uns: der aber liebt sein Vaterland und hat ein tapferes Herz! Laßt ihn zu den Seinen gehen!« Gesagt, gethan! Seine Fesseln wurden gelöst, und Brust und Stirn zum Gruße mit der Hand berührend, verschwand der Padri in schnellem Laufe bald aus unsern Blicken.«

»Nach diesem neuen Siege sollte den Truppen eine mehrwöchentliche Rast gewährt werden, deren wir auch dringend nöthig hatten. Auf der einen Seite des Vulkans lagerten wir, auf der entgegengesetzten befand sich, wie wir wußten, eine kleine Anzahl des Feindes, die sich mit ihrem Hohenpriester dorthin geflüchtet hatten. Indeß eine andere Gefahr, als durch sie, schien unserer Ruhe zu drohen. Der Vulkan fing an sich zu regen, kleinere und größere Lavamassen flossen über den Gipfel herab, und fast täglich verspürten wir mehr oder weniger heftige Erdstöße. Was uns jedoch so bedrohlich gedünkt hatte,

wurde unſer Glück. Ein ſtarker Erdſtoß verſchlang die Klippe, auf welcher jener Haufe der Feinde mit ſeinem Prieſter ſein Lager aufgeſchlagen hatte, und der Aberglaube des Volkes nahm dies für ein Zeichen, daß der Himmel ſich gegen daſſelbe und zu unſern Gunſten erkläre, worauf Schaaren der Einwohner in das Lager kamen, welche gänzliche Unterwerfung unter das holländiſche Gouvernement verſprachen.«

»Das gewährte uns denn einige Sicherheit, und des Stilllebens bald müde, fingen wir an, Jagdpartien in der Gegend zu unternehmen, deren Wälder reich an Elephanten, Tapiren, kleinen Rehen und wilden Pfauen ſind. So verging der September und die erſte Woche des Octobers. In der zweiten wurde der Feldzug gegen die Städte Limaputu Cottors eröffnet, der anfangs aber um Vieles leichter war, als die frühern, ſchon darum, weil die Ebene es uns möglich machte, die Artillerie mit uns zu nehmen.

In den ersten Marschtagen stießen wir nirgend auf Widerstand. Der Boden war sehr sorgfältig angebaut, alle Früchte dieses Klimas blühend oder reif im Ueberfluß vorhanden. Die Einwohner hielten sich verborgen, nur bisweilen ließen sich einzelne Männer sehen, und Frauen, welche verhüllten Gesichts neugierig an die dichten Hecken schlichen, um einen Blick auf uns zu thun, während die Kinder schreiend in die Häuser liefen. Den Männern aber, welche zum Vorschein gekommen, unsere Bagage zu tragen gezwungen wurden, konnte man es anmerken und nicht verargen, daß sie uns haßten, und uns gern ermordet hätten, wären wir ihnen nicht zu mächtig gewesen.

So gelangten wir bis in die Nähe der Befestigungslinie, welche die erste Stadt dieses Reiches umgab. Die Kanonen wurden aufgepflanzt, und ein Brand, den unser Geschütz in ihrem Tempel entzündete, beendete sogleich den Kampf

mit dem Feinde, der einen Ausfall gegen uns gewagt hatte. Alles floh, wir fanden die Stadt leer, löschten das Feuer und machten zum erstenmal eine beträchtliche Beute an Rindvieh, besonders an Karbauen, einer Art größer, hier einheimischer Ochsen.«

»Ohne Schwertschlag Besitz von dem Lande nehmend, marschirten wir noch bis zur nächsten Befestigungslinie, vor der wir in der Erwartung Halt machten, daß das Volk sich ergeben werde, und daß man also das traurige Werk der Zerstörung unterlassen könne. Wir hatten uns nicht geirrt.«

»Schon am folgenden Tage kam eine Gesandtschaft in unser Lager, nicht demüthig um Gnade zu flehen, sondern mit dem vollen Stolze dieser Nationalität sich der größeren Kraft aus Nothwendigkeit zu unterwerfen. Alle Männer waren in Kriegsrüstung, über den Häuptern der Führer hielten reichgeschmückte Diener vergoldete

Sonnenschirme empor. Mit klaren Worten sagte der Fürst: »Wir unterwerfen uns, nicht weil unser Muth geringer, sondern weil Eure Macht größer ist in diesem Augenblicke; wir können für jetzt nicht mehr gegen Euch kämpfen, aber Allah und sein Prophet werden uns künftig wieder beistehen und helfen!« — Dann setzte er sich auf die Erde nieder, nach Art der Türken mit gekreuzten Beinen, und während er die Lebensmittel, Pferde und Waffen vorzuführen befahl, welche er als Tribut mit sich gebracht hatte, reichten ihm Diener eine Pfeife, die er rauchte, alle Erfrischungen verschmähend, ja mit Ekel von sich weisend, welche man ihm von unserer Seite bot. Eben so entschieden wies er es zurück, die Hand eines Europäers zu berühren.«

»Von ihm erfuhren wir, daß der Toako von Allaban, dessen Reich tiefer in den Gebirgen lag, entschlossen sei, sich trotz unserer bisherigen Siege gegen uns zu vertheidigen, weil er, eben von

einer Wallfahrt nach Mekka heimgekehrt, auf den Schutz des Propheten und auf seine in Mekka geweihten Waffen vertraute. Abermals in Eilmärschen erreichten wir seine Gränzen und hatten eines Tages bei Sonnenuntergang Posto gefaßt, als mitten in der Nacht Gewehrschüsse von allen Seiten uns umknatterten. Die Nacht war rabenschwarz, nicht zehn Schritte weit konnte man einen Menschen gewahr werden. Wir dankten es allein dem Aufwerfen von Leuchtkugeln, welche dem Feinde unbekannt und schreckhaft, uns, überall auftauchend und verschwindend, die weißen Turbane sehen ließen, daß wir plötzlich wieder Ruhe fanden. Das Schießen des Feindes hörte auf und kampfgerüstet, mit den Waffen in der Hand, erwarteten wir den Anbruch des Morgens.«

»Aber der erste Tagesschein zeigte uns die vortheilhafte Stellung, welche der Feind in den Klüften genommen hatte, und die uns jeden an-

deren Angriff, als den mit Flinte und Bajonet unmöglich machte. Die Padris, in ihrem Schlupfwinkel vor unserm Feuer fast vollkommen gedeckt und des Landes eben so kundig, als wir fremd, litten nur wenig, während ihre Kugeln und Pfeile eine furchtbare Verheerung in unsern Reihen anrichteten. Vorwärts mußten wir aber um jeden Preis, denn bei dem geringsten Zeichen von Schwäche wären alle eben eroberten Districte gegen uns aufgestanden. Jede Minute wurde mit Wunden, jeder Schritt dieses steinigen Bodens, auf dem wir mit unserer Fußbekleidung uns kaum zu erhalten vermochten, mit Menschenleben bezahlt. Endlich gelang es uns, eine Batterie leichter Mortiers so weit heranzubringen, daß wir Granaten und Bomben hinter die feindlichen Verschanzungen werfen und dadurch den Feind aus denselben heraustreiben konnten. Die ersten Bomben, welche zwischen die Steinmassen flogen, verursachten zerspringend ein Blutbad in den dicht-

gedrängten Reihen des Feindes und ſtachelten ſeinen Muth bis zur Verzweiflung. Tauſende von Padris ſtürzten aus den Felſen auf uns los und auf unſere Batterie, der ihr Angriff vornehmlich galt. Der Offizier, der ſie commandirte, war das erſte Opfer dieſes Kampfes. Unſere Lage war ſehr ſchwer, denn wir wurden von allen Seiten angegriffen, waren erſchöpft von dem mehrtägigen Eilmarſche, und kämpften auf einem ſteinigen und ſo glatten Terrain, daß jede ungeſchickte Bewegung einen Sturz und mit ihm den Tod herbeiführen mußte. Das Gefecht dauerte ſechs Stunden, ſie brachten uns den Sieg, aber ſie wurden auch die Todesſtunden manches tapfern Soldaten, manches braven Offiziers. Es war zu viel für ein Stück rauhen unfruchtbaren Landes.«

»Den Feind weiter ins Gebirge zu verfolgen, fühlten wir uns außer Stande. Die Truppen waren gänzlich entkräftet, die Sonne ſtand ſenkrecht über

uns, unsere Kleidung hing in Fetzen um uns her. Wir bemühten uns, das nächste Dorf zu erreichen, fanden aber dasselbe verlassen, die Brunnen verschüttet, und nicht einen Trunk Wasser, die Verwundeten zu laben, nicht eine Handvoll Reis, die verschmachtenden Leute zu erfrischen. Alles mußte erst aus weiter Ferne mühsam herbeigebracht werden, und dies erwartend, gingen wir an das traurige Geschäft, unsere Todten zu begraben. Es ist ein großer Schmerz, so liebe Kameraden, die eben noch uns muthig zur Seite standen, in die fremde Erde zu betten zum letzten langen Schlafe.«

»Als wir noch damit beschäftigt waren, tauchte plötzlich aus den Schluchten ein langer Zug weißgekleideter Padris hervor. Die Fahnen, Halbmonde, Sonnenschirme zeigten die Gesandtschaft an. Es war der Toako von Allaban selbst, der sich uns nahte. Er ging dem Zuge voran, ein Mann von mittleren Jahren, von einer auf-

fallenden Schönheit, eine große, kräftige Heldengestalt. In seinem weißen Mantel mit dem weißen Tullband hatte er etwas wahrhaft Majestätisches. Mit edler Treuherzigkeit trat er an den Obrist heran und bot ihm die Hand zum Gruße. Gegen die Gewohnheit brachte er keine Geschenke mit, sondern legte nur sein eigenes Schwert vor dem Obrist auf einen Teppich nieder, den sein erster Heerführer zu diesem Zwecke auf den Boden gebreitet hatte. »Ich komme, Eure Freundschaft zu erbitten, und will mit Euch kämpfen,« sagte er, »weil ich keine Macht habe, Euch zu widerstehen.« Sein Aeußeres, die Einfachheit seiner freien Sprache waren eben so einnehmend, als Vertrauen fordernd. Der Obrist behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Er ließ ihm alle unsere Waffen zeigen, vor allem die Kanonen, welche der Fürst zu sehen wünschte, und von denen er bat, daß man sie in seiner Gegenwart laden und abschießen möge. Als man eines

der Stücke auf einen mächtigen, aus weiter Ferne herüberragenden Cocosbaum richten ließ, der getroffen und zersplittert zusammensank, schien ein Schauder über die Glieder des Fürsten zu fliegen, den er jedoch gewaltsam unterdrückte. »Hätte mein Prophet mir solche Waffen gegeben,« sagte er, »so wäret Ihr sicher nicht hierher gekommen!« — Niemand wußte besser, als wir selbst, wie sehr er mit diesem Ausspruche Recht hatte, und ich fühlte die tiefste mitleidende Theilnahme für diesen überwundenen Herrscher.«

»Von ihm geleitet, zogen wir in seine Hauptstadt Allaban ein, in der wir Ruhe, Pflege und Nahrungsmittel im Ueberfluß fanden. Um uns das volle Gefühl der Sicherheit in seinem Lande zu bereiten, bot uns der Fürst seine Söhne als Geißeln an, die beständig mitten unter uns lebten. Nur dann und wann rückten unsere Corps von Allaban aus, um leichten Angriffen einzelner Stämme zu begegnen, so daß wir anfingen,

den Feldzug als beendet zu betrachten, und an eine baldige Rückkehr nach Java zu denken. Um diese zu ermöglichen, mußten aber erst überall kleine Forts errichtet und Besatzungen in denselben zurückgelassen werden. Diese nothwendige Einrichtung zwang uns, die Truppen zu zersplittern, die Hauptmacht bedeutend zu verringern. Allmälig merkten wir die nachtheiligen Folgen davon. Kleine Detachements wurden überfallen, gefangen, ermordet; einzelne Patrouillen aufgehalten und furchtbar verstümmelt; und plötzlich brannten wieder in einer Nacht auf allen Bergen die Feuer, diese Zeichen allgemeinen Aufruhrs.«

»Alle Stämme, welche früher sich bereits uns unterworfen, sich mit uns verbunden hatten, fielen aufs Neue von uns ab: nur der Fürst von Allaban blieb uns treu und bot uns als Bundesgenosse jeden Beistand, den er zu gewähren im Stande war. Indeß bei dem ungeheuren

Verluſt an Menſchen, den wir ſeit der erſten Stunde der Landung erlitten hatten, und bei der Nothwendigkeit, die genommenen Poſten zu behaupten, bis die langgeforderten und lang verheißenen Verſtärkungen an Leuten und Munition aus Java anlangten, war jetzt, wo das ganze Land ſich zugleich erhoben hatte, unſere Lage viel ſchlimmer, als ſie je zuvor geweſen war. Die kleinen Corps in den Feſtungen durften es nicht wagen, ſich außerhalb derſelben blicken zu laſſen, und ſaßen feſt eingeſchloſſen von den Feinden dem Hungertode entgegen. Im Fort de Kock lebten ſie nur von den Thierfellen, mit denen die Häuſer bedeckt worden waren. In einem andern Fort, in welchem die Truppen einen Ausfall verſuchten, weil ſie den Tod im Felde dem Verſchmachten vorzogen, ſiegten die Eingebornen und ermordeten Alles, ſelbſt die Kranken in dem Hospitale. Im Hauptquartiere waren während deſſen mit den größten Beſchwerden und Ver-

luften endlich vierhundert Mann zusammengebracht worden, und man beschloß, sich mit dieser Macht wo möglich durchzuschlagen, dabei die einzelnen Posten, die sich noch in den Forts befanden, zu erreichen und aufzulösen, alles Gebaute niederzureißen, die Kanonen, wenn man sie nicht mitnehmen könne, zu sprengen, und einen allgemeinen Rückweg anzutreten.«

»Geführt von dem Obristen selbst, verließen wir Allaban, uns durch die Feinde unsern Weg zu bahnen. Die Wuth unserer Soldaten war furchtbar, keine Befehle, keine Strafen vermochten sie von den Grausamkeiten zurückzuhalten, die sie, von Rache gestachelt, selbst gegen Wehrlose übten. Weiber und Kinder wurden an die Bajonette gespießt, ohne daß wir es verhindern konnten, und dieser kurze, von beiden Seiten mit tigerhafter Blutgier geführte Kampf während des beginnenden Rückzuges, gehört zu meinen entsetzlichsten Erinnerungen.«

»In diesem Augenblicke der höchsten Noth traf glücklicher Weise die Nachricht von der Ankunft der Schiffe, von der Ankunft der Verstärkungstruppen ein. Im Beisein aller Offiziere wurde die Depesche im Zelte des Obristen mehrmals laut verlesen, die Freude war der vorhergehenden Noth angemessen. Man jubelte, man brachte Vivats aus, man glaubte wieder an das Leben, man wagte wieder zu hoffen.«

»Von dieser Stunde an blieb uns das Glück treu in den harten Kämpfen, welche wir noch bis zur Eroberung Sumatra's zu bestehen hatten. Als sie geschehen war, kam der General-Gouverneur von Batavia herüber, um die neuen Befitzungen in Augenschein zu nehmen. Ein glänzender Empfang wurde ihm von Seiten der Truppen bereitet. Alles Geschütz am Bord der Schiffe, die mit ihm gekommen waren, alle Kanonen am Lande salutirten. Er erschien mit orientalischer Pracht, die besiegten Fürsten zogen ihm

entgegen, und man veranſtaltete Feſte zu ſeiner Ehre, ſo weit die Verhältniſſe in Padang es zuließen. Ich ſelbſt konnte dieſen aber nicht beiwohnen, und wurde auch nicht gleich des errungenen Friedens froh. Ich lag in Folge der Strapazen krank in Padang, und war erſt nach einiger Zeit im Stande, dem Gouverneur meine Aufwartung zu machen, der mich zu ſehen verlangt hatte. Später habe ich lange auf Sumatra gelebt, und das Land, das wir mit ſo vielem Blute erobert, iſt mir ein lieber Aufenthalt, faſt eine Heimath geworden, ſo daß ich wollte, ich könnte Sie Alle einmal dorthin oder lieber noch nach Java zaubern, damit Sie erſt eine Vorſtellung bekämen von der Schönheit der Erde, von dem Glück, in dieſer vollkräftigen Natur zu athmen!«

»Ach,« ſagte Coralline, als der Obriſt geendet hatte, »das war zwar recht ſchön und intereſſant, aber doch eigentlich gar nicht dasjenige,

was ich zu hören wünschte. Sie haben oft einzelne Worte von Tigerjagden, von den schönen Amazonencorps des Kaisers von Solo gesprochen, von den Malayenmädchen, die mit rührender Treue dem Geliebten in den Kampf folgen und nie von seiner Seite weichen, und von andern solchen poetischen, fremdartigen Dingen. Darauf hatte ich mich gefreut, und statt dessen erzählen Sie uns einfach einen Feldzug, der zwar viele edle, großherzige Züge darbietet, der aber nur geringe Kennzeichen der orientalischen Wunderwelt an sich trägt. Ich hoffte von Lotosblumen und von Colibris zu hören, und Sie erzählen von Reisfeldern und von Karbauen. Sie haben nicht Wort gehalten, Lieber!« Dabei sah sie so betrübt aus, wie ein Kind, dem man eine versprochene Festfreude versagt hat, und das nun halb schmollend, halb kläglich den Versuch macht, ob nicht dennoch eine kleine Schadloshaltung zu erlangen sei.«

»Können wir dafür, Coralline,« fragte der Obriſt, »daß das Leben in allen ſeinen Aeußerungen den Bedingungen der Wirklichkeit unterliegt? Ich weiß es wohl, es hat Ihnen ſicher nicht gefallen, daß ich über ſchlechte Wege klagte, daß Hunger, Durſt, Hitze, Kälte, Ermüdung, eine ſolche Rolle ſpielen in einem Feldzuge, den Sie ſich phantaſtiſch vorgeſtellt haben mögen, wie eine Schiffahrt im Ballon durch das unbekannte Reich der Luft, indeß das iſt nun einmal nicht zu ändern. Sie würden, wenn ich Ihnen von dem Amazonencorps und von den Malayenmädchen erzählte, auch darin Elemente der Wirklichkeit finden, die Ihren poetiſchen Erwartungen nicht entſprächen, und Sie würden auch damit unzufrieden ſein. Daß die Malayenmädchen, welche uns auf ihren kleinen Pferden bis in das Gewühl der Schlacht folgen, die ſchwerſten Arbeiten übernehmen, im Lager kochen, waſchen, für uns nähen, daß ſie wie die treueſte Schildwache

Nachts aufpaſſen vor unſerm Zelte, wenn wir vor dem Feinde ſind, und daß ſelbſt unſere liebende Bitte, ſich Ruhe zu gönnen, von ihnen nicht geachtet wird, weil das Gefühl der magdlichen Dienſtbarkeit in ihnen eben ſo ſtark iſt, als das Gefühl der aus Liebe und Inſtinct gemiſchten Treue — das Alles würde Ihnen hart und unſchön erſcheinen. Sie würden empört darüber ſein, daß die herrlichen Amazonen ohne Weiteres in den Harem gerufen werden, wenn der Kaiſer ſie dazu ſchön genug findet, während viele Ihrer europäiſchen Schönen grade eben ſo wenig befragt worden ſind, als man ſie verheirathet hat. Sie würden ſchaudern, hörten Sie von den Menſchenleben, welche die Tigerkämpfe und Jagden koſten! Sie verlangen ungemiſchte reine Zuſtände, das heißt, Sie verlangen ein Wunderelixir, und das Leben hat nur irdiſche Speiſe, den Menſchen zu ernähren. Sie möchten einen Extract der Empfindungen, einen Aethergeiſt der

Zuſtände haben, die denn auch eben wie Extracte und Aethergeiſt ſich verflüchtigen würden, ſobald man die Phiolen für den Gebrauch öffnete. Was ich an meiner neuen Heimath liebe, warum ich ſie im Grunde dem europäiſchen Vaterlande vorziehe, das iſt gerade die noch vollſtändige Einheit deſſen, was Sie Poeſie nennen, mit der derben Wirklichkeit. Ich liebe jene Welt, weil die Menſchen in ihr noch nicht von Eurer Religion, von Eurer Philoſophie und Kritik zerſpalten ſind, ſondern ohne beſondere Ueberlegung, ohne kritiſch zerſetzende Prüfung der eigenen Handlungen dasjenige thun, was ihnen eben angemeſſen iſt. Das kann bisweilen zur Selbſtvernichtung, bisweilen zum Morde eines Andern führen —«

»Aber es führt doch zu Etwas!« unterbrach ihn der Commerzienrath.

»Ja,« ſagte der Oberſt, »und das gerade ſcheint mir der Vortheil. Sie können ſich nicht denken, wie auffallend mir in Europa die hin-

schmachtende Unthätigkeit aller der Menschen entgegentritt, die sich für unglücklich halten, und es in der That auch sind, weil sie vor Prüfen, Ueberlegen und Abwägen ihr ganzes Dasein hindurch zu keinem Entschlusse, zu keiner That der Selbsterlösung kommen. Davon haben unsere Eingebornen keinen Begriff. Daß zwei Nebenbuhler sich ihr halbes Leben um den Besitz einer Frau streiten, die denn ihrerseits sich auch in den Seelenkämpfen dieses Zwiespalts aufreibt, so etwas kennen meine Malayen nicht, obschon sie, wie ihre Dichtungen zeigen, wohl wissen, was die Liebe ist. Ein ordentlicher Schuß macht der Sache zwischen ihnen ein Ende, wenn kein anderer Ausweg möglich ist, und statt dreier Menschen, die elend sterben, wie bei Euch in solchem Falle, würden wir in Java zwei glückliche Existenzen und einen Todten haben. Ein Sohn, der neben seinem Vater aus kindlichem Gehorsam hinbrütet, in dumpfer Unzufriedenheit mit

einem gehemmten Lebenswege, wäre ein Unerhörtes unter den Naturvölkern. Der Sohn würde seiner Straße ziehen, und der Vater bald froh sein, das mißvergnügte Gesicht nicht mehr neben sich zu haben. Man quält sich bei uns in Indien nicht aus gegenseitiger Liebe, man mordet sich höchstens einmal aus gesundem Haß. Dabei gedeiht aber die Menschheit und die rechte Liebe am Besten.«

Man lachte, Alwyn jedoch bemerkte: »Hinter diesen mit bester Laune übertriebenen Behauptungen unseres Freundes liegt im Grunde manche Wahrheit verborgen, zu deren Erkenntniß wir Alle mehr oder weniger gekommen sind. Seine Welt des Realismus ist der Gegensatz der unwahren romantischen Richtung, gegen welche sich schon neulich Stimmen unter uns erhoben haben, sie ist noch mehr der Ausdruck des Heidenthums im Gegensatz zu unserm, dem Gewissen unterthanen Christenthume. Daher kommt es, daß Co-

ralline, welche ihre Vorliebe für den Orient aus den Erfindungen der romantischen Poesie geschöpft hat, recht unzufrieden sein muß mit der Wirklichkeit, von der der Obrist schmucklos berichtet.«

»Nun denn, Bester!« sagte Coralline, »so thun Sie mir genug. Erzählen Sie uns, da die Reihe an Ihnen ist, eine recht romantische, phantastische Geschichte!«

»Phantastisch und romantisch ist meine Geschichte gewiß,« antwortete er. »Ja! sie kann noch insofern auf den Namen einen besondern Anspruch machen, als sie hervorgegangen ist aus dem unbestimmten Freiheitsdrange eines innerlich unfreien Menschen, der, unbefriedigt von dem Bestehenden, sich in der Wirklichkeit ein ideales Dasein erkämpfen wollte. Dazu ist es auch in gewissem Sinne eine Schicksalsgeschichte, denn die eigentlichen Beweggründe seines Handelns kommen dem Helden nicht aus dem eigenen Leben, sondern als ein Erbtheil der Vergangenheit zu.«

»Und gelingt es dem Helden, ein ideales Dasein zu erreichen?« fragte Ludolph.

»Iſt das ſchon irgend einem Menſchen in unſerer Welt gelungen?« antwortete ihm Anna fragend.

»Nun!« meinte Erneſte, »ich habe doch Perſonen gekannt, deren Leben mir wie ein Ideal erſchienen iſt, und die ſelbſt vollkommen mit ihrem Looſe zufrieden waren.«

»Dann werden ſie vermuthlich nur die Anſprüche an das Leben gemacht haben, welche die Vernunft zu machen geſtattet, die ſich ruhig in die hergebrachte Ordnung fügt. Sie werden eben nicht reinen Aether, wie Coralline, ſondern nur eine geſunde Lebenskoſt, Aether mit feſten Stoffen gemiſcht, begehrt haben,« ſagte der Obriſt, »und dazu findet ſich denn ſchon leichter Rath!«

»Eine romantiſche Geſchichte wird es alſo doch nicht werden,« fiel Coralline ihm in das Wort, und Alwyn rief: »Seht nur, wie ſehr Ihr Alle

Deutſche ſeid! Ihr habt ſo volles Genügen an der Kritik, an der Speculation, daß Ihr nicht nur ſpeculirt, ohne eine rechte Grundlage für die erſten Sätze zu haben, ſondern daß Ihr auch kritiſirt vor dem Anfange. Das ſoll mich aber gar nicht irre machen, Euch morgen in aller Ruhe meine Geſchichte zu erzählen.«

»Wie heißt ſie?« fragte Anna.

»Zweifelsohne das Streben nach Freiheit,« errieth Coralline.

»Im Gegentheil, meine Freundin! die Geſchichte heißt:

Der Zwang!

Am folgenden Tage hob Alwyn alſo ſeine Erzählung an:

»Horace war der Sohn eines baieriſchen Offiziers, der unter Napoleon gedient und die Tochter einer franzöſiſchen Adelsfamilie geheirathet

hatte. Diese Ehe war unglücklich gewesen. Die Verschiedenheit der Charaktere und die verschiedenen Nationalitäten hatten sich, scharf ausgeprägt in beiden Gatten, geltend gemacht. Die Eheleute verstanden sich nicht in den tiefsten Grundbedingungen ihres Wesens, und eine gewisse verstandesklare Härte von Seiten des Mannes streifte jede Blüthe der Phantasie ab, welche die Seele der Frau in sich erzeugte. Nach Jahren voll schmerzlicher Ereignisse, von denen ein unklares, aber darum nur um so beängstigenderes Bild in der Erinnerung des einzigen Kindes geblieben war, hatten die Eltern sich getrennt. Horace war einer öffentlichen Erziehungsanstalt übergeben worden, in der er verweilte, bis eine vortheilhafte Anstellung seinen Vater vermochte, nach Griechenland überzusiedeln und den vierzehnjährigen Sohn seiner Mutter zu überlassen.

»Diese, welche sich bisher von Deutschland nicht entfernt hatte, um in der Nähe ihres Soh-

nes zu leben, benutzte die Freiheit, welche die Anordnungen ihres Mannes ihr gaben, um nach Frankreich zurückzukehren und dort die Erziehung ihres Sohnes vollenden zu lassen. Horace hatte die Mutter immer am meisten geliebt. Das Bild der Mutter, leidend unter der Tyrannei des Vaters, war der erste tiefe Eindruck gewesen, den seine Seele festgehalten hatte: das frühreife männliche Gefühl, die schwächere Frau gegen die harte Kraft des Mannes zu vertheidigen, eine seiner ersten Empfindungen. Dazu kam, daß die lebendige Phantasie der Mutter als Erbtheil auf ihn übergegangen war, und daß sie seine Neigung, sich der Kunst zu widmen, stets eben so warm beschützt, als der Vater sich dieser Richtung abgeneigt bewiesen hatte.«

»Für Mutter und Kind gestaltete sich in Frankreich ein friedliches Dasein. Horace trat als Schüler in das Atelier eines der ersten Maler, nachdem er mit siebzehn Jahren seine Schul-

ſtudien beendet hatte, und die Mutter überließ ſich dem ſüßen Gefühl, ungehindert für die ſchnell fortſchreitende Entwickelung ihres Sohnes ſorgen zu können. Er war ihre Freude und bald ihre Stütze, ihr Vertrauter. Wenn ſie oft gegen ihn der Leiden ihrer Ehe gedachte, ſo geſchah es nur, um das Elend jener Unfreiheit zu beklagen, um ſich des Glückes recht voll bewußt zu werden, das ihr aus den Gedanken erwuchs, freier Herr ihres Willens, ihrer Handlungen zu ſein. Noch ehe Horace die Welt und die Liebe kennen lernte, ward ihm eine Scheu vor der Ehe, ein Widerwille gegen alle Eide eingeflößt, mit denen der Menſch ſeinen Willen für eine weite Zukunft bindet, und ſelbſt ein Ereigniß, das einige Jahre ſpäter dem Leben ſeiner Mutter eine andere Wendung gab, konnte nur dazu beitragen, ihn in ſeiner Abneigung gegen jeden Zwang zu beſtärken.«

»Ein Zufall nämlich erneuerte die Bekannt-

ſchaft ſeiner Mutter mit einem ihrer Jugendgefährten. Aus dieſem Wiederfinden geſtaltete ſich eine gegenſeitige Liebe, die um ſo ernſtlicher wurde, als beide Theile ſich bereits auf dem Höhenpunkte des Lebens, an der letzten Grenzſcheide jugendlichen Empfindens befanden. Kein äußeres Hinderniß ſtand der erſehnten Verbindung entgegen, aber die Furcht, auch in der zweiten Ehe kein Glück zu finden, nachdem die erſte mit großer Liebe geſchloſſen und ſo unglücklich ausgefallen war, und die Scheu der ſtrenggläubigen Frau, das Sacrament, den Eid zu brechen, den ſie ihrem erſten Gatten geſchworen hatte, hielten ſie ab, einen Entſchluß zu Gunſten des geliebten Mannes zu faſſen. Sie zwang ſich zu einer Entſagung, gegen ihr Gefühl, gegen die Bedingungen ihrer eigentlichen Natur, und ſuchte, als ihr Freund, gefoltert von der Qual dieſes Verhältniſſes, ſie verlaſſen hatte, Troſt im Schooße der Kirche, der ſie ihn und ſich geopfert. Sie

überließ sich der Leitung eines Priesters, sagte sich allmälig von der Welt los, verlor die Theilnahme, die Duldung für das jugendliche Freudebedürfniß ihres Sohnes und starb nach einigen Jahren frommer Uebungen, zerfallen mit sich selbst, unzufrieden mit Horace, der ihr in seinem Verhalten allen Grund zur Zufriedenheit bot, und doch aufs Zärtlichste von ihm geliebt und beweint.«

»Diese Ereignisse hatten sich tief in das Wesen des jungen Mannes eingeprägt und die Saat für die Erlebnisse seiner Zukunft gestreut. Das von seiner Mutter so oft ausgesprochene Lob der Freiheit hatte seine Seele für dieselbe entzündet, ihm Abscheu vor jeder Abhängigkeit, vor jeder Unfreiheit eingeflößt. Der bloße Gedanke an eine solche lähmte ihm, wie er zu behaupten pflegte, die sonst stets wache Kraft künstlerischer Production, und das Versinken seiner Mutter in den lebentödtenden Zwang der Kirchenbereschaft

hatte nur dazu gedient, ihn noch entschiedener gegen Alles zu erzürnen, wodurch die freie Selbstbestimmung des Menschen gehindert werden konnte. Der Entschluß, sich nie zu verheirathen, nie sich einem Menschen mit einem Eide für die Zukunft zu verbinden, stand fest in seiner Seele und wuchs in ihm, je länger er in der Gesellschaft lebte, je klarer er in der Einsicht von der Wandelbarkeit der menschlichen Empfindungen wurde.

Da Horaces Vater den Tod der Mutter nicht lange überlebte, fand er sich mit dreiundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt, ohne nahe Verwandte, ohne Vermögen, denn die Leibrente, welche die Mutter besessen hatte, erbte nicht auf ihn fort, ohne ein Amt, nur auf sich und das ihm eigene bedeutende Talent gestellt. In dem Gefühle der göttlichen Vollkraft, welche solches Bewußtsein giebt, verließ er Paris und ging nach Italien. Jahre ungetrübten Lebensgenusses, freu-

digen Strebens, vollständigen Gelingens folgten dieſem Entſchluſſe. Horace war einer der bedeutendſten Maler ſeiner Zeit geworden, als er in Iſchia den König Ludwig von Baiern kennen lernte, welcher dort alljährlich zu verweilen pflegte. In dem ungezwungenen Verkehre mit den gerade dort anweſenden Künſtlern faßte der Fürſt eine ſo lebhafte Theilnahme für Horace, daß er ihm das Anerbieten machte, unter vortheilhaften Bedingungen in ſeine Dienſte zu treten.«

»Sich ſelbſt und ſeinen Neigungen getreu, lehnte Horace den Vorſchlag ab. Dienſtbarkeit irgend einer Art ſchien ihm unerträglich, aber er erbot ſich, ſobald er Italien verlaſſen hatte, ſeinen Aufenthalt für einige Zeit in München zu nehmen, um, während er ſo dem Rufe ſeines fürſtlichen Gönners folgte, zugleich ſeine Vaterſtadt wieder zu ſehen, in der ein ſchönes, friſches Kunſtleben ſich entfaltet hatte. Indeß König Ludwig war lange von Iſchia und Italien zu-

rückgekehrt nach München, und Horace verweilte noch immer in dem geliebten Lande. Der Schritt des Künstlers ist langsam, wenn er von Süden nach Norden wandert.«

»Mehr denn ein Jahr war nach der Trennung von dem Könige verflossen, als Horace in träumerischem Sinnen im Bosketto der Villa Medici umherging, mit liebevollem Blick die Gegend zu betrachten, von der er endlich zu scheiden gesonnen war. Florenz, Bologna, Padua schienen ihm nordisch und kalt im Vergleich mit Rom und Neapel. Erst als er in Venedig des nahen Deutschlands lebhafter gedachte, fing er wieder an mit Freude zu empfinden, daß er doch noch in dem milden Italien sei, und dieses Gefühl bewog ihn, in Venedig längere Zeit zu rasten.«

»Eines Abends, als er an der Riva degli Schiavoni eine Gondel besteigen wollte, schritten zwei Frauen neben ihm die Stufen hinab, für

die ein Gondelier, welcher sie bereits zu kennen schien, mit ein paar Ruderschlägen seine Barke an die Treppe heran brachte. Die eine der beiden Damen mochte wenig über zwanzig Jahre alt sein, sie war schlank und hoch gewachsen. Da sie den Hut im Hinuntersteigen abnahm, konnte Horace bemerken, wie auffallend schön in ihrem edelgebildeten Gesichte die schwarzen, südlich flammenden Augen gegen den weißen Teint und das rothblonde Haar sich geltend machten. Ihre betagte Begleiterin schien ihr dienstbar zu sein, denn sie nahm den Hut und den Shawl, welchen die andere ablegte, in Verwahrung, nachdem beide sich in der Gondel niedergelassen hatten. Horace, der es ebenfalls auf eine Lustfahrt abgesehen, befahl seinem Gondelier, den Frauen zu folgen.«

»So fahren wir also nach dem Lido?« fragte dieser.

»Woher wißt Ihr das?«

»Weil die Damen allabendlich ihren Spaziergang dort machen.«

»Wer sind die Damen?«

»Das weiß ich nicht genau, Eccellenza. Nur so viel habe ich einmal von ihrem Gondelier erfahren, daß sie Herrin und Dienerin sind, und daß die Signora noch unvermählt ist. Sie führt einen polnischen Namen, obschon sie eine Italienerin ist.«

»Und sind die Damen immer ohne männliche Begleitung?«

»Immer ohne Begleitung, immer allein, Signor.«

»Die Schönheit des Mädchens hatte Horace angezogen: die Neugier, welche durch die Mittheilung des Gondeliers erregt worden, that das Uebrige. Er beschloß, die Fremde kennen zu lernen, und befahl deshalb seinem Beppo, wo möglich die Gondel der Dame zu überholen. Sobald der andere Gondelier diese Absicht bemerkte,

entſpann ſich ein Wettkampf. Es liegt aber in ſolchen Wettkämpfen ein verlockender Reiz, der uns gewint. Wir müſſen Theil nehmen an den Anſtrengungen, welche wir machen ſehen. Das ſchien auch die junge Dame zu empfinden. Ihr Auge hing unverwandt an der Gondel des Malers, ihr Blick begegnete dem ſeinen, und die Wangen Beider erglühten in lebhafterer Farbe, ſei es, daß die Leidenſchaft des Wettſtreites oder ein anderes Gefühl ihr Blut ſchneller vom Herzen emporſteigen machte.«

»Zwei geſchickte Ruderſtöße im rechten Augenblicke ſicherten Beppo den Vorſprung einer Minute, und als die Gondel der Damen landete, konnte Horace ihnen bereits die Hand bieten, um ihnen beim Ausſteigen behülflich zu ſein. Sein Beiſtand wurde mit ruhiger Sicherheit angenommen, eine Bemerkung über die Fertigkeit der beiden Gondeliere eben ſo beantwortet, und im Hinaufſteigen eine Unterhaltung angeknüpft, der

die Dame nach einiger Zeit ein schickliches Ende zu machen und damit den ihr unbekannten Mann zum Fortgehen zu bewegen wußte.«

»Von diesem Tage an begegnete man sich häufig, weil Horace bald anfing, diese Begegnung leidenschaftlich zu ersehnen, während die Dame sie wenigstens nicht zu vermeiden schien. Von dem Gondelier, von der Duenna und von der Fremden selbst hatte er erfahren, das sie eine Waise sei. Die Mutter, einst hochgefeiert auf den Bühnen Italiens, war von einem verbannten Polen, dem sie sich und ihr ganzes Vermögen geopfert, geheirathet und verlassen worden. Gezwungen, nochmals die Bühne zu betreten, um für sich und ihre Tochter die Mittel zur Existenz zu gewinnen, hatte sie in wenig Jahren ein neues, nicht unbedeutendes Vermögen erworben, das bei ihrem Ableben ihrer Tochter Claudia als freies Erbe zugefallen war. Ihren Vater hatte Claudia nie gekannt, und nur erfahren, daß er

in den Freiheitskämpfen seines Landes den Tod gefunden habe.«

»Um sie vor den Verirrungen zu bewahren, an denen ihre eigene Jugend reich gewesen war, hatte Claudias Mutter der einzigen Tochter eine ganz verschiedene Lebensrichtung zu geben versucht. Die ausgezeichnetsten Männer waren ihre Lehrer geworden: aber während die Mutter das junge Mädchen vor den Irrthümern des Herzens durch eine strenge Verstandesbildung zu schützen strebte, während sie Alles zu thun glaubte, um Claudia in den Grenzen der herkömmlichen Sitten und Gesetze zu erziehen, bedachte sie nicht, daß gerade diese Verstandesbildung dem Mädchen einst gefährlich werden, Zweifel an der Gültigkeit des Bestehenden in ihr erregen und sie dadurch unglücklich machen könnte. Diese Zweifel blieben für Claudia nicht aus, ohne daß ein äußerer Anlaß sie hervorgerufen hätte.«

»Sehr erschüttert durch den Tod der Mutter

in der sich alle ihre Liebe vereinigt hatte, war sie sich selbst und der Gesellschaft der ältern Männer überlassen geblieben, welchen die Mutter aus Rücksicht auf Claudia in den letzten Jahren allein den Zutritt in ihrem Hause gestattet hatte. Für keinen dieser Männer sprach das Herz des jungen Mädchens lebhafter, aber alle waren ihr mehr oder weniger werth, alle ihr freundlich zugethan. So bildete sich für Claudia eine sonderartige Lebensweise im Verkehr mit diesen älteren Freunden. Jung, schön und im Grunde der Seele voller Lebenslust, führte sie ein einsames Dasein bei ernsten, fast männlichen Studien, und nur die wirkliche Theilnahme, welche sie an denselben empfand, konnte sie täuschen über das zwar verhüllte, aber nicht zu tödtende Verlangen der Mädchenbrust nach Liebe und Liebesglück.«

»Gewohnt, die alten Freunde in voller Zwanglosigkeit bei sich zu sehen, trug Claudia kein Bedenken dem jüngern Manne gleiche Gunst zu

gewähren, sobald seine Gesellschaft ihr angenehm erschien. Nach wenigen Wochen war Horace der tägliche Gast, der unermüdliche Begleiter der schönen Claudia.«

»Anfangs hatte Horace den Ernst in Claudias Unterhaltungen, die feste Sicherheit ihres Betragens, wenn nicht störend, so doch befremdlich gefunden, obschon es in der Art der Italienerinnen liegt, daß sie Kunst und Wissenschaft mit männlicher Kraft und Tiefe ergreifen, sobald sie sich ihnen ergeben. Aber je mehr Horace die schöne Claudia kennen gelernt hatte, je näher er ihr getreten war, um so weniger vermochte er in ihr jenen kalten Ernst, jenes in sich gefestete Wesen wieder zu finden, die ihm so auffallend erschienen waren. Selbst von glühender Liebe beherrscht, fehlte ihm die Freiheit zu beobachten, daß in Claudias Seele die Liebe ein Wunder wirke, und daß sie sich täglich reicher und schöner zu voller Weiblichkeit entfalte. Der Stolz des Mädchens

ging in tiefe Demuth über und erhöhte dadurch die Leidenſchaft des jungen Mannes. Die freiwillige Unterordnung dieſer ſtarken Frauennatur unter die Herrſchaft ſeiner Liebe machte ſein Glück. Jeder Dienſt, jede Freundlichkeit, zu denen ſie ſich herabließ, die kleinſte Gunſt, welche ſie ihm erwies, entzückten ihn. Sie waren ihm unſchätzbar als immer neue Beweiſe einer Liebe, an die er keinen Anſpruch hatte als den, welchen Claudias eigenes Herz ihm zugeſtand.«

»Tage, Monate, ein Jahr endlich waren entſchwunden in dieſem Glück, ohne daß ein Wort der Erklärung geſprochen wurde zwiſchen den Liebenden, weil ſie im ſichern Bewußtſein des Zueinandergehörens weiter keiner Erklärung zu bedürfen fühlten. Sie ſtanden allein in der Welt, ohne Verwandte, unabhängig wie wenig andere Menſchen. Ihr Alter war paſſend, ihre Geſinnungen und Lebensanſichten ſtimmten im Weſentlichen überein, und Nichts ſchien den Freunden

Claudias natürlicher, als ihre Verbindung mit Horace. Nichts war auch in Horace und Claudia lebhafter, als die Sehnsucht nach dieser Vereinigung und die Gewißheit, daß sie erfolgen müsse. Dennoch ward sie nicht ausgesprochen, nicht vollzogen. So oft das Wort der Liebe den Lippen des jungen Mannes entfliehen wollte, war es, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn erfasse. Er erbleichte, schwieg, und Claudia erbleichte und schwieg mit ihm, bis eines Tages Horace, aufgelöst in Liebe und Leidenschaft, sich zu Claudias Füßen warf.«

»Rette Du mich,« rief er, »rette Du mich aus der Angst meines Herzens! nur Dein freier Entschluß vermag es. Du weißt, ob ich Dich liebe; Du mußt es in jedem Pulsschlage empfinden, daß ich nicht leben kann ohne Dich, daß jeder Athemzug meines Herzens Dein gehört. Meine Phantasie, mein Denken, mein Gefühl sind von Dir beherrscht, sind Eins geworden mit

dem Deinen. Meine Schöpfungskraft erlischt, wenn Du mir fehlst, schon der Blick Deines Auges begeistert mich zum Schaffen, ich bin Dir unauflöslich eigen — und dennoch!«

»Er stockte und barg sein Gesicht in Claudias Schooß: seine heißen Thränen benetzten ihre Hände, die matt gefaltet auf ihren Knien ruhten. Keines Lautes mächtig, blickte sie auf ihn nieder. Plötzlich erhob er das Haupt, schlang seine Arme in krampfhafter Angst um den Leib der Geliebten und sagte mit einer Stimme, welche das Bangen vor der Entscheidung tonlos machte: »Ich kann mich Dir nicht mit Eiden verschwören, mit Contracten verdingen! Deine höchste Liebe würde ihren Zauber verlieren für mich, müßte ich denken, daß Du Dich verpflichtet fühltest, sie mir zu gewähren. Dein Weilen an meiner Seite würde mich ängstigen, sagte ich mir, daß ein Gesetz Dir befiehlt, auch gegen Deine Neigung auszuharren bei mir. Ich würde Dich

haſſen können, wäre ich ſklaviſch an Dich gefeſſelt, wie unſere Einrichtungen die Menſchen aneinander ketten.«

»Er hatte in der Erregung der leidenſchaftlichſten Empfindungen geſprochen: nun ſchwieg er und ſein Auge hing, Tod oder Leben erwartend, an ihren Lippen. Bleich wie ein Marmorbild, aber ruhig und feſt reichte Claudia ihm ſtatt der Antwort ihre beiden Hände und ergriff die ſeinen mit ſtarkem, ernſtem Drucke.«

»Sie liebte Horace, ſie wußte, daß ſein Bekenntniß nicht die Aufwallung augenblicklichen Empfindens ſei, ſondern die Ueberzeugung, daß man keinen Eid leiſten könne für ſein künftiges Gefühl, und ſie vertraute ihm. Der Prieſterſegen hatte nicht die Kraft gehabt, ſeine Mutter zu beglücken, nicht die Macht gehabt, ihre eigene Mutter vor dem Verlaſſenwerden zu bewahren. Das Wort des Geliebten, ſeine Liebe waren ihr verläßlicher als Eide, und das Ge-

fühl, wie unwandelbar sie ihm zu eigen sei, hob sie über jeden Zweifel fort.«

»Wenige Wochen darauf verließ sie mit Horace ihre Vaterstadt, um ihm nach München zu folgen, wohin die wiederholten Einladungen des Königes ihn riefen. Das junge Paar wurde auf das Beste empfangen. Nach allen Seiten erregten die beiden bedeutenden Persönlichkeiten Theilnahme: Horace fand Anerkenner und Bewunderer unter seinen Kunstgenossen, und die Anwesenheit eines alten Freundes von Horaces Mutter, der sich zu den jungen Gatten in ein väterliches Verhältniß zu stellen wußte, machte ihnen den Aufenthalt in München noch lieber.«

»Dieser Freund, der Staatsrath W., war ein lebenserfahrener Geschäftsmann. Er kannte die Verhältnisse und Zustände der Residenz, in der Horace und Claudia fremd waren; er wußte Rath für jede praktische Einrichtung, deren man bedurfte, und da er außerdem wohlmeinend sich

aufrichtig an dem Glück der jungen Leute erfreute, ward er diesen bald ein werther, fast unentbehrlicher Freund.«

»Zwei Jahre hatten diese Zustände in immer steigendem Glücke gedauert, als Claudia eines Tages die Nachricht erhielt, ihre Großmutter von väterlicher Seite sei in Polen gestorben und habe, das Unrecht ihres Sohnes einigermaßen zu sühnen, Claudia einen Theil ihres Vermögens hinterlassen. Die Erhebung dieser Erbschaft machte natürlich eine Reihe von gerichtlichen Schritten nöthig, da die Vermittlung der verschiedenen Behörden in Polen, Venedig und München dazu erforderlich war. Unkundig dieser Verhältnisse beschloß man, sich an den Staatsrath zu wenden und ihm die ganze Besorgung der Angelegenheit zu überlassen. Die ersten Besprechungen mit ihm, seine ersten Fragen nach den Documenten, deren er für die Verfolgung dieser Aufgabe bedurfte, stellten zu seinem höchsten Erstaunen die Thatsache

an das Licht, daß dieser Ehe die priesterliche Einsegnung, die staatliche Gültigkeit mangle, deren schleunige Einholung er von Horace vor allen andern Dingen forderte. Ohne auf moralische Bedenken einzugehen oder diese Verbindung vom Standpunkte der Sittlichkeit anzugreifen, stellte der Staatsrath ihm die Nothwendigkeit vor, sich den staatlichen Gesetzen zu fügen, wenn man der Vortheile des Staatslebens theilhaftig werden wolle, und suchte ihm zu beweisen, wie schon in diesem Augenblicke eine Reihe widerwärtiger Verwicklungen durch seine Opposition gegen das Bestehende hervorgerufen werden dürfte.«

»Horace konnte das nicht läugnen. Er sah, daß Claudia davor zurückschreckte. Ihr Herz litt in dem Gedanken, die Blicke böswilliger Neugier, frechen Spottes, verständnißlosen Tadels auf ein Verhältniß gezogen zu sehen, das ihr heiligstes Glück ausmachte. Des eigenen Herzens unter allen Umständen sicher, überzeugt, daß die Voll-

ziehung einer äußerlichen Ceremonie keinen Einfluß auf ihre Liebe üben könne, versuchte sie es daher, Horace für die Ansichten des Staatsraths zu gewinnen. Es war vergebens.«

»Was nützt es mir,« wendete Horace halb scherzend ein, »wenn ich die eiserne Kette, mit der man mich bindet, für ein Phantom halte, so lange die Macht, welche sie mir anlegt, mich an ihr zurückziehen kann bei jeder freien Bewegung? Das Eisen wird mich wund reiben, auch wenn ich mir vorphantasire, daß ich es nicht empfinde, daß es gar nicht vorhanden sei. Sie nennen mich einen Idealisten, einen Phantasten, und doch haben Claudia und ich uns durch diesen Idealismus ein Glück zu bereiten gewußt, um das alle realistischen Staatsmänner uns beneiden würden, könnten sie seine Tiefe ermessen. Lassen Sie mich also Realist sein, mein werther Freund, in der Weise eines Idealisten. Ich verlange

nicht nach den neuen Reichthümern, denn wir haben vollauf, was wir bedürfen. Ich verlange nur so glücklich zu bleiben als bisher. Daß wir frei waren, Claudia und ich, daß ich an jedem Tage mir sagen konnte: ihre Liebe ist unvermindert, ihr Glück an meiner Seite gewiß, denn sie könnte mich verlassen, wüßte und wünschte sie ein anderes, ihr zusagenderes Loos zu wählen, das hat mir an jedem Tage die Freudigkeit gegeben, Alles zu thun, wodurch Claudias Zufriedenheit gesteigert werden konnte. Lassen Sie es so bleiben unter uns. Ich verzichte auf das Erbe und bewahre mir das Glück meiner ungetrübten Ehe.«

»Sobald Horace diesen Ausspruch gethan hatte, erklärte Claudia sich damit einverstanden, aber der Staatsrath war es nicht. Er bewies ihnen, daß künftig ähnliche Anlässe ähnliche Verlegenheiten erzeugen könnten, daß sie sich in jedem Augenblicke der Entdeckung dieser Illegitimität

und damit den Verletzungen aussetzen könnten, welche Claudia mit Recht scheute.«

»Da es Ihnen gar nicht darauf ankommt,« sagte er zu Horace, »Propaganda zu machen für Ihre Ueberzeugung, daß der staatliche Ehezwang die Ehe entwürdige, da Sie nur Ihr persönliches Glück zu wahren streben, das auf Ihrem ganz persönlichen Empfinden beruht, so lassen Sie sich meinetwegen von einem Protestanten, oder wenn Ihnen auch dieses Band zu fest zu sein scheint, von einem französischen Maire trauen, da Sie in Frankreich naturalisirt sind; nur schaffen Sie einen Trauschein, ohne den einmal keine gesetzliche Existenz, kein rechtes, bürgerliches Gedeihen, keine dauernde Ruhe herzustellen ist.«

»In dieser Zeit erblühte in Claudia zum erstenmale die Hoffnung Mutter zu werden, und der Staatsrath benutzte dieses Ereigniß, sie darauf aufmerksam zu machen, wie die äußere Hei-

ligung ihrer Ehe jetzt eine doppelte Pflicht für sie werde, wie sie dieselbe also von ihrem Manne zu fordern den Muth haben müsse. Claudia sah dies ein, ihr Gefühl schauderte vor der Möglichkeit, dem schuldlosen Dasein ihres Kindes gleich bei seiner Geburt den harten Kampf gegen das bestehende Gesetz aufzubinden. Selbst die Erlangung des bisher so leicht verschmähten Erbes wurde ihr wichtig für die Zukunft des Kindes, und das warm erwachende Gefühl der Mutterliebe gab ihr die Kraft, von ihrem Manne auch gegen seine Ansicht die Legalisirung ihrer Ehe zu verlangen.«

»Ohne zu zaudern, erklärte sich Horace dazu bereit, und doch füllten sich Claudias Augen mit den ersten Thränen, die sie seit ihrer Ehe geweint, als er ihr diese Zusage ausgesprochen hatte. Sie fühlte, daß in seinen Worten nicht der Ton des Glückes lag, mit dem er sonst jedem ihrer Wünsche zuvorgekommen war. Es klang ihr

wie ein Akt der Ueberwindung, mit der Jemand eine ſchwere, aber ihm unerläßlich ſcheinende Pflicht erfüllt. So ſehr ſie ſich bemühte, ihm dieſen Schmerz zu verbergen, errieth ihn Horace und ſuchte ihn mit den wärmſten Betheuerungen zu verſcheuchen. Er verſicherte ihr, daß er die Nothwendigkeit der Trauung einſehe, daß der Einzelne ſich eben in der Unmöglichkeit befinde, ſeinen idealen Lebensanſichten in der allgemeinen Staatsgeſellſchaft zu folgen, und daß die zukünftige Wohlfahrt des erſehnten Kindes ihm mit keinem Opfer zu ſchwer erkauft ſcheine. Dieſe Verſicherungen enthielten viel Wahrheit, aber nicht die ganze tiefe innere Wahrheit ſeines Denkens, wie er ſie ſonſt vor Claudia zu enthüllen gewohnt geweſen war. Er war ſich deſſen bewußt, Claudia empfand es und Beide verſuchten einander darüber zu täuſchen.«

»Mit großer Genugthuung erfuhr der Staatsrath dieſe Vorgänge. Er wünſchte Ihnen Glück

zu ihrem Entſchluſſe, und man kam überein, daß die Gatten einen kurzen Ausflug nach Frankreich machen ſollten, um dort die Ehe in die Regiſter einzeichnen zu laſſen. Es geſchah, und einige Wochen ſpäter lebten Horace und Claudia bereits wieder in gewöhnter Weiſe in München.«

»Aeußerlich war in dem Verhältniß der Eheleute anſcheinend Nichts verändert: dennoch hatte die Trauung einen wunderbaren Eindruck auf ſie hervorgebracht. Gequält von dem Gedanken, Horace könnte ſich unglücklich fühlen in der neuen Geſtalt ſeiner Ehe, bemühte ſich Claudia, ihm Glück zu bereiten durch die Art, wie ſie ſich ihm für die Nachgiebigkeit gegen ihre Wünſche dankbar bewies. Während ſie ſonſt ihm jeden ihrer Wünſche offen dargelegt hatte, gelobte ſie ſich jetzt vorſichtig in ihren Anſprüchen und Forderungen an ihn zu werden, damit er nicht an eine angemaßte Berechtigung oder an eine Beſchränkung ſeines freien Willens von ihrer Seite glauben könne. Trotz

dem aber vermochte sie sich nicht zu verbergen, daß die Abneigung ihres Mannes vor der Sanktionirung einer Ehe, die sich als glückbringend bewährt hatte, eigentlich grundlos gewesen sei, daß sie auf einem Vorurtheile, auf einem mißverstandenen Jugendeindrucke beruht habe, und daß Horace nicht sowohl ihr, als dem Glücke ihres Kindes das Opfer seiner persönlichen Neigung geschuldet habe.«

»Horace seinerseits legte sich als Pflicht auf, was ihm bisher natürlich gewesen war. Er hatte sich immer vorsorglich, aufmerksam, zärtlich für Claudia gezeigt; er wollte dies bleiben und niemals in die nachlässige Unachtsamkeit anderer Ehemänner verfallen. Claudia sollte nie empfinden, daß er ungern seine Ehe habe segnen lassen, nie empfinden, wie es ihn unangenehm berührt hatte, daß sie dieses Verlangen gestellt, welches zu erfüllen er bereits aus Pflichtgefühl in sich beschlossen hatte. Dadurch bildete sich von beiden

Seiten ein Zwang, eine Absichtlichkeit, die man sich nicht eingestehen wollte, und die beiden Gatten dennoch als leise Unwahrheit, als Geschraubtheit fühlbar wurde. Eine ihnen selbst unerklärliche Verstimmung fing an, sich der Eheleute zu bemächtigen. Verweilte Horace einmal länger als gewöhnlich in irgend einer Männergesellschaft, was sonst auch bisweilen geschehen war, so riß er sich los, um Claudia nicht an Vernachlässigung glauben zu lassen. Kam er nach Hause, so verletzte es ihn, daß sie ihn nicht wie früher über sein Ausbleiben befragte, ihm nicht wie früher zärtliche Vorwürfe darüber machte, während sie nur schwieg, um ihn nicht durch Ansprüche zu belästigen. Er fand sie kalt, er ward traurig, weil er sich nicht mehr so warm ersehnt, so schmerzlich entbehrt glaubte, als in frühern Tagen, und wagte nicht mehr Liebe zu erbitten, weil die Trauung ihm ein Recht gegeben hatte, sie zu fordern.«

»Aus Liebe, aus gegenseitiger Schonung mochte man sich nicht aussprechen, das Schweigen indessen verschlimmerte den Zustand. Claudia sah die immer öfter wiederkehrenden Wolken auf der Stirne ihres Mannes: sie strebte sie durch ihre Heiterkeit zu verscheuchen: Horace aber, der jeden Ton ihres Wesens kannte, sagte ihr: »Zwinge Dich nicht, heiterer zu scheinen als Du bist. Es thut mir weh, und ich empfinde doch, daß Du den Frohsinn des Glückes verloren hast.« Halbe Erklärungen, halbe Verständigungen erfolgten und führten zu nichts. Trotz aller Liebe, trotz des Willens einander zu beglücken, ward eine Niedergeschlagenheit Herr über die beiden Gatten und hatte sich bedeutend gesteigert, als Claudia einen Knaben gebar, der aber nur wenig Tage lebte.«

»Die gemeinsame Freude und der gemeinsame Schmerz hatten die jungen Eltern reiner gestimmt und sie aufs Neue einander genähert.

Die Wolken der letzten Vergangenheit schienen fortgezogen, als eines Tages der Staatsrath die Rede auf den Widerwillen brachte, den Horace gegen die Trauung gehabt habe, um ihm zu beweisen, wie eben durch jenen Schritt für das Wesen ihrer Ehe nichts geändert und das Glück derselben ganz das nämliche geblieben sei.«

»Behaupten Sie nicht zu viel, lieber Staatsrath,« entgegnete Claudia: »Horace war so vollkommen von seinem Vorurtheile beherrscht, daß wir nur mit Noth der Gefahr entgangen sind, recht unglücklich dadurch zu werden.«

»Läugne auch Du nicht, Beste,« fiel ihr Horace ins Wort, »daß auch in Dir eine wesentliche Veränderung seit jenem Tage vorgegangen ist. Du bist nicht dieselbe, die Du warst: Du hast die Frische, den Schwung Deines Wesens eingebüßt.«

»Weil ich es sah, wie Dich die eingebildete

Last der Kette drückte, weil ich es sah, wie Du an mir herumspähtest, eine Veränderung zu finden ohne sie in Dir selbst gewahr zu werden. Du hast aufgehört, mich mit der Sicherheit der Liebe zu behandeln, die ich an Dir gewohnt war. Aengstliche Rücksichten, peinliches Beobachten sind an ihre Stelle getreten, und fast keine Güte, welche Du mir erzeigtest, hat mir seitdem das Herz erquickt, weil ich mir immer sagen mußte: er hat sie Dir zu erzeigen für seine Pflicht gehalten. Ich habe viel davon gelitten.«

»Ihre Augen schwammen bei den Worten in Thränen, ihr Mann bemerkte es, aber er schwieg, weil die Gegenwart des Freundes ihn zurückhielt. Als dieser sich entfernt hatte, setzte er sich zu Claudia und bat: »Sage mir Alles, was Du auf dem Herzen hast, damit es klar bleibe zwischen Dir und mir, und die Trübsal nicht wiederkehre, unter der wir in den letztverwichenen Monaten gelitten haben. Bist

Du unglücklich gewesen? Hast Du es bereut, mein Weib geworden zu sein?«

»Kannst Du das fragen, Horace? Aber unglücklich bin ich gewesen, sehr unglücklich, weil ich kein Mittel wußte, Dir die Furcht vor dem Unglücklichwerden zu benehmen. Du hast das Mißtrauen, welches Du gegen das Institut der Ehe hegtest, auf mich übergetragen und in den langen durchweinten Nächten habe ich es oft bereut, Dein Weib geworden zu sein, ehe Du das Vorurtheil gegen die nothwendige Heiligung und Anerkennung der Ehe in Dir besiegt, ehe Du den Glauben gewonnen hattest, daß wirkliche Liebe an Schönheit verliert, wenn sie, statt zu ruhen in ihrem Glücksbewußtsein, sich zu einem Kampfe mit der Welt gezwungen sieht; daß sie an Glück gewinnt, wenn die Menschen sie segnen, wenn sie sich selbst für immer gebunden hat!«

»So würdest Du Dein Leben, wenn Du es

zu wiederholen hätteſt, nicht ſo geſtalten, wie bisher?«

»Nein, gewiß nicht!«

»Aus Mangel an Glauben an mich und meine Ausdauer?«

»Das nicht, das nicht, Horace! Aber wer ſich binden will, muß in ſich ſo feſt entſchieden, ſo klar über ſein Empfinden ſein, daß er ſich nicht vor dem Bande fürchtet, wie Du. Deine Scheu davor war im Grunde Mißtrauen in die Stärke Deiner Liebe oder Mißtrauen in meinen Werth. Daß Du dieſes nach mehreren Jahren ſo wenig überwunden hatteſt, daß Du auch jetzt noch bedenklich ſein konnteſt wegen der künftigen Dauer Deines Glücks, hat mich tief getroffen, mich unſicher in mir ſelbſt und dadurch unglücklich gemacht.«

»Horace mußte ihr Recht geben. Er ſah es ein, wie verletzend, wie hart und ungerecht ſein

Verhalten gegen Claudia gewesen war, wie groß-
müthig und selbstverleugnend sie sich gezeigt habe.
Er stellte sie hoch über sich in dieser Stunde, er
schalt seine eigene Abneigung gegen die Ehe, er
wollte allen Kummer künftig von Claudia fern hal-
ten, sie sollte sich nie wieder über seine Bedenk-
lichkeiten zu beklagen haben, sie sollte sehen, daß er
glücklich sei an ihrer Seite — aber er liebte sie
in dieser Stunde nicht mehr wie früher. Ihre
Klarheit that ihm weh. Kein Mann erträgt es
willig, sein Weib sich geistig überlegen zu se-
hen, und wenn er es erträgt, hört er doch auf
zu lieben.«

»Der Gedanke, daß Claudia so lange Zeit
auf ihn herabgesehen und sich selbst nicht glück-
lich gefühlt habe, machte ihn mißtrauisch gegen
sich, mißtrauischer noch gegen seine Frau und gegen
jede Aeußerung ihrer Liebe. Er schob es auf den
Zwang der staatlichen Ehe, daß Claudia nicht
augenblicklich gewagt, sich offen gegen ihn zu er-

klären, daß sie geschwiegen und Unrecht ertragen habe. Es war ihm, als habe sich Claudia damit erniedrigt, als sei er selbst gedemüthigt worden durch ihre Geduld und Nachsicht. Das sind die Folgen des Gebundenseins, der Eidschwüre, der Versprechungen, sagte er sich. Sein ganzes Wesen wandelte sich um, er wurde reizbar und empfindlich, er vermochte keine Freude mehr rein zu genießen, keine Zuversicht mehr zu finden in Claudias Zärtlichkeit. Claudia litt täglich mehr davon. Je mehr sie sich sagen mußte, daß sie im vollsten Vertrauen zu Horace Alles gethan habe, seinen Neigungen und Lebensansichten zu genügen, daß sie weder Herkommen noch Gesetz geachtet, um ihn glücklich zu machen in der Weise, die er allein für Glück hielt, um so tiefer traf es sie, daß ihr Mann ihr sein Zutrauen entzog, daß sie ihn immer mehr in Mißmuth und Unzufriedenheit versinken sah.«

»Ihre natürliche Spannkraft verlor sich, sie vermochte nicht mehr Freude zu heucheln, ihre blei-

chen Wangen verriethen ihren Schmerz, und nach vielfachen Versuchen, das alte Verhältniß wieder herzustellen, jene volle, unbedingte Liebe der ersten Jahre wieder zu finden, mußten beide Gatten sich gestehen, daß dieses ihnen nicht mehr möglich sei. Claudia hielt im Grunde ihres Herzens Horace für phantastisch und selbstsüchtig, während er sie eine männliche, in sich gefestete Natur nannte, die eben darum aber unfähig gewesen sei, in Liebe aufzugehen für einen Mann. Beide Gatten bereuten es, das Unglück des Andern gemacht zu haben, Claudia, indem sie das Weib ihres Mannes geworden war, ehe seine Ansicht von dem Wesen der Ehe sich geändert hatte; Horace, daß er seiner Ehe die Form gegeben, die er jetzt mehr als je für eine verderbliche hielt.«

»Eine in gewöhnlicher Weise, in ruhiger Neigung geschlossene Verbindung hätte bestehen können, auch ohne daß die Gatten sich für vollkommen und makellos gehalten hätten: bei einem Verhält-

niſſe wie das zwiſchen Claudia und Horace war dies unmöglich. Der Zwieſpalt zwiſchen ihnen wuchs von Tag zu Tag: Horace fühlte, daß er unter dem Drucke dieſer Zerwürfniſſe nicht arbeiten könne, ſeine Verſtimmung, ſein Leid ſteigerten ſich daran und fielen auf Claudia zurück. Endlich war ſie es, die, dem Schmerze ein Ende zu machen, eine Trennung vorſchlug, weil ſie fühlte, daß Horace nicht den Muth habe, dieſe Trennung zu fordern, obſchon er ſie erſehnte. Sie erfolgte etwa drei Jahre, nachdem die Trauung vollzogen worden war.«

»Claudia und Horace, die ſich einſt ſo heiß geliebt hatten, ſchieden von einander zerriſſenen Herzens, überzeugt, einander nie zu vergeſſen, nie wieder glücklich zu werden, und doch eben ſo überzeugt, daß es ihnen unmöglich ſei, länger neben- und miteinander auszudauern. Beide waren ſchuldig und beide doch wieder die ſchuldloſen Opfer einer Lebensanſicht und einer Zeit,

welche mit der Form des Bestehenden gebrochen hat, ehe die neue Form gefunden ist.«

»Claudia ist jung gestorben in ihrem Vaterlande. Horace lebt noch, aber alle seine Bilder tragen das Gepräge der Schwermuth, trotz der Farbenpracht, die seinen Pinsel vor allen andern berühmt werden ließ, und in seinen schönsten Frauengestalten kann man oft Claudias Bild wiederfinden, das nie aus seinem Herzen gewichen ist. Sie ist seine höchste und letzte Liebe gewesen.«

Nachdem Alwyn seine Erzählung beendet hatte, kam die Reihe an Ludolph und Coralline, welche, wie früher erwähnt, übereingekommen waren, ein Mährchen abwechselnd vor der Gesellschaft auszuführen, und es erhob sich ein Streit zwischen Beiden, wer das Mährchen beginnen sollte.

Coralline setzte auseinander, daß von der Grundlage eines Gebäudes nicht mehr abhänge, als von dem Anfange einer Geschichte für ihren

Fortgang, und daß, wenn Ludolph das Mährchen z. B. unter deutschen Bauern in einer Schenke beginnen lasse, dies ein Ort wäre, in den gar keine Feen hineinkommen könnten, weil der Tabaksqualm sie tödten würde. Ludolph hingegen behauptete, das Mährchen würde so duftig werden, wenn Coralline zuerst erzählte, daß selbst ein Schmetterling noch als eine zu derbe Gestalt darin erscheinen müßte; und da in beiden Behauptungen viel Wahrheit lag, beschlossen die Uebrigen, welche man zu Schiedsrichtern gemacht hatte, das Loos entscheiden zu lassen. Es wurde gezogen, fiel auf Ludolf und dieser sagte: »Nun so will ich Euch denn

das Mährchen von dem jungen Weinküfer

erzählen,« und obschon Coralline eifrig gegen einen Weinküfer protestirte, weil ein solcher gar

kein Held für ein Mädchen sein könne, ließ Ludolph sich nicht irre machen und hob also an:

»Im Kometenjahre eintausend achthundert und eilf, als der Wein so gut gerathen war, daß man nicht Fässer genug herbeischaffen konnte, ihn unterzubringen, war am Rhein zur Zeit der Weinlese ein so rasches Leben und Treiben, daß der Eine nicht vom Andern wußte und die Menschen alle Hände voll zu thun hatten. Viele Leute aus Köln und Bonn waren hinausgefahren nach Rüdesheim und Johannisberg, und auch in Niederingelheim waren so viele Fremde, daß sie nicht unterkommen konnten in den Gasthäusern, sondern sehen mußten, wo sie bei den einzelnen Weinbauern ein Lager und eine Mahlzeit auftreiben konnten.«

»Unter den zuletzt angelangten Gästen befand sich auch ein Student aus Bonn, dessen Vater ein reicher Weinhändler in Köln war. Der Student hieß Clemens. Er war mit fünf oder

sechs seiner Commilitonen nach Niederingelheim gefahren, und wie sie nun dort gegen Sonnenuntergang eintrafen, war kein Tisch, kein Bett, kein Dach, kein Fach mehr zu finden. Da fiel ihm plötzlich ein, er sei einmal als Knabe mit dem Vater im Dorfe gewesen und habe daselbst einen Weinbauer, Melchior mit Namen, besucht, der seinen Wein immer an den Kölner Kaufmann zu verhandeln pflegte. Zu dem beschloß er hinzugehen und zu hören, ob er ihn und seine Kameraden nicht beherbergen könne.«

»Gesagt, gethan. Die Studenten machten sich auf den Weg. Als sie vor Melchiors Hause anlangten, wo eine ganze Schaar kleiner Buben umherlief und an der Erde herumkroch, fragten sie nach dem Vater Melchior.«

»Der ist im Weinberg,« sagte der größte der Knaben, der etwa neun Jahre alt sein mochte, »und der Peter, der Paul, der Jakob, der Han-

nes, der Thomas und der Simon, die ſind alle auch dort.«

»Wer ſind denn der Peter, der Paul, der Jakob, der Hannes, der Thomas und der Simon?«

»Wer die ſind? das ſind alles meine Brüder!«

»Und warum biſt Du nicht auch im Weinberg?«

»Ich muß die Brüder hüten.«

»Welche denn?«

»Die hier,« entgegnete der Knabe und zeigte auf drei noch kleinere Jungen, die ſich im Sande herumbalgten.«

»Und iſt die Mutter auch im Weinberge?«

»Die iſt drinn im Bette mit dem kleinen Bruder.«

»Die Studenten lachten hell auf. »Wie viel Schock Brüder haſt Du denn?« fragte Clemens.

»Viele,« antwortete der Junge, »aber der Letzte ist noch ganz neu, der ist erst jetzt gekommen.«

»Kommen bei Euch alle Tage welche?«

»Nein, nicht alle Tage, aber jetzt ist einer gekommen: geh 'nein und sieh!«

»Nicht um den Bruder zu sehen, sondern um mit der Hausfrau zu sprechen, folgte Clemens der Weisung. Mutter Lise lag darnieder und hatte ein neugebornes und ein etwas mehr als jähriges Kind neben sich, die beide eben so voll und gesund aussahen als die Buben vor der Thüre. Er trug ihr sein Anliegen vor, und sie sagte, viel werde sie nicht thun können, weil sie noch nicht wieder ganz bei Kräften sei; sie wolle aber aufstehen, für Brot und einen Eierkuchen sorgen, und wenn Abends die Magd und der Mann nach Hause kämen, so solle auch für eine Streu Rath geschafft und an Kissen und Decken gegeben werden, was irgend vorhanden sei. Einst-

weilen möge er nur das Brot und die Butter nehmen, die auf dem Tische ſtänden, und ein Paar Gläſer, denn nur an ſolchen fehle es in der Nachbarſchaft, der Wein ſei überall zu haben. Darnach möge er mit ſeinen Kameraden zu ihrem Manne in den Weinberg gehen und zu Nacht mit ihm und mit den Söhnen wiederkommen, dann werde ſich Alles ſchon finden.«

»So geſchah es auch. Der Name von Clemens Vater verſchaffte den Studenten von dem alten Melchior den beſten Empfang im Weinberge, und zwei Tage und zwei Nächte die beſte Aufnahme in ſeinem Hauſe, obgleich Vater Melchior nicht reich war.«

»Schon am erſten Abend, als man unter Singen und Schießen mit der letzten Tagesladung im hellen Mondſchein heimkehrte, erfuhren die Studenten, daß Vater Melchior eilf Söhne habe und daß nun eben noch der zwölfte geboren ſei. »Ich hab' ſie,« ſagte er, »damit ſie gut

einſchlagen ſollen und damit es ihnen an einem heiligen Nothhelfer in ſchlimmen Tagen nicht fehlen möge, nach den eilf Apoſteln unſers Herrn Jeſus genannt und habe gedacht, es ſollte denn damit auch genug ſein. Nun iſt aber doch noch der kleine Nachwuchs gekommen, da hat man denn ſeine Noth mit dem Namen. Judas kann man ihn nicht nennen, und am neunten October, an dem er geboren iſt, ſteht ein Name im Kalender, der ſoll ein unchriſtlicher ſein, und darauf kann man doch ſein Kind nicht taufen laſſen. Man hat eben gleich ſeine Plage, ſo wie Eins nur da iſt.«

»Und wie heißt der unchriſtliche Namen?« fragte Clemens.

»Ja, wer kann das behalten! aber unchriſtlich iſt er. Sie können's nachſehen, wenn wir zu Hauſe ſind.«

»Unter ſolchen Geſprächen erreichten ſie das kleine Haus, in dem ſie von Frau Liſe an der

Thüre empfangen wurden. Man konnte es ihr nur wenig ansehen, daß ihr zwölfter Sohn erst vor drei Tagen in die Welt gekommen war.«

»Vor dem Heißhunger der Söhne, deren ältester schon ein stattlicher junger Mann war, vor dem guten Appetit der Studenten verschwanden alle Vorräthe mit Taschenspielerschnelligkeit, so viel auch die Mutter aufgetischt hatte, und die Studenten fingen an, während sie fleißig dem Weine zusprachen, sich mit den erwachsenen Söhnen ihrer Wirthsleute zu unterhalten und mit den Kleinen zu necken und zu balgen, daß die Eltern sich vor Lachen die Seiten halten mußten und die kleinen Buben ganz rasend wurden. Ohne den Sinn der Eltern zu kränken, wußten die jungen Fremden so viel Scherz mit den eilf Aposteln zu treiben, daß Alle meinten, nie einen fröhlichern Abend gehabt zu haben.«

»Da rief mitten in dem tollen Spektakel auf einmal der Studiosus Clemens aus: »Aber, Papa

Melchior, so holt doch einmal Euren Kalender herbei, damit wir nun auch endlich erfahren, welch ein heidnischer, gottloser Name denn eigentlich Eurem Jüngsten bestimmt ist, der doch des verdammten Ischariot wegen nun einmal nicht Judas heißen soll und kann.«

»Peter, Paul und Thomas sprangen zugleich auf, das Verlangte zu schaffen, aber der flinke Jakob war schon beim ersten Worte auf den Beinen gewesen, und als er mit dem Buche ankam, als Clemens den neunten October im Calender aufgesucht hatte, rief er: »So wahr Gott lebt, den Namen soll der Junge haben! Seht her, Dionysius heißt der neunte October! Wenn das nicht ein Name ist, wie er dem in der Weinlese geborenen Sohne eines Winzers zukommt, so will ich nicht mehr Clemens heißen!«

»Alter Melchior,« sagte einer der andern Studenten, »wer Euch gesagt hat, daß das ein gottloser Name sei, hat gottlos gelogen. Das

iſt der Name des heiligen Nothhelfers gegen allen Erdenkummer, und der eigentliche wahre Beſchützer des Weinſtocks. Laßt Euch Nichts einbilden, ſtoßt an! der Junge ſoll und muß Dionyſius heißen!«

»Dionyſius hoch!« riefen die Andern, und Clemens ſagte: »Heute iſt Freitag, bis Sonntag Abend bleiben wir hier. Morgen wollen wir mit dem Vikarius ſprechen. So Ihr wollt, ſoll übermorgen am Sonntag die Taufe ſein; wir Alle wollen Gevatter ſtehen, und wenn der Junge groß wird und ich lebe, ſo ſchickt ihn mir. Ich will für ihn ſo gut ſorgen, als Ihr jetzt für uns geſorgt habt.«

»Der Vorſchlag wurde angenommen. In der Nacht zum Sonntage ward die Weinleſe beendet, am Sonntage in aller Frühe das Haus gewaſchen und die großen Kuchenbleche mit den fetten Butterkuchen vom Bäcker geholt. Sonntag um Mittag nach der Predigt wurde der

zwölfte Sohn des Weinbauern Melchior getauft, und als am Abend die Studenten abgefahren waren, aßen die eilf Brüder die letzten Reste der Taufkuchen, der Vater schloß die Geldgeschenke der Studenten ein, die sie ihrem Pathen gemacht hatten, um sich für die gute Aufnahme zu bedanken, und der kleine Dionysius schlief so ruhig, als ob er Gottlieb oder Fürchtegott, Florian oder Cyriacus getauft worden wäre.«

»Auch in der Zukunft gedieh er sehr gut, der unchristliche Name schadete ihm Nichts, es war nur schlimm, daß Niemand ihn behalten und die Eltern und Brüder selbst ihn nicht recht aussprechen konnten. Man suchte sich aber zu helfen, indem man ihn den »Kleinen« nannte, und da er der Jüngste blieb, behielt er diesen Namen und das ganze Dorf nannte ihn »Melchiors Kleinen.«

So weit hatte Ludolph erzählt, als Coralline sich des Wortes bemächtigte.

»Der Kleine wuchs also fröhlich heran,« sagte Coralline, »war aber ein ganz anderes Kind als alle eilf Söhne der Mutter Lise. Er hatte gesunde Knochen, frisches Blut wie die Uebrigen: aber es mußte doch etwas Besonderes in ihm stecken, denn er lernte früher gehen und sprechen, als die Andern: fiel er einmal auf die Erde, so that er sich keinen Schaden, verlief er sich, so kam er ungefährdet wieder nach Hause, suchte man Etwas, so fand er es, und überhaupt mußte man sagen, er sehe, höre und wisse Alles besser als die Andern, er sei eben ein rechtes Glückskind. Die Eltern schickten ihn, wie er in das Alter kam, zur Schule, aber im Zimmer mochte es ihm nicht behagen. Es litt ihn nicht lange darin, es zog ihn zum Garten, zum Weinberge zurück, und was er da in die Hand nahm, hatte Art und Geschick, ohne daß ein Erwachsener es ihm gezeigt hätte. Er wußte die besten Absenker und Augen zu schneiden schon als kleiner Knabe, und

was er ſteckte, ging regelmäßig auf. Mit ſeinen Händchen häufelte er ſo geſchickt wie ein Großer; dabei ſang oder pfiff er dann allerlei Weiſen, die ihn Niemand gelehrt hatte, und Abends erzählte er Geſchichten, von denen auch kein Menſch ſagen konnte, woher Dionyſius ſie habe. Fragte man ihn, wer ſie ihm erzählt hätte, ſo antwortete er: »ich habe ſie gehört,« aber das wo und wie wußte er nicht zu ſagen.«

»Einſtmals, es war am zwei und zwanzigſten Juni in der Mitſommernacht, da ſchien der Mond ſo hell, daß es den zwölfjährigen Dionyſius gar nicht leiden wollte auf dem Lager, welches er mit ſeinem Bruder theilte. Es ſchläferte ihn nicht ein Bischen und er dachte: »Es iſt doch Sünde und Schande, liegen zu bleiben, wenn man nicht müde iſt und draußen Alles ſo hell wie am Tage. Du möchteſt im Grunde auch einmal ſehen, was die Weinſtöcke Nachts Alles machen. Am Tage wachſen ſie nicht, das

ſieht man, gröſſer werden ſie aber doch: ſie wachſen alſo wohl des Nachts, und das mußt Du doch einmal mit zuſehen.«

»Er zog alſo ſeine Leinwandhoſe an, warf die Jacke über die Schulter und ſchlich ſich ſachte hinaus, daß ihn Niemand hörte. Wäre er auch laut aufgetreten, es würde doch keiner ſeiner Brüder aufgewacht ſein. Die lagen wie die Säcke feſt, wenn ſie ſich erſt einmal ausgeſtreckt hatten.«

»Wie er nun hinauskam, lief er gleich den Berg hinauf, denn oben, wo die Sonne am wärmſten ſchien, hatte er die neuen Fechſer eingeſteckt, und was die machten, die neben groſſen Stöcken ſtanden, das wollte er eben gern wiſſen. So klar aber ſein Auge ſonſt war, ſo ſchimmerte und flimmerte dennoch es vor ſeinen Blicken in der Mondnacht. Er dachte, das möchte wohl ein Reſt von Müdigkeit ſein oder ein bischen Schlaf, und ſtreifte mit den Händen über die

Weinblätter, um sich mit dem Thau das Gesicht zu netzen und die Augen frisch zu machen. Kaum war dies jedoch geschehen, als er nicht nur schläfrig zu sein, sondern zu träumen glaubte. Er schüttelte den Kopf, er zupfte sich mit der Hand an Ohren und Nase, er sah sich um — ja freilich war er am Rhein, aber wie war das Alles doch so ganz anders als am Tage, so prächtig, so unbegreiflich, so wunderschön!«

»All die Weinblätter glänzten in goldigem Grün und auf den größten Blättern standen, wie auf großen Teppichen, kleine reizende Mädchen, während andere sich auf den Ranken sicher wie auf Leitern und Brücken fortbewegten. Er mußte sich erst besinnen, daß diese goldenen, fein gearbeiteten Brücken und Leitern wirklich die Ranken seien, die er so oft gesehen hatte. Die kleinen Mädchen schienen ihn gar nicht zu beachten. Einige von ihnen hatten weiße, wie aus Duft gewebte Röckchen an, die von Gürteln aus Tiger-

fellen unter der Bruſt zuſammengehalten wurden, Andere trugen bunte, fremdartige Gewänder, wie ſie im Orient üblich ſind, Alle aber waren emſig beſchäftigt. Sie ſangen dabei fröhliche Lieder, die wie das Schwirren der Cykaden durch die Luft tönten.«

»Dionyſius war wie verſteinert vor Verwunderung. Er wollte fragen, wer die kleinen Geſtalten ſeien, was ſie denn eigentlich machten, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Er ſah nur immer, wie die luftigen Weſen die Blätter etwas auszudehnen ſtrebten, wie ſie die Rankenleitern in die Höhe zogen und die einzelnen Blüthen des Weines traubenförmig zuſammenfügten, oder wie ſie kleine Einſchnitte in den Rebſtock machten, und durch dieſe aus zierlichen goldenen Krügen verſchiedene Flüſſigkeiten hineinfüllten. Dazwiſchen kamen Leuchtkäfer geflogen, die brachten helle Flammen mit von einem flüſſigen Feuer: das ſtreiften die emſigen Jungfräulein ihnen raſch

von den Flügeln ab, füllten es in die Goldkrüge, goſſen es in die Rebe, und dann flogen die Leuchtkäfer wieder davon, friſches Feuer zu holen. Nach den Glühwürmern kamen die Bienen mit ihrem Honig, und Schmetterlinge gaben ihre Farben her, ſo viel die kleinen Arbeiterinnen davon nehmen wollten. Es war eine Geſchäftigkeit ohne Ende, und der Mond leuchtete ſo hell als er konnte, damit ſie Alle recht klar ſehen möchten und nicht aufgehalten würden bei der Arbeit.«

»Endlich konnte es Dionyſius nicht mehr aushalten vor Neugier, vor Staunen und vor Luſt zu helfen. Er fragte alſo, da gerade eines der Jungfräulein mit dem Tigerfellgürtel ſich tief herabgeneigte, ſo daß er ſie faſt mit der Hand berühren konnte: »Aber ſage mir nur in aller Welt, wo kommt Ihr her?«

Da riefen ſie Alle auf einmal: »Aus der Heimath, aus der Heimath!«

»Wo iſt denn Eure Heimath!«

»Weit weg von hier im Lande der Reben!«

»Und was thut Ihr hier?«

»Wir pflegen unſere Brüder, denn die Königin hat es befohlen.«

»Wer iſt denn Eure Königin?«

»Die Blume des Weins, die ſüße, die goldene, die feurige Blume des Weins! Komm mit zu ihr! komm mit zu ihr! Sie ruft nach Dir, ſie verlangt nach Dir! Komm mit zu ihr! komm mit zu ihr!«

»Wohin geht denn der Weg?«

»Durch die weite, weite Welt!«

»So zeigt ihn mir!«

»Du mußt ihn ſuchen, Du wirſt ihn finden!«

»Das ſangen und ſprachen ſie wie im vielſtimmigen Canon durcheinander, und als Dionyſius eben daran dachte, eines von den kleinen Mädchen feſtzuhalten und ſie als Wegweiſer zu be-

nutzen, krähte der Haushahn. Alle Jungfräulein griffen nach den kleinen grünen Dominos, die sie an die Ranken gehängt hatten, ohne daß Dionysius sie gewahr worden war, und schnell wie ein Gedanke schlüpften sie hinein. Die Einen streckten die feinen Händchen und Füßchen durch ein grünes, leichtgeschupptes Mäntelchen, das ihnen zu lang war und wie eine spitze Schleppe nachzog, nahmen die grüne Maske vor das Gesicht, und waren nun kleine, zierliche Eidechsen, die rasch in die Erde huschten, während sie mit den lachenden klugen Augen Dyonisius winkten. Die Andern hatten noch leichtere Gewänder mit grünen oder bunten Flügeln und schwangen sich als Cykaden und Libellen in die Luft: »komm mit! komm nach! komm mit!« rufend. Alle aber flogen dahin, wo die Sonne aufging, und der arme Dionysius starrte ihnen so sehnsüchtig nach, daß er vor dem Glanz des Sonnenaufgangs fast erblindete.«

»Er ſaß noch ganz verſunken da, als am Morgen der Vater auf den Weinberg kam, und gab lauter verwirrte Antworten auf die Fragen, die man an ihn richtete. Auch den ganzen Tag über blieb er wie ein Träumender. Er ſprach von Dingen, die Niemand verſtehen konnte, und wollte Dinge wiſſen, die ihm Niemand ſagen konnte. Er fragte: »wo wohnt die ſüße, die goldene, die feurige Blume des Weines?« oder er fragte: »wo iſt die Heimath des Weines? und wie kommt man dahin, wo die Blume des Weines wohnt?« und Nachts ſchlich er ſich aus der Kammer, das Spiel der Jungfräulein mit anzuſehen, die ihm jedoch nie wieder Rede ſtehen *wollten*.«

»Dabei wurde er immer bläſſer, obſchon er rüſtig in die Höhe wuchs und emſiger als je im Weinberge arbeitete. Weil er aber mit den Eidechſen, Schmetterlingen und Heuſchrecken und mit allem Gethier und Gewürm verkehrte, als

ob es vernünftige Wesen wären, die ordentliche Rede und Antwort geben könnten, so wurde den Eltern bange, und sie sprachen mit dem Herrn Vicarius, was sie eigentlich mit dem Kleinen thun sollten, in dem so ein gar absonderliches Wesen stecke. Der Vicarius meinte, er sei immer nicht für den wunderlichen Namen gewesen, und der möge doch seinen Spuk mit dem Buben haben. Das Beste möchte also sein, daß man ihn zur Kinderlehre in die Kirche schicke und ihn firmen lasse, wenn im nächsten Jahre die grosse Firmung in Köln vor sich gehe, damit er dann einen ehrlichen Christennamen bekomme und ordentlich zur Vernunft gebracht werde. Nachher aber möchten die Eltern ihn bald zu einem Lehrmeister in die Stadt thun und ihn ein ehrbar Gewerbe lernen lassen, so werde wohl das nächtliche Umherstreifen in Feld und Wald aufhören, bei dem doch einmal für ein rechtschaffenes Christenkind kein Heil und Segen zu finden sei.«

»Das leuchtete den Eltern ein und es geſchah Alles, wie der Herr Vicarius es gerathen hatte. So ſchwer es der Mutter wurde, ſich von »dem Kleinen« zu trennen, ſo war ſie doch eine zu gute Chriſtin, um nicht das Seelenheil ihres Kindes allem Andern vorzuziehen: und nachdem Dionyſius in Köln bei ſeiner Firmung den Namen Ambroſius erhalten hatte, gingen die Eltern mit ihm zu dem reichen Weinhändler, der ihr alter Kunde und deſſen Sohn der Pathe des Dionyſius Ambroſius geweſen war, um ihn zu fragen, wo ſie wohl ihren Sohn am beſten in die Lehre thun könnten.«

Bei dieſen Worten warf Coralline, wie ſie das verabredet hatten, dem Maler Ludolph ihren Federball zu, und dieſer fuhr fort:

»Der Weinhändler Wendland war ein wohlwollender Mann. Er kannte die Taufgeſchichte des jungen Burſchen, und da dieſer ihm wohl gefiel, erbot er ſich, ihn zu ſich in die Lehre zu

nehmen und ihn zu einem recht tüchtigen Küfer ausbilden zu lassen, wo er dann sein sicheres Brot finden könne. Die Eltern waren des sehr zufrieden, Ambrosius, wie er nun genannt wurde, ebenfalls, und am andern Morgen, ehe der alte Melchior und Frau Lise die Stadt verließen, brachten sie den dreizehnjährigen Sohn in den Dienst zu seinem ersten Herrn.«

»Der Weinhändler ließ denn dem Ambrosius gleich ein ledernes Schurzfell anmessen, das hinten mit einer blanken Schnalle zugemacht wurde; er bekam ein Bandmesser, das er oben in den Brustlatz hineinsteckte, und war in seinem Gott vergnügt, daß er nun doch beim Weine bleiben könne, denn er hatte schon große Angst gehabt, daß man ihn zu einem Tischler oder Schlosser in die Lehre bringen möchte, und hatte sich gefürchtet vor den todten Brettern und dem kalten Eisen, wie vor dem größten Unglück, wie vor Hölle und Teufel.«

»Aber mit der Hoffnung, beim Weine zu bleiben, war es im Grunde Nichts; denn mit dem Weine hatte er gar wenig zu thun. Er mußte Waſſer pumpen in die großen leeren Gefäße, ehe ſie mit Wein bezogen werden konnten, mußte Tonnen reinigen, Flaſchen ſpülen, den grünen Weinſchwamm abkratzen von den groſſen alten Stückfäſſern, die Keller fegen, die eiſernen Oefen heizen, deren Röhren durch die Weinlager gingen, oder er mußte mit feſtzugekorkten Flaſchen und kleinen Gefäßen durch die Stadt laufen, ſie den Käufern zu bringen. Abends ſodann, wenn er müde und gliederlahm in die Geſindeſtube kam, denn Herr Wendland hatte ihn in ſeinem Hauſe behalten, hörte er Geſpräche mancher Art, die ihn aber alle nicht freuten. Weder die Geſchichten von dem Liebſten der Köchin, noch von den Ballfreuden des Hausmädchens, noch von den Erlebniſſen des Dieners machten ihm Vergnügen. Er ſah nur immer aus

dem kleinen Fenster des Souterrains hinaus auf die enge Gasse, und das Herz that ihm weh, wenn er die hohen Häuser gegenüber anblickte und dabei des fröhlichen Lebens im Weinberge zu Niederingelheim gedachte.«

»Da er aber seine Pflicht redlich that und sonst auch ein anstelliger Bursche war, beschloß Herr Wendland, ihn in die Sonntagsschule zu schicken, in der bald ein neues Leben für ihn begann, als er in einer Geographiestunde erfahren hatte, daß Asien das Vaterland des Weines sei. Von Asien zu hören, zu lesen, zu sprechen, wurde bald sein einziges Vergnügen, und nach kurzer Zeit wußte er dort so guten Bescheid, wie das nur irgend für ihn möglich war.«

»Damit war auch all seine Traurigkeit, all sein träumerisches Wesen zu Ende. »Wenn ich nur erst weiß, wo ihre Heimath ist und wo sie wohnt, die Blume des Weines, so will ich schon hinkommen. Noch hat's auch Zeit, denn heirathen

kann ich noch nicht, und ich will auch gern noch ein paar Jahre warten, bis ich was Rechtes gelernt habe; wenn ich sie nur inzwischen ein einzigmal sehen könnte:« so sagte er zu sich und lernte viel von Kleinasien und Cypern, von Chios und Smyrna.«

»Wenn er mit dem Klopfholze seine Fässer verspundete, oder später, als er nicht mehr Flaschen zu spülen und Gänge zu machen brauchte, sondern er mit dem Heber stolz durch die Lager ging, so dachte er an die tigergegürtelten Jungfräulein, an die orientalischen Schönheiten, die in Eidechsenmäntelchen und Cykadenmantillen in Europa umherschwärmen; und wenn er dann jedes Faß nach Belieben aufschlagen und den Wein mit dem Hauche seines Mundes aus der Tiefe in die Kannen hervorheben konnte, so sagte er sich: »Wartet nur, Ihr kecken Jungfräulein aus dem Weinberge zu Niederingelheim! Jetzt bin ich nicht mehr so blöd und erschrocken, wie

damals, wo ich Euch zuerſt geſehen: jetzt weiß ich, wo Eure Heimath iſt, und komme ich einmal hin, ſo ſollt Ihr mir ſchon anders Rede ſtehen. Hinkommen aber werde ich, ſo wahr ich Dionyſius Ambroſius heiße!«

»Wie er denn nun immer älter, ein ſtattlicher Burſche von achtzehn Jahren und ein gar kenntnißreicher Küfer geworden war, fing er an, wie die andern jungen Leute Sonntags in die Kneipe und auf den Tanzplatz zu gehen, und weil er ſo ſchön geſtaltet, ſo blühend friſch war, die Augen der ſchmuckſten Dirnen auf ſich zu ziehen. So ſehr dieſe es ſich aber auch angelegen ſein ließen, ihm ihr Wohlgefallen zu beweiſen, ſo oft ſie ihn zum Tanze aufzogen oder ihm ſagten, in welcher Kirche ſie zur Meſſe gingen und wo ihre Eltern und Freundinnen wohnten, es machte wenig Eindruck auf ihn. Er tanzte, er lachte mit den Dirnen, kaum aber waren ſie ihm aus den Augen, ſo waren ſie ihm auch aus dem Sinne. Das fiel

seinen Kameraden auf, aber noch lange nicht so sehr, als daß Ambrosius niemals Wein trank, auch nicht, wenn ihm der allerbeste vorgesetzt wurde.«

»Einstmals, es war an einem der letzten Tage des Novembers, als Ambrosius mit seinem Kameraden Kilian vom Tanzhause heimging, sagte dieser: »Erkläre mir nur, was Du für ein wunderlicher Gesell bist, daß Dir kein Mädchen von all denen gefällt, die unter der gefälteten Ringelhaube mit ihren schwarzen und blauen Augen nach Dir hinübersehen, und daß Du selbst den guten Rüdesheimer nicht angerührt hast, den der Herr uns an den letzten Feiertagen gegeben. Willst Du denn in ein Kloster gehen, daß Du Dich so kasteist, oder bist Du gleich alt geboren, daß Dich nicht freut, woran doch Jeder in jungen Jahren seine Freude hat? Magst Du denn kein Weib leiden, und schmeckt Dir der Wein nicht?«

»Ambrosius schwieg eine Weile, denn die gleiche Frage war schon manchmal an ihn gerichtet worden, ohne daß er sie beantwortet hätte. Heute aber schlang er seinen Arm durch den Arm seines Kameraden und sagte: »Dir will ich's vertrauen, wenn Du mir schwören willst, es Niemand zu verrathen. Willst Du das thun?«

»Kilian verschwor sich mit einem heiligen Eide, und Ambrosius sagte: »Ich trinke keinen Wein, weil ich ihn eben so sehr liebe. Sein Duft erquickt mir das Herz, in seinem Gefunkel sehe ich die Bilder alles dessen, was ich ersehne, wonach meine Seele verlangt, und der bloße Geruch, der bloße Anblick des funkelnden, feurigen Glanzes macht mich so froh als Euch der Genuß desselben. Du kannst nicht sagen, daß ich den Wein nicht liebe, ich liebe ihn nur anders als Ihr. Siehst Du denn nicht, wie ich mich in den Kellern, die mir anvertraut sind, darum mühe, daß der Wein so gut gedeihe als möglich? Niemand

kümmert ſich mehr als ich, wenn der Wein zäh oder kahnigt wird, wenn er abfällt und ſein friſcher Geruch, ſein helles Licht ihm verloren gehen. Habe ich ihn dann wieder gehoben, iſt er geſund, ſo bin ich froh, als hätte ich ein Glückslos gezogen, und der Kopf iſt mir voll heitrer Bilder, wie Euch, wenn Ihr das edle Naß in Eure immer gierigen Kehlen hinabgegoſſen habt. Mir genügt es, wenn ich den Wein ſchmecke bei der Arbeit, wenn ich ihn pflege; trinken werde ich ihn erſt, wenn meine Liebſte ihn mir einſchenkt, der ich verlobt bin ſeit meiner früheſten Jugend.«

»Was!« rief Kilian, »Du haſt alſo eine Liebſte? Wie heißt ſie denn? wie ſieht ſie aus? wo wohnt ſie?«

»Weit weg von hier, ich habe ſie noch nie geſehen, aber ſie iſt mir verſprochen und verlobt als ich noch ein Knabe war, und auf Oſtern, wenn meine Lehrzeit um iſt, werde ich zu ihr wandern.«

„Kilian lachte laut auf, weil er meinte, Ambrosius scherze mit ihm. Wie er aber in dessen ernsthaftes Gesicht sah, wurde er betroffen und sagte: „Höre, wenn Du sie nie gesehen hast, so mußt Du ja vor allem im Herzen tragen, ihrer einmal ansichtig zu werden. Heute ist der neun und zwanzigste, morgen haben wir Andreastag. Bade Dich früh im Rhein, gehe darauf zur Messe und stelle Dich dann um Mitternacht auf einen Kreuzweg, sei es im Hause oder auf der Straße, da wird sie Dir erscheinen, wenn sie wirklich lebt. Ich habe eine alte Base, die mehr weiß als andere Leute, die hat mir's einmal so als ein untrüglich Mittel an die Hand gegeben, und ich habe damals wirklich die Beate mit dem Bernhard ankommen sehen, den sie sich nachher aus dem Sinne geschlagen hat, als ich sie kennen lernte.“

„Ambrosius antwortete darauf Nichts, aber er hatte sich jedes Wort gemerkt. Gleich am

andern Morgen that er, wie man ihn gelehrt hatte. So kalt und regennaß das Wetter war, badete er dennoch im Rhein, hörte dann die Messe und arbeitete darauf den ganzen Tag in seinem Weinlager so eifrig, als könne er damit die Stunden schneller vergehen und die Mitternacht eher heran kommen machen.«

Mit sicherem Wurfe fuhr der Federball zu Corallinen herüber, sie fing ihn auf und erzählte weiter:

»Ambrosius konnte die Nacht gar nicht erwarten. Daß er nicht auf der Straße umherlaufen wolle, seinen Schatz zu sehen, darüber war er gleich im Klaren gewesen. Was er suchte, konnte er viel leichter finden auf dem Platze seiner Arbeit. In einem Theile des Weinlagers, das ihm anvertraut war, befand sich ein großes Kreuzgewölbe, in dem nur Stückfässer lagen; dorthin wollte er gehen und die Macht des Zaubers er-

proben. Mit vieler Liſt gelang es ihm, ſich für die Nacht die Schlüſſel zu verſchaffen, welche ſonſt allabendlich in das Comtoirzimmer des Herrn Wendland geliefert werden mußten, und ſobald die Glocke halb zwölf geſchlagen hatte, zündete er heimlich die durchbrochene Kellerlaterne an und ſtieg die ſchmale Treppe hinab, die aus dem Wohnhauſe ſeines Herrn in die Lager führte.«

»Er öffnete die mit Matten und Strohkränzen benagelte Doppelthüre, ſteckte dann vorſichtig den Schlüſſel in die innere Thüre und öffnete, in der Erwartung, daß ihm nun gleich ſein Wunder erſcheinen werde. Der Keller aber war ganz dunkel und todtenſtill: nicht einmal das Sauſen des Windes hörte man darin, oder das Praſſeln des Regens, der mit Hagelſchlag untermiſcht vom Winde gegen die Fenſterſcheiben der Häuſer getrieben wurde. Ganz andächtig und feierlich geſtimmt, ſetzte Ambroſius die Laterne auf die Erde,

während er sich auf das Lagerholz niederließ, das die großen Stückfässer trug.«

»Wie er nun so im Raume umherschaute, den er sonst nur in der Eile der Arbeit zu betreten pflegte, erschien ihm die bekannte Umgebung ganz fremdartig. Das altergrüne Moos an den Mauern trieb allmälig seine Aederchen länger und länger hervor, bis es zu Zweigen, zu Aesten, zu Lauben und zu Palmbäumen wurde, in deren Gipfel große Blumen hinaufrankten und sich zu Guirlanden und Kronen verflochten. Dazwischen glitzerte es an den Wölbungen der feuchten Wände wie lauter Brillanten, und Stern an Stern schoß die schönste Krystallisation empor, in gigantischen Bogen, in wunderbar gezackten Formationen, die wie lauter prächtige Denkmale und Siegeszeichen aussahen, oder wie große Thore vor einem feenhaften Königsschlosse. Auf den Lagerhölzern fuhren, gingen, ritten Menschen umher, wie auf den belebtesten Landstraßen, und sie stiegen an den

blanken, eisernen Bändern der Stückfässer wie auf gebahnten Wegen empor, ohne daß Roß oder Mann irgend schwindelnd geworden wären auf den starken Wölbungen.«

»Ambrosius traute seinen Sinnen nicht. Er versuchte dies und jenes zu denken, um sich zu überzeugen, daß er wache. Er sagte sich das Vaterunser vor und die zehn Gebote, er dachte an seine Eltern, an seine Freunde, an seinen Herrn und an die Arbeit des nächsten Tages: das ging Alles ganz vortrefflich, aber die Gesellschaft im Keller ließ sich dadurch gar nicht stören.«

»Gleich auf dem ersten Fasse hatte sich's eine Anzahl alter Ritter bequem gemacht. Sie schnallten ihre Harnische ab, die Knappen nahmen Helm und Schwert und Schild, Andere warteten der Rosse, noch Andere brachten Tische herbei und Bänke, setzten Trinkhörner zurecht und füllten sie mit Wein, worauf die Ritter Platz nahmen und sich's wohl sein ließen bei Becherklang und

munterer Rede. Sie hatten alle das Kreuz auf die Bruſt gehefftet, denn ſie kamen aus dem gelobten Lande heim und erzählten viel von den Feſtungen der Moslemin, von Moſcheen, Harems, ſchönen Frauen und qualvoller Gefangenſchaft in öden Kerkern, von ſüßer Erlöſung durch ſanfte Frauenhand, ſo daß Ambroſius Augen und Ohren aufſperrte, um nur all die neuen, wunderbaren Dinge zu erfaſſen, die er ſah und hörte.«

»Auf einem andern Faſſe tanzten Männer und Weiber mit rothen langen Nelken auf den ſchwarzen Haaren, Tänze voll ſehnlichem Suchen, voll zärtlichem Finden, und dazu ſchwangen ſie ſchrillende, klappernde Inſtrumente in der Luft, wie Ambroſius ſie nie gehört hatte. Sein Herz ſchwoll auf in heißer Sehnſucht, und er wollte eben eine der tanzenden Schönen anrufen mit Worten der Liebe, als er hinter ſich rufen hörte: »Die Blume des Weines, die ſüße, die goldene, die feurige Blume des Weines, ſie

ruft nach Dir, ſie verlangt nach Dir, komm mit zu ihr, komm mit zu ihr!«

»Dionyſius fuhr erſtaunt empor. Das war der Klang, das waren die Worte, die er einſt vernommen hatte in den Tagen ſeiner Kindheit, und als er das Haupt wendete, ſah er die Jungfräulein mit den luftigen Gewändern und den Tigerfellgürteln auf einem der Fäſſer umhergaukeln, die im Mittelpunkte des Kreuzganges lagen. Auf einem andern tanzten die Mädchengeſtalten mit den perſiſchen Röckchen, mit feuerfarbenen Beinkleidern und ſchwankenden Straußfedern auf den blauen Mützen. Aber ſie waren noch viel ſchöner als damals, da er ſie zuerſt erblickt hatte. Keine von ihnen arbeitete, alle überließen ſich ſpielender Luſt.«

»Zwiſchen den Tummelplätzen ihrer Freude lag das größte Stückfaß des ganzen Lagers. Ambroſius kannte es wohl und erkannte es doch nicht wieder. Es war ein Hügel geworden aus bräun-

lich gelber Erde, reich umwuchert von den Ranken des Weinstocks, der traubenschwer von allen Seiten in so üppiger Fülle emporwuchs, wie Ambrosius in seiner Heimath es auch in den gesegnetsten Jahren niemals gesehen hatte. Und die tanzenden, jubelnden Mädchengestalten zur Rechten und zur Linken des Weinberges riefen einander mit wunderlichen Namen und warfen sich goldene Weinbeeren zu, die funkelnde Lichtstreifen in der Luft zurückließen, so daß sich bald ein hellstrahlender Regenbogen gebildet hatte über dem Weinberge, aus dem süß betäubende Klänge ertönten, als plötzlich die Glocke zwölf Uhr schlug.

Da knieten die Jungfräulein nieder auf ihren Spielplätzen und jede von ihnen hielt ihren kleinen Trinkbecher empor, und aus jedem Trinkbecher entsproß eine prächtige, großblättrige Blume, welche das ganze Mädchen verdeckte mit ihren Blättern, so daß Ambrosius kaum Zeit hatte,

das Wunder zu betrachten. In einem Augenblicke, noch ehe der letzte Klang der Glocke ausgedröhnt hatte in der Luft, waren alle die Tänzerinnen verschwunden und die Blumen erfüllten den Raum mit einem ſtarken, balſamiſchen Dufte, der in leichten Wölkchen um den goldenen Regenbogen wirbelte, bis er als eine durchſichtige Guirlande daran hängen blieb. Und nun plötzlich hob ſich unter dem mit Blumenduft geſchmückten Regenbogen eine weiße Flamme empor, ſchlank wie eine Lilie und glänzend in einem Lichte, wie keines Menſchen Auge es je geſehen hatte. Und die roſigen Staubfäden der Lilie breiteten ſich aus zu zwei wunderbar ſchönen Armen, die ſich auf die Blätter der Lilie ſtützten, und mit denen eine jugendliche Frauengeſtalt von himmliſcher Schönheit ſich aus dem Kelche emporhob.«

»Ich bin die Blume des Weines,« ſagte ſie, und ihre Stimme war ſüßer als der mildeſte

Ton im Gesange der Nachtigall: »ich bin Ambrosia!«

»Keines Wortes mächtig stürzte Ambrosius vor ihr nieder. Er hätte ihr sagen mögen, wie er sich nach ihr gesehnt habe sein ganzes Leben lang, wie sie der Gedanke seiner Tage, der Traum seiner Nächte gewesen sei, aber ihre unirdische Schönheit war so groß, daß sie ihm die Sprache raubte: auch hätte menschliche Sprache weder ihre Schönheit bezeichnen, noch ausdrücken können was der Glückselige empfand. Versunken in Anbetung streckte er seine Arme zu der Lichtgestalt empor, und seine ganze Seele lebte in seinem Blicke.«

»Da neigte Ambrosia sich zu ihm hernieder und gab ihm die Hand, und wie er sie berührte, war ihm als lösten alle seine Gedanken sich auf in eine ungeahnte Empfindung des Glücks. Er fühlte sich emporgehoben vom Boden, die Blu-

mengewinde, die Krystallpaläſte, der goldene Regenbogen verſchwanden vor ſeinen Augen, und in einem mit reichen Tigerfellen bekleideten Wagen, den ein weißer Rieſenadler zog, fuhr er hoch und immer höher ſchwebend durch die Luft. Seine ungewohnten Sinne ſchwindelten ſo ſehr, daß er es Anfangs gar nicht merkte, wie Ambroſia ihn verlaſſen hatte und ein alter Mann an ihrer Stelle in den Wagen getreten war.«

»Mit einem Schrei der Verzweiflung ſprang er empor. Der Alte aber, deſſen Geſicht ganz eingehüllt war in ſein Gewand von ſilbergrauem Spinngewebe, legte ſeine Hand auf des Jünglings Haupt und ſagte mit mildem Ernſte: »Setze Dich nieder, Ambroſius, warte und ſchweige, damit Du wieder Dionyſius werden und an Dein Ziel gelangen mögeſt!«

»Während nun Ambroſius gehorchte und ſie weiter und weiter fuhren, arbeitete der Alte unabläſſig daran, kleine, formloſe Thonklümpchen,

die er bei ſich trug, in beſtimmte Geſtalten zu bringen, mit denen er bald den Rieſenadler fütterte, bald die große, grüne Waſſerſchlange, oder den braunen Lindwurm und den feurigen Drachen, welche Alle neben ihnen herzogen. »Das ſind unſere Equipagen,« ſagte der Greis.«

»So gelangten ſie an das Ufer des Meeres, wo er dem Adler ſich niederzuſenken und der Schlange heranzukommen befahl. Er half Ambroſius beim Ausſteigen, machte ihm dann von einem Tonklümpchen einen behaglichen Seſſel zurecht, den er ſchnell an den Sonnenſtrahlen trocknen ließ, und richtete ihn bequem und ſicher auf der Waſſerſchlange ein. Ehe aber der Adler davon flog, kreiſte er dreimal mit großen Flügelſchlägen über dem Haupte des Jünglings und rief: »Menſchenkind! Menſchenkind! gieb mir den Fährlohn! gieb mir die Kleider, die Du trägſt, gieb ſie mir, damit ich das Neſt damit füttere für meine junge Brut!«

»Ambroſius hatte nun ſchon gemerkt, daß es bei dieſer Wanderſchaft auf Gehorſam abgeſehen ſei, er that alſo ſeine Kleider von ſich, legte ſie in den Wagen und der Adler ſchwang ſich davon, während der Greis ſeinen Schützling in ein Gewand hüllte, von dem dieſer nicht zu ermitteln wußte, ob es Spinnengewebe oder leichte Wolken wären. Dann ſetzten ſie ſich auf der Schlange zurecht und ſchifften ſich ein. Neben ihnen tauchte es von allen Seiten vielgeſtaltig aus dem Waſſer hervor: Delphine und Waſſernixen mit Schilfkränzen, Seepferde, auf denen Tritonen ritten mit korallenem Dreizack in der Hand, Wallfiſche und alte und junge Seehunde, Fiſche, Muſcheln, und die Götter alles Waſſers, das die Erde umwallt und auf der Erde fließt. Die fragten Alle: »Seeſchlange, wen bringſt Du da?« und guckten den Jüngling neugierig an und wollten den grauen Schleier lüften, mit dem ſein Geſicht verhüllt war. Aber die Schlange antwortete nicht und

der Greis ſchwieg auch, bis er ſich plötzlich emporrichtete und ſeine Stimme erhob, die wie das Rollen des Donners klang.«

»Waſchet ab von ihm die Sünde der Menſchheit!« ſagte er, und in dem Augenblicke warfen die Wallfiſche ihre Waſſerſtrahlen in die Luft, daß ſie in gewaltigen Regenſchauern auf ihn herniederfielen. Zugleich tauchte die Schlange mit ihm unter, ſo daß Ambroſius zu ertrinken glaubte: aber ſie hob ſich ſchnell wieder empor und ruderte nur um ſo raſcher dem Lande zu, gefolgt von allen Bewohnern des Waſſers. Als ſie das Ufer erreichten, hob ſie den goldgrünen Leib hoch in die Höhe und ſprach: »Menſchenkind! Menſchenkind! zahl' mir den Fährlohn! gieb mir alle Deine Erdengedanken, damit meine Kinder ihre Luſt daran haben unter den tiefen Waſſern!«

»Dabei berührte ſie ihn mit der ſcharfen Spitze ihrer zweiſpaltigen Zunge mitten auf der Stirne, und Ambroſius ſank in matter Erſchöpfung in

die Arme ſeines Begleiters, der ihn auf den Rücken des bereits ihrer harrenden Lindwurmes trug.«

»Der aber fühlte kaum, daß die Reiſenden Platz genommen hatten, als er viel ſchneller noch als eine Locomotive fahren kann, hinabſchoß in das Erdreich, durch die Schichten, in denen die Wurzelmännchen arbeiteten, zwiſchen den Bergwerken, wo die Gnomen rothe Rubinen und grüne Smaragden polirten, bis zu der Diamantſchmiede in der die Erd- und Feuergeiſter beſchäftigt waren. Hier machte der Lindwurm Halt.«

»Menſchenkind! Menſchenkind!« ſagte er, »zahl' mir den Fährlohn! gieb mir Dein ſchweres Erdenblut, damit meinen Kindern in der Tiefe zu Theil werde, was aus der Tiefe ſtammt, was der Erde gehört!« Und bei den Worten ſchlug der Lindwurm ſeine ſcharfen Zähne in die Adern des Jünglings, deſſen Blut in warmen

Strömen hervorrieſelte. Gierig verſchlang es die Erde, in die der Lindwurm ſich verſenkte.«

»Aus der Diamantſchmiede ſprangen aber zwei Flammenjünglinge hervor, die halfen dem Greiſe den Ambroſius auf den feurigen Drachen zu heben, und ließen ſich neben ihm nieder, da er ſelbſt ſich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Sie küßten ſeinen Mund mit ihren warmen Lippen, ſie hauchten ein lindes Feuer in ſeine Adern, bis Ambroſius die Augen aufſchlug, ſeine Kräfte wiederkehrten und er ſich wie neugeboren fühlte. Sein Geiſt flammte heller auf, ſein Herz klopfte feuriger. Er fühlte die Schwere ſeines Körpers nicht mehr, und als ſie durch das Feuermeer ſchifften, als der Drache fortflog über die Naphthaquellen, meinte Ambroſius des Drachen entbehren und ſelbſt fliegen und ſchwimmen zu können in den Elementen des Waſſers, des Feuers und der Luft.«

»Da aber hatten ſie das Ende der Fahrt

erreicht: die Flammenjünglinge nahmen die Zügel des Drachen in die Hände, und der Drache ſagte: »Menſchenkind! zahl' mir den Fährlohn! gieb mir das Kreuz von Deinem Halſe, gieb mir den zweiten Namen, den Du trägſt, daß meine Kinder nehmen, was doch nicht Dein eigen iſt, und was Du nicht brauchen kannſt in der neuen fröhlichen Welt!«

»Alsbald nahm der Jüngling das Kreuz von ſeinem Halſe, welches ihm umgehängt worden war in der Stunde der Firmung, und der Drache ſchnappte darnach mit ſeinem Rachen. Weil aber ſein Athem ſo heiß war, flammte das leichte ſchwarze Kreuzchen hell davon auf und fiel in kleinen Funken nieder, die der Drache gierig verſchluckte, damit er doch Etwas für ſeine Mühe erhalte.«

»Nun aber gaben die Flammenjünglinge und der Greis ſich die Hände, neigten ſich tief und ſprachen: »Sei uns gegrüßt in der Heimath,

Dionyſius! ſei uns gegrüßt! Die Königin harret Dein. Laß Dich ſchmücken zum Feſte!« Jeder von ihnen umarmte ihn, und Dionyſius athmete auf wie einer, der von ſchwerer Laſt befreit iſt, als er, von ſeinem Kirchennamen befreit, ſich wieder mit dem Namen nennen hörte, der in der Kindheit zuerſt der ſeine geweſen war.«

»Der Greis hatte ſeinen Spinnwebmantel abgenommen und ſtand da in ſtattlicher perſiſcher Kleidung, auf die ſein ſchönes Haupthaar und ſein langer weißer Bart herniederwallten. Seinem Wink gehorſam, breiteten die Flammenjünglinge reiche Teppiche auf dem Raſen aus, über dem ſich zauberhaft ſchnell ein leichter Kiosk wölbte, nachdem ſie ein paar glatte Stäbe in die Erde geſteckt hatten. In ein marmornes Becken fielen plätſchernd die ſilbernen Strahlen eines Springquells, die Jünglinge warfen große weiße Blumen in das Waſſer, deren Geruch das ganze Gemach erfüllte: dann nöthigten ſie Dionyſius

seine Glieder zu kühlen in dem erfrischenden Bade. Darauf trockneten sie seinen Körper, salbten sein Haar und reichten ihm kostbare Gewänder von Sammet und Seide mit goldener Stickerei, in der kostbare Edelsteine die Stellen der Blumen vertraten. Wie er dann gekleidet war, hielt ihm der Greis einen silbernen Spiegel vor das Antlitz, und Dionysius erglühte in heller Freude über sich selbst, als er die Veränderung gewahr ward, die mit ihm vorgegangen war. Sein Auge leuchtete in himmlischem Feuer, eine warme, klare Farbe strahlte von seinen Wangen und ein Ausdruck der Reinheit und des Glücks war über seine Züge gebreitet, wie es noch nie auf einem Menschenantlitz gesehen worden ist.«

»Als nun Dionysius sich einen Augenblick betrachtet hatte, versank der Kiosk wieder und ein stattliches Roß wurde vor den staunenden Jüngling geführt. Er bestieg es, auch der Greis und die Flammenjünglinge stiegen zu Pferde und

in ſauſendem Galopp trugen die muthigen Thiere die Reiter durch ein üppiges Land, immer höher hinauf, dem Gipfel eines Berges zu, von dem ein prächtiger Palaſt hinabſchaute in das Thal.«

»Alle Verzierungen deſſelben beſtanden aus Weinlaub: Weinblätter von großen Smaragden rankten ſich um Thüren und Fenſter, und da die Sonne ſich ihrem Untergange zuneigte, ſah man, daß alle die einzelnen Beeren der Weintrauben kleine Edelſteinglocken waren, in denen Lichter brannten, ſo daß die Trauben zur Erleuchtung dienten.«

»Dionyſius Herz klopfte lauter und lauter, je mehr ſie ſich dem Palaſte näherten. Endlich, am Fuße des letzten Bergabſatzes, zog der Greis ein goldenes Horn aus ſeinem Gürtel, mit dem er ein langgedehntes Signal gab, das weithin durch die Lüfte ſchallte. Darauf ſchwebten aus allen Büſchen leichte Geſtalten hervor, die Dionyſius mit Entzücken wieder erkannte. Sie waren

aber jetzt nicht mehr so elfenhaft klein, wie er sie erblickt im Weinberge und in den dunkeln Wölbungen des Kellerraums, sondern in üppiger Fülle emporgewachsen, strahlend von Jugend und von Daseinswonne. Ihre Locken wallten im linden Abendhauch, ihre leichten Gewänder flatterten in anmuthigem Schwunge, und jubelnd die Tambourine und Thyrsusstäbe schwingend über ihren weinlaubbekränzten Häuptern, zogen sie vor Dionysius her, während die Flammenjünglinge ihre Fackeln anzündeten und Loblieder sangen zu Ehren des gefeierten Gastes.«

»So gelangten sie vor die Rampe des Palastes. Der Greis und die Jünglinge stiegen von den Pferden, Dionysius that wie sie; dann schritt er ohne zu fragen die Rampe hinauf und dem Thore des Palastes entgegen, wohin sein Herz ihn zog. Und als er herangekommen war, öffnete sich das Thor, und Ambrosia, die lang und heiß Ersehnte, stand vor seinen Blicken. Ihre

Locken flossen aufgelöst über ihre blendenden Schultern, ein silberweißes Gewand umgab den schönen Leib, und die tiefste Liebe strahlte aus ihren dunkelblauen Augen, als sie Dionysius ihre linke Hand reichte, während sie mit der rechten einen krystallhellen Kelch an ihre Lippen setzte und von dem funkelnden Weine trank, den er enthielt. Dann senkte sie den Kelch nieder zu Dionysius, der ihn mit langem Zuge leerte, ohne die Hand der Geliebten loszulassen, ohne sein Auge abzuwenden von dem ihren, und als er getrunken hatte, hob sie den Knieenden zu sich empor.«

»Der aber, flammendurchglüht von dem ersten Genuß des Weines, fühlte sich der Göttlichen gleich und schloß sie in seine Arme und preßte seine Lippen auf die ihren, und sie hielten sich umfangen in stillem, seligem Ruhen, in der Gewißheit unsterblichen, unendlichen Glücks.«

»Und als sie sich zurückzogen in den Palast

des Reiches, deſſen Herrſcherin Ambroſia war, ſang das Volk in den Straßen zur Feier des Hochzeitsfeſtes, und ſpät noch in der Nacht jubelten die Flammenjünglinge und die weinbekränzten Jungfrauen ihr »hoch Ambroſia und hoch Dionyſius« zum hellen Mondhimmel empor.«

»Hoch Ambroſia und hoch Dionyſius!« riefen auch die Freunde, als Coralline ihre Geſchichte beendet hatte und ganz erhitzt von der Luſt an der eigenen Erzählung heiter wie ein Kind in die Hände klatſchte.

Angeregt durch das bunt dahinflatternde Mährchen hatte ſich der ganzen Geſellſchaft eine ausgelaſſene Fröhlichkeit bemächtigt. Man überbot ſich in neckiſchen Fragen an Coralline, man erfand Wunder über Wunder. Signor Erneſto wußte ſich mit den Shawls der Damen als Zauberer zu drapiren, und Ludolph zog mit den toll-

ſten Sprüchen einen Kreis um ihn, während der Commerzienrath, praktiſcher als die Andern, darauf bedacht war, den Männern einen annähernden Begriff von dem Weingenuſſe des Dionyſius zu geben, indem er Champagner herbeibringen ließ, um, wie er ſagte, das letzte Frühſtück auf der Düne auch in aller Form Rechtens zu begehen.

Aber mit dem Worte ſchien er die Fröhlichkeit wie mit einem Zauberſchlage vernichtet zu haben. Die Freunde ſahen ſich erſchrocken an. Man hatte in dem Glücke dieſes harmloſen Lebens immer nur des gegenwärtigen Beiſammenſeins, nie des künftigen und leider nun ſchon ſo nahen Scheidens gedacht. In den Augen der Frauen ſchimmerte es wie Thränen, die Männer waren ganz ernſthaft geworden.

Da hob Alwyn ſein Glas, das der Oberſt eben mit dem erſten Schaum des ſprudelnden Weines gefüllt hatte und ſagte: »Auf Wiederſe-

hen heut über ein Jahr auf irgend einem Punkte der lieben alten Erde, wo der Rasen grün ist und der Himmel blau. Und wie wir hier glückliche Tage verlebt am öden, kahlen Ufer des brausenden Meeres, so wollen wir sie eben so glücklich verleben bei Vogelsang unter schattigen Bäumen. Auf Wiedersehen!«

Die Andern stimmten mit ein, die Gläser klangen an einander, man reichte sich die Hände und am folgenden Morgen führte das Dampfboot die Freunde ihren verschiedenen Wohnorten zu. Alle aber blickten mit dankbarer Erinnerung auf den rothen Felsen von Helgoland zurück, so lange ihr Auge ihn erreichen konnte.

Dünen- und Berggeſchichten.

Dünen- und Berggeſchichten.

Erzählungen

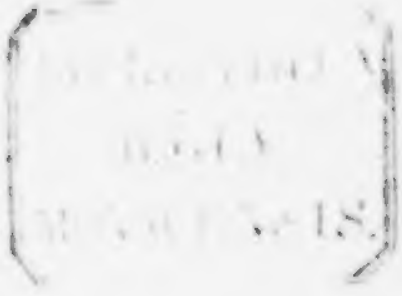
von

Fanny Lewald.

Zweiter Band.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1851.



Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Zwei Tage in einer kleinen Stadt	6
Sarah	30
Weibliche Erziehung	87
Im Irrenhause	145
Eine Grisette	196
Geld und Leute	246
Ein Mädchen aus den Kohlen	335

Berggeschichten.

„Ach! und in demſelben Fluſſe ſchwimmſt Du nicht zum zweiten Mal!“ ſagte mit leiſe bebender Stimme Alwyn, als er in Bonn an einem ſchönen Septembertage des folgenden Jahres mit Anna und dem Maler Erneſto auf der Terraſſe eines jener Gaſthöfe ſtand, welche ſich außerhalb des Thores auf der Koblenzer Chauſſee befinden.

Der Rhein fluthete in vollem, ſchwerem Gekräuſel am Fuße der Mauer hin, das helle Sonnenlicht glitzerte ſpielend auf dem Waſſer, ſilber-

nes Gewölk zog schimmernd über die Höhe des Drachenfels fort. Drüben in Beuel bestieg eine buntgeschmückte Kirmesgesellschaft die Fähre zu fröhlichem Festzuge. Man konnte sich keine lachendere Gegend, keinen schöneren Tag denken, und doch füllten sich die Augen der drei Freunde mit Thränen, bei ihrem ersten Begegnen nach der Trennung.

Das eine Jahr hatte hingereicht, ein Wiedersehen, wie man es gehofft und als gewiß vorausgesetzt hatte, für immer unmöglich zu machen. Coralline, die schöne, lebensvolle Frau, war von plötzlicher Krankheit dahingerafft, und Ludolph, dessen Liebe für Coralline Alle geahnt, so sorgfältig sein stolzes Herz sie auch verborgen, hatte Deutschland verlassen, um in der Einsamkeit weiter Wanderungen allein zu sein mit seinem Schmerze. Er schrieb seinen Freunden nicht, man hörte Nichts von ihm. Nur ein schönes trauriges Bild, das er in London ausgestellt

hatte, gab ein Zeichen seines Lebens und Leidens. Auch der Obrist fehlte. Schon vor Monaten war er zu seiner Dienstpflicht nach Indien zurückgekehrt, und man erwartete hier in Bonn Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der fernen Heimath zu erhalten. Er hatte versprochen, gleich nach der Landung zu schreiben, damit sein Brief die Freunde noch bei dem Rendezvous versammelt finden und so wenigstens den Schatten des Entfernten vor ihnen heraufbeschwören möchte.

Alwyn, dessen elastische Natur das lange Versenken in einen Schmerz nicht ertragen konnte, sobald er einem unwiderbringlichen Verluste galt, war der Erste, welcher sich ermannte. Fest überzeugt, daß dem Menschen kein Leben gegönnt sei, außer der kurzen Zeitspanne zwischen Geburt und Grab, und voll von dem natürlichen Schmerze über diese Endlichkeit, war er aus bewußter Resignation zum Epikuräer geworden. Er liebte das Leben mit einer tiefen, inbrünstigen Liebe,

er hielt es heilig, und verlangte ihm so viel Schönes als möglich abzugewinnen, es mit so viel Großem, Erhabenem zu erfüllen, als es den Bedingungen seiner eigenen Natur nach, ihm zu leisten vergönnt war. Sein Herz hatte Unvergeßlichkeit und dankbare Liebe für jeden Todten, der ihm nahe gestanden, dessen Hand er in der seinen gehalten hatte: aber dieser Cultus selbst, den er den Dahingegangenen weihte, war ein freudiger. Er konnte weinen vor Entzücken über die Schönheit und Anmuth, welche er in Corallinens Wesen geliebt — ihren Tod in herzzerrissenem Weh selbstquälerisch zu bejammern, wäre ihm so unmöglich gewesen, als darüber zu verzweifeln, daß der Duft der Rose vergeht und der Wind ihre Blätter verstäubt davonträgt.

So richtete er denn seine hohe Gestalt schnellkräftig empor, athmete tief auf, küßte Anna auf die Stirn, und sagte Ernestos Hand schüttelnd: »Es ist gut, daß wir hier, daß wir drei noch

beiſammen ſind, und daß wir den trefflichen Commerzienrath morgen mit Sicherheit erwarten dürfen, wie er mir geſtern gemeldet hat. Und nun ſagen Sie, Erneſto, wo ſind Sie in den letzten Wochen geweſen? Ich habe Sie drei Tage in Köln erwartet, bin täglich in das Hotel gegangen, das Sie mir angegeben hatten, aber immer vergebens. Wo haben ſie geſteckt? Was haben Sie getrieben, lieber Freund?«

»Ich habe mein Krankenwärteramt zu Ende geführt, das ich ſeit zwei Jahren neben meiner Malerei übernommen hatte: und nachdem alle berühmten Aerzte der großen Reſidenzen meinem hypochondriſchen Neffen keine Hülfe bringen konnten, hat er in dem kleinen Landſtädtchen R. ſeine Kräfte in zwei Tagen ſo vollſtändig wieder erhalten, und ſich ſo geſund gefühlt, daß ich mich mit gutem Gewiſſen von ihm trennen, ihn ſeinem weiteren Schickſale überlaſſen und unbeſorgt unſerm Wiederſehen entgegeneilen durfte. Es iſt

eine ſympathetiſche Kur geweſen, von Umſtänden begleitet, welche mir altem Freunde des Kleinlebens großen Spaß gemacht haben.«

»Und können Sie uns den Hergang mittheilen?« fragte Anna.

»Ohne alles Bedenken, da der Erfolg der Kur ſicherlich bald bekannt gemacht werden wird. Es kommt nur darauf an, ob Sie ſich erzählen laſſen wollen, wie wir

Zwei Tage in einer kleinen Stadt

erlebt haben.«

»Sie wiſſen,« hob Erneſto an, als die Freunde um die Erzählung baten, »daß ich ſchon im vorigen Sommer den Begleiter meines Neffen Georg gemacht habe, der mir als das einzige Kind einer früh verſtorbenen und ſehr geliebten Schweſter an das Herz gewachſen iſt: Sie wiſſen auch, daß ich den Schwermüthigen nicht

überreden konnte, im vorigen Jahre an unſerer Geſelligkeit in Helgoland Theil zu nehmen, wohin ich auf den Rath des Arztes mit ihm gegangen war. Der Winter iſt ihm bei fortdauerndem Kränkeln, unter Mißſtimmungen und Nervenleiden hingeſchwunden, und als in dieſem Jahre der Frühling gekommen, habe ich ihm den Vorſchlag gemacht, mit mir nach Ober-Italien zu gehen, wohin mich meine Sehnſucht lockte. Er hat ſich den Vorſchlag gefallen laſſen und iſt ziemlich heiter mit mir am Komerſee geblieben, bis man dort die reife Traube vom Weinſtock gebrochen hatte. Als darauf einzelne Zugvögel gen Süde zu ziehen und die Abende länger zu werden begannen, faßte den wunderlichen Menſchen ein Verlangen nach den nordiſchen Wohnungen und Bequemlichkeiten. Er fürchtete für den Herbſt den kalten Eſtrich der Fußböden, die Zugluft der auf die Gallerien gehenden Thüren, und da ich mich einmal darin ergeben hatte, ihm ſeinen Willen

zu thun, ließ ich packen, und wir traten unsere Rückreise an.«

»Im Grunde kam mir Georgs Wunsch, heimzukehren, diesmal sehr gelegen. Es wurde mir dadurch möglich, mit Ihnen hier am festgesetzten Tage zusammenzutreffen, und ich sah das schnelle Rollen unserer Räder mit behaglicher Freude, obschon sie mich von Süden nach Norden trugen. Indeß kaum hatten wir die Alpen überschritten, als das Wetter plötzlich schlecht und schlechter wurde, und Georgs schwermüthige Stimmungen und Krankheitsideen aufs Neue an unserm Horizonte auftauchten. Er dachte wieder unaufhörlich an seine verstorbene Braut, er sehnte sich ihr zu folgen, weil ihn die Schaalheit und Vergänglichkeit der irdischen Dinge anwiderte, und alltäglich hatte ich Gelegenheit, den Reichthum seines verstorbenen Vaters zu verwünschen, dessen früher Besitz ihn aller Sorgen überhoben und ihn durch ungestörten Genuß

gleichgültig, stumpf und selbstquälerisch gemacht hatte. Wir waren noch nicht vierzehn Tage von Bellaggio entfernt, als Georg schon wieder so leidend und bleich aussah, als ob zu seiner Nachfolge in das Freudenreich des Himmels, das seine verstorbene Rosa seit zwei Jahren bewohnte, Rath werden könnte.«

»Von Zürich aus wollten wir mitten durch das Land, die Eisenbahnen und Poststraßen vermeidend, mit Miethskutschern nach Stuttgard fahren, um einmal die frühere Reiselust wieder zu genießen, bei der man nicht wie Stückgut befördert wurde, sondern als freier Mensch verweilen konnte, wo man dazu einen Anreiz empfand. Aber die erwartete Freude blieb aus. Georg saß stundenlang träumerisch schweigend neben mir im Wagen, und ich fing nach grade an, meinen Neffen eben so beklagenswerth als unerträglich zu finden.«

»Ich wurde es müde, diesem absichtlich ge-

nährten Grame zuzusehen, ich dachte, daß Georg ein Thor sei, sich über Rosas Tod so zu härmen. In jedem Dorfe, durch das wir fuhren, sahen Mädchen zu den Fenstern hinaus, die mir zehnmal besser gefielen, als die selige, ätherische Rosa, die ein verzogenes Püppchen gewesen war, und bereits alle Keime der Schwindsucht in sich getragen hatte, als Georg sich mit ihr verlobte. Oft genug hatte ich es in dem zweijährigen Brautstande gesehen, wie der Engel den guten Georg mit Launen tyrannisirte, und wie die Brustbeklemmungen und Weinkrämpfe so a tempo kamen, als wären sie eigens bestellt gewesen, den braven Jungen zur Verzweiflung zu bringen. Hundertmal hatte ich gedacht, wie ich die ganze ästhetische Bildung Rosas für die gesunde Heiterkeit eines italienischen Landmädchens mit Freuden hingeben würde. Es hatte mich daher auch nicht wesentlich erschüttert, als der himmlische Vater die himmlische Rosa zu sich rief, und

Chriſtus ſie zu ſeiner Braut erwählte, da ſie mir zur Lebensgefährtin für einen irdiſchen Menſchen durchaus verdorben ſchien.«

»Ich war überzeugt, Georg werde ſie »ein züchtig Jahr« betrauern, dann aber zur Vernunft kommen und einen andern Engel mit weniger zarten Schwingen und mit beſſerer Geſundheit finden, ihm den Eheſtandshimmel zu erſchließen. Statt deſſen aber erbaute ſich der Junge, der eine gewiſſe ſchwärmeriſche Richtung von ſeiner ſonſt trefflichen Mutter geerbt haben mochte, ein ganzes Syſtem von Sehnſucht und Jenſeitigkeiten, kränkelte unaufhörlich, und ich ſtand wirklich ziemlich rathlos da, als ſein Lebensüberdruß, ſeine Todesſehnſucht bei dieſer Rückreiſe wieder täglich zu wachſen ſchienen. Ich konnte es nicht begreifen, wie einem Menſchen dieſe Sehnſucht nach dem Himmel hier in Deutſchland und grade bei ſo verfluchtem Wetter kommen könne, bei dem die Wolken wie naſſe,

graue Leinwand über uns hingen; denn ich für mein Theil habe mich höchstens einmal in den Himmel hinaufgewünscht, wenn er im Süden sich goldig blau über mir gewölbt hat, voll Duft und Lerchenjubel, und wenn man die Hoffnung hegen konnte, wenigstens mit trockener Haut zu den Freuden des Paradieses einzugehen. Das Alles stellte ich Georg vergebens vor, er blieb in seiner Abspannung, und erklärte mir eines Abends, als wir uns dem Städtchen K. näherten, er fühle sich zu krank, um weiter zu reisen, und wolle hier in K. einige Tage rasten.«

»So wenig ich an Georgs Krankheit glaubte, wagte ich nicht ihm zu widersprechen, weil das ihn nur beharrlicher in seinen Einbildungen zu machen pflegte. Ich ergab mich also ruhig darin, ein paar Tage in K. zu verweilen, obschon mir die deutschen Landstädte immer eben so traurig, als die italienischen heiter erschienen sind. Da giebt es kein Leben auf offener Straße, da ist kein gro-

ßer Platz, kein Springbrunnen, kein Abendſpaziergang. Nichts als eingezwängte Häuslichkeit, polizeiliche Bürgerlichkeit und eine gegenſeitige Beaufſichtigung, die mir das Athmen zur Arbeit machen.«

»Schon das Thor einer deutſchen kleinen Stadt iſt unheimlich für mich. Es ſieht wie eine Mauſefalle aus, in die der arme Gefangene zwar leicht hineinkommen kann, aber nur ſchwer wieder heraus. Es iſt ſchwärzlich grau ſolch ein Thor, von alten Ziegeln und großen Steinen erbaut, und ſo eng und ſtark, daß man gleich dabei an den dreißigjährigen Krieg denken muß, der von ſechszehnhundert achtzehn bis ſechszehnhundert acht und vierzig gedauert hat, und in dem ſehr viel Gräuel nebſt einigen Heldenthaten verübt worden ſind. Thorſchreibers Töchterlein ſieht zum Fenſter hinaus und winkt hinüber zu Steuereinnehmers München, ſie auf den Reiſenden aufmerkſam zu machen. Und wenn der Reiſende den

Mädchen einen Kuß zuwirft, so fahren sie mit den Köpfen hinter die Blumenstöcke auf dem Fensterbrett, erschrocken über das Attentat gegen ihre Weiblichkeit, von welcher Tugend man in Italien Gott sei Dank Nichts weiß.«

»Alle diese Dinge sah ich im Geiste vor meinen Augen, als eine Viertelstunde vor K. ein Platzregen auf uns niederzurasseln begann und es, trotz der frühen Abendstunde, bereits stockfinster wurde. Der Postillon, triefend und fröstelnd, fragte, wohin er uns fahren solle. »Ins beste Gasthaus!« antwortete Georg verdrießlich.«

»Der Wagen klapperte und stolperte auf dem elenden Pflaster eine Weile fort, so daß Georg und ich mal auf mal gegen einander fielen, wobei ich ihm aus innerm Aerger gern noch ein paar Rippenstöße mit in den Kauf gegeben hätte, bis wir endlich vor dem »Deutschen Hause« hielten. Aber das Deutsche Haus war voll, des nahen Jahrmarktes wegen, und man wies uns

ins »Goldene Lämmlein.« — »Alſo zum Goldenen Lämmlein, Poſtillon!«

»Vor dem Goldenen Lämmlein hielten hochbepackte Frachtwagen. Mit Laternen in den Händen waren Kärrner und Fuhrleute dabei beſchäftigt, lautſchwatzend und das Wetter verwünſchend. Die blauen Blouſen klebten ihnen naß wie Badehemden auf den Schultern, die ganze Scene, das ganze Haus hatte etwas Unbehagliches, indeß ſelbſt in dieſem unbehaglichen Aſyle war keine Aufnahme für uns zu finden, und abermals wurden wir abgewieſen. Da kam eine Art von Demüthigung über mich, und ich gelobte mir in dieſer Stunde, mich fortan eines tugendhaften Lebenswandels zu befleißigen, damit mir einſt an jenem großen Markttage, an dem die ganze Menſchheit ihre guten Thaten im Himmel verwerthen kommen wird, nicht ſo wie hier in K. alle Thüren verſchloſſen bleiben möchten. Zugleich aber entwickelte ſich in mir eine Art von Trotzig-

keit. Ich verlangte zu bleiben, da es unmöglich schien, und fragte, ob denn nicht irgend ein anderes Unterkommen in der Stadt zu finden sei. Anfangs wollte Niemand Rath wissen: als ich aber von Krankheit, von wichtigen Geschäften, von langem Aufenthalte, von guter Bezahlung sprach, meinte der Wirth des Goldenen Lämmleins, bei der Kielmaierin im Casino dürften wohl noch ein paar Stuben zu haben sein, sie pflege diese aber nur an Standespersonen in besonderen Fällen zu überlassen und allerdings sehr viel Geld dafür zu fordern.«

»Jetzt wurde mir die Sache spaßhaft. Auf die Gefahr hin, ob die Casinowirthin uns für Standespersonen halten und unsere Mittel ausreichen würden, ihre Forderungen zu befriedigen, befahl ich, uns nach dem Casino zu fahren, fest überzeugt, dort dem Markte zu Ehren einen Ball, hübsche Mädchen und gute Karikaturen von deutschen Pfahlbürgern zu finden, die ich in ihrer

Art recht gern habe. Doch Nichts von dem Allen wurde mir zu Theil. Das ziemlich räumliche Gebäude ruhte in dunkeler Stille, und nach einigen Schwierigkeiten erlangten wir Aufnahme, das heißt für Georg die Zusage eines kleinen Stübchens, für mich das Versprechen, mir im großen Saale ein Bett aufschlagen zu wollen.«

»Während Georg sich niederlegte, machte ich Bekanntschaft mit der Wirthin. Sie bewohnte ein Zimmer rechter Hand zu ebener Erde, war eine schmucke Vierzigerin, mit rothen Wangen, vollem Unterkinn und hatte ein Paar heitere Augen, die selbstgefällig auf die stattliche Fülle herniedersahen, welche das stramme, weiße Busentuch umspannte. Sie erzählte mir mit Stolz, daß sie zehn Kinder gehabt habe, daß das jüngste noch ganz klein, erst zweijährig sei, daß ihr Mann vor dem Jahre gestorben, und daß sie selbstständig nun die ganze Wirthschaft und die ganze Familie erhalte. Links im Hause habe sie

eine Conditorei und ein Kaffeehaus eingerichtet ganz wie in der Residenz: das Nebengebäude, welches ihr auch gehöre, bewohne der Rittmeister, die vornehmste Person des Ortes, und sie sei Gottlob in so guten Umständen, daß sie sich nicht nach einem zweiten Manne umsehen werde, wenn sich nicht einmal etwas sehr Besonderes für sie fände.«

»Ich blickte auf ihre volle Gesundheit, blickte auf meine podagraischen Füße, und überließ mich ruhig der Freude an ihrer Unterhaltung, unbesorgt darüber, daß diese wackere Frau mich für etwas sehr Besonderes halten könne.«

»Sie leistete mir während meines Abendessens Gesellschaft, und belustigte mich durch die rührige Weise, mit der sie zwischen ihren Kindern und Dienstboten schaffend und ordnend umherging. Nach einer Stunde leuchtete sie mir selbst zu dem Saale hinauf, der mein Schlafgemach werden sollte, und den ich nun, wie ein

vorſichtiger Feldherr, zu recognoſciren begann. Es war ein langes, verhältnißmäßig ſchmales Zimmer, das die ganze Tiefe des Hauſes einnahm. Drei Fenſter gingen nach dem Markte, drei hinten hinaus nach Hof und Garten. Weiße Vorhänge, von den Fliegen phantaſtiſch geſprenkelt, hingen an den Fenſtern. Die Wände waren dunkelblau, mit großen gelben Sternen überſäet. An der Decke, von der zwei meſſingverzierte Glaskronen herniederdrückten, prangte der ganze Olymp. Rechts an der Wand befand ſich ein Chor für die Muſikanten, der heute den Baldachin meines Bettes bildete. Das Alles war in der Ordnung und hätte mir nicht übel gefallen, wäre nicht der ganze Raum von einem ſtrengen Geruche erfüllt geweſen, der aus Aepfeln, Zwiebeln, Majoran und andern Lebensmitteln gemiſcht, mir den Kopf einnahm und mir verrieth, daß eines der Nebenzimmer als Stapelplatz für die Wintervorräthe benutzt werden

müſſe. Mich einigermaßen dagegen zu ſichern, öffnete ich die Thür des Billardzimmers, las neugierig, wie man es in kleinen Städten gleich wird, das dort aufgehängte Namensverzeichniß der Caſinomitglieder, beſah die Queus und Billardkugeln, und legte mich nieder.«

»Aber Sie ahnen nicht, was es für einen an italieniſche Betten gewöhnten Körper heißt, in das Bett einer deutſchen Landſtadt zu verſinken, deſſen Unterbetten wellenartig über uns zuſammenſchlagen, während die Federdecke uns, ſchwer wie die Sündenlaſt der ganzen Menſchheit, die Bruſt bedrückt. In immer ſteigender Beängſtigung lag ich da, ein rührendes Opfer der Freundſchaft, und ſah zu dem Olymp empor, den Maler bewundernd, der die Eigenthümlichkeiten aller großen Meiſter in ſich vereinigte. Die langen Glieder der alten deutſchen Schule, Correggios auffallende Verkürzungen, Rembrandts dunkle Schatten, Titians und Veroneſes Farbenreichthum, das

Alles fand ſich hier in einem Bilde beiſammen, ja ſelbſt die gewaltige Muskulatur Michel Angelos erkannte ich in den Beinen der Juno, deren präadamitiſcher Fuß ſo keck und plaſtiſch hervortrat, daß ich in jedem Augenblicke ihn vernichtend auf meinem Kopfe zu fühlen erwartete.«

»Als ich meine Betrachtungen geendet hatte und eben das Licht auslöſchen wollte, fing ein Kind dicht neben mir zu weinen an. Mein hagestolzes Ohr ſchrak davor zuſammen. Das Weinen verwandelte ſich in einen Huſten. Der Huſten wurde immer krampfhafter. Frau Kilmeiers Stimme ſummte ein liebevolles, beſchwichtigendes »ſu, ſu, ſu,« der aufgeweckte Canarienvogel fing mitten in der Nacht zu ſchmettern an, und eine Magd ein Schlaflied für das Kind zu ſingen. Das wurde mir denn doch zu viel. Ich klopfte mit der Hand gegen die Mauer und fragte ſo beſcheiden als möglich: »Sagen Sie, Verehrteſte! könnten Sie dem Kinde nicht etwas Beruhigendes geben?«

»Ach Gott nein!« antwortete Frau Kilmaierin, »es iſt ein wahres Elend. Der arme Wurm hat den Keuchhuſten, das geht die ganze Nacht ſo fort, daß man kein Auge zuthun kann.«

»Ich ſchlug ihr theilnehmend verſchiedene Mittel gegen den Huſten vor. Sie dankte mir ſehr gerührt für meine Güte, und wir converſirten über den angenehmen Gegenſtand wie Piramus und Thisbe, bis es ihr einfiel, aus der Vorrathskammer Zwiebeln holen zu laſſen, um ſie dem armen Kleinen gebraten unter die Fußſohlen zu binden. Damit aber wurde die letzte Ausſicht auf Ruhe für mich vernichtet, denn eine unachtſame Bewegung der jungen Magd brachte die Aepfel- und Zwiebelberge in Bewegung, und als Begleitung des nicht endenden Huſtens, Singens und Beſchwichtigens, rollten fortan Aepfel und Zwiebeln polternd, bald einzeln, bald maſſenhaft zur Erde, je nachdem das Mädchen, im Kran-

kenzimmer mit dem Kinde umhergehend, mehr oder weniger ſtark den Fußboden erſchütterte.«

»Es ſchlug ein Uhr und noch war kein Schlaf in meine Augen gekommen, während tolle Phantaſiebilder mein Hirn durchkreuzten. Es fiel mir ein, wie häufig Leute vom Schlage gerührt worden, die in Vorrathskammern geſchlafen hatten. Dann ſchien es mir, als ſei ich todt und läge auf dem Billard, wie auf einem Sectionstiſche, bis ich ſchärfer hinſah und Georg erkannte, dem man das Herz herausnehmen wollte, aber Roſa und die Diana von der Decke hinderten den Doctor Schneemüller, das Entſetzliche zu vollbringen. In dieſem Augenblicke huſtete mir das Kind den kleinen Anflug von Schlummer wieder fort. Ich beſann mich, über den Traum nachdenkend, daß ich den Namen »Dr. Schneemüller« auf der Caſinoliſte geleſen hatte, und daß dies jener Dr. Schneemüller ſein müſſe, von dem wir uns vor Jahr und Tag in Ems mit dem Ver-

ſprechen getrennt hatten, ihn zu beſuchen, ſollten wir jemals in ſeine Gegend kommen.«

»Darüber brach der Tag an, und der Hirt blies das Vieh zuſammen. Ich ſtand auf und ſah auf den Markt hinab. Es war ein mäßig großes, ſchlecht gepflaſtertes Viereck, von kleinen Häuſern mit ängſtlich ſpitzen Giebeldächern umgeben. Die Laden und Hausthüren waren geſchloſſen, nur aus den Höfen trieben ſchläfrige Mägde und Knechte das Vieh auf die Straße. Nach einer halben Stunde ſchob man bei dem Bäcker lange Bretter voll Semmeln und Prätzeln zur Thür hinaus; dann fuhren ein Paar Wagen mit Gemüſen auf den Markt, und der Weinwirth guckte mit gelber Schlafmütze zum Fenſter heraus, zu ſehen, ob der verdorrte Fichtenzweig über dem Eingange ſich noch ganz ſo wie geſtern im Winde ſchaukle.«

»Ich zeichnete aus Langweile die Marktleute und den dicken Weinwirth, und ſah mich eben

um, womit ich mir die Zeit fernerweit vertreiben könne, als in dem gegenüber liegenden Hause ein sehr hübscher Arm den Laden eines Erkerstübchens öffnete, und ein blühendes Mädchen an das Fenster trat. Ich bog mich zurück, das sorglose Kind nicht zu erschrecken. Es hatte sein weißes Unterröckchen über die Hüften festgebunden, das Halstuch ließ die weißen Schultern sehen, und so blieb die Kleine in einiger Entfernung vom Fenster für mich sichtbar, als sie anfing, ihr volles blondes Haar zu flechten, das sie nach wenig Augenblicken in zierlicher Weise um den hübschen Kopf zurechtlegte. Allmälig wurde es nun auch in meinem Hause lebendig, und endlich hörte ich Pantoffeln sich klappernd meinem Zimmer nähern, die mir, wenn schon keine Philline, so doch die Nähe des ersehnten Frühstücks verkündeten.«

»Nachdem ich es genossen hatte, fragte ich die Wirthin um die Wohnung des Doctors. Man zeigte mir das gegenüberliegende Haus, und ich

errieth unſchwer, daß ich am Morgen der Toilette von Fräulein Schneemüller beigewohnt, die der Doctor uns immer als ein gar herziges Kind geſchildert hatte.«

»Im Hauſe des Doctors ſah es ſauber und friedlich aus. Eltern und Tochter ſaßen am Kaffeetiſch, und mit unverſtellter Freude grüßte der wackere Mann den unerwarteten Gaſt, mich alſobald nach meinem Neffen und deſſen Ergehen befragend.«

»Mein Neffe ſchläft drüben im Caſino! Er bildet ſich wieder eine beginnende Krankheit ein,« ſagte ich: »ich hoffe aber, Sie werden ihn bald auf die Beine und mich in den Wagen bringen, lieber Doctor!«

»Das Erſte ſicherlich, denn er iſt ja geſund, das Zweite aber werde ich bleiben laſſen, denn unter ein Paar Tagen kommen Sie mir nicht fort. Holen Sie den Kranken nur herüber, Sie müſſen Beide mit mir frühſtücken.«

»Ich that, wie er verlangte, weckte Georg, beſiegte alle ſeine Einwendungen, und bald wurde es mir in dem ſtillen Zimmer des Doctors, in der Nähe der verſtändigen Eltern und des hübſchen, fröhlichen Mädchens ſo wohl, als hätte ich ſeit Jahren mit ihnen gelebt. Wir plauderten von dieſem und jenem, und ich war es zufrieden, als Georg das Verſprechen gab, zwei Tage in K. zu bleiben und für ſeine Perſon in das Haus des Doctors hinüberzuziehen, um dort ſorglicher Behandlung und Pflege theilhaftig zu werden.«

»Glaubſt Du an Ahnungen?« fragte er mich, als er ſpäter mit mir in das Caſino hinüber ging, ſeine Sachen zum Doctor befördern zu laſſen.«

»Nein!« antwortete ich, und die Unterhaltung hatte ein Ende, denn wir waren in den Saal getreten, in dem einzelne Männer leiſe ſprechend neben einander ſtanden. Sie nicht zu ſtören, zog ich mich in die Billardſtube zurück. In der Thüre derſelben ſtand ein ſchwarzgekleideter Mann,

der mich erſt einen Augenblick prüfend betrachtete, dann mir mit ſeiner Rechten die Hand drückte und mit der Linken ſchweigend nach dem Zimmer wies. In allen vier Ecken deſſelben waren kleine Tiſche mit Erfriſchungen hergerichtet, aus deren Mitte ſich Schüſſeln voll großer Citronen erhoben. Allmälig kamen viel Leute hinein. Sie ſahen mich Alle verwundert und mißtrauiſch an. Ich wußte nicht was vorgehen würde, und kam mir zuletzt ſelbſt ſo verdächtig vor, daß ich mich nicht gewundert haben würde, hätte der ſchwarze Herr in der Thüre mich arretiren und in mein fünftes Gefängniß führen laſſen; denn für ſchwache Charaktere, wie der meine, liegt in dem Mißtrauen Anderer gegen uns eine Kraft, die jedes Selbſtvertrauen vernichtet.«

»Die Eintretenden drückten der Reihe nach dem Schwarzen die Hand, gingen flüſternd zu den beſetzten Tafeln, aßen wonach ihnen gelüſtete, tranken ſo viel ſie mochten, verbeugten ſich dann gegen

den Schwarzen, und entfernten ſich mit einer Citrone in der Hand. Da ich nicht das Glück habe Freimaurer zu ſein, dachte ich, als ich des feierlichen Eſſens und Trinkens anſichtig wurde, daß ich wahrſcheinlich in die Sitzung einer Loge gekommen wäre, bis die Ankunft eines Geiſtlichen im Ornate, eines wohlgenährten, weinrothen Mannes, dem zwölf weißgekleidete Jungfrauen folgten, meinen Gedanken eine andere Richtung gab. Alle Anweſenden verbeugten ſich demüthig vor ihm; ich folgte ihrem Beiſpiele und ſchielte dabei nach den Mädchen, deren weiße Zeugkleider in gelblicher Eintracht mit ihren Handſchuhen harmonirten. Die Jungfrauen trugen ſchwarze Gürtelbänder um die Taillen, Körbchen voll Aſtern und Herbſtblumen in den Händen, hatten groſſe Füße und rothgeweinte Augen und Naſen; es mußte alſo eine Todtenfeier ſein. Das war es denn auch. Man wollte den Paſtor Emeritus zu Grabe geleiten, deſſen freudig betrübter Nachfolger die

Jungfrauſchaar anführte, und hier im Caſinoſaal verſammelte ſich das Leichengefolge. Ich ſah, wie die Jungfrauen unter Thränen ihr Frühſtück verzehrten, und etwas von dem Trauerconfect in die Taſchen ſteckten: ich ſah den Schulmeiſter mit den Chorſchülern, den Rittmeiſter und die beiden Lieutenants eintreten, und ging hinüber in das Haus des Doctors.«

»Da ſaß das junge Mädchen, erzählend von dem Schützen-Balle, der heut im Schießhauſe vor dem Thore ſtattfände, und den man beſuchen müſſe, weil das Gegentheil für Stolz gelten würde. Auch für den morgenden Tag gäbe es ein Feſt, ſagte ſie. Erſtens ſei Markt, zweitens der Hochzeitstag ihrer Freundin, bei dem wir als Gäſte ſehr willkommen ſein würden: und Georg hörte das mit vieler Theilnahme zu, als ob er ſich herzlich der Ausſicht auf dieſe Feſtlichkeiten erfreue. Der Morgen verging in der Unterhaltung mit der Tochter und der ſehr verſtändigen Mut-

ter. Mittags mußte ich den Eltern viel von meinen Reisen erzählen, während Georg, seine Krankheit ganz und gar vergessend, mit der Kleinen plauderte und scherzte. Als wir dann später im Garten umherhingen, drückte ich gegen ihn meine Freude an dem Wesen des Doctors und an dem beglückten Stillleben aus, das er zu führen schien.«

»Ist es ein Wunder, daß er zufrieden ist?« fragte Georg.

»Gewiß! wenn Du seine Liebe für Natur und Kunst bedenkst, wirst Du ihm zugestehen müssen, daß er hier in K. die ganze Resignation seiner philosophischen Bildung anzuwenden Gelegenheit hat. Du würdest hier nicht einen Monat ohne Klage leben.«

»Georg erwiderte Nichts, rauchte schweigend seine Cigarre, bis er sie mit der Frage aus dem Munde nahm, was ich von magnetischen Rapporten halte? »Nicht das Geringste,« antwortete

ich ihm: »hat uns doch auch der Doctor selbst in Ems gesagt, daß hinter all diesen Curen sich mehr oder weniger Täuschung verberge.« Das mißfiel meinem Neffen offenbar, denn er hat einen Zug zum Mystischen, und er verließ mich, um sich zu Röschen, so hieß Fräulein Schneemüller, zu wenden, die aus dem Hause in den Garten getreten war.«

»Ich selbst ging nach meiner Wohnung hinüber, Siesta zu halten, fand jedoch das ganze Casino voll Leben und Bewegung, weil die Schützen hier zu ihrem feierlichen Zuge zusammen kommen sollten, und entschloß mich, die Erlaubniß zum Beiwohnen der Versammlung zu erbitten. Es waren lauter ehrsame Bürger und Meister. Sie trugen blau und gelbe Bandeliere und Federbüsche, daneben aber schwarz-roth-goldene Cocarden an den Hüten und eben solche Schleifen auf der Brust. Einzelne sahen ganz stattlich aus, die Mehrzahl aber demüthig verkümmert.

Von dem selbstherrlichen Wesen, das auch den Bettler eines romanischen Volksstammes noch prächtig erscheinen läßt, hatte keiner dieser deutschen Bürger eine Spur. Ein Böttchermeister, den der Stern auf der Brust als den König der Gilde bezeichnete, wurde von seinem Adjutanten, einem in Locken frisirten und in steifer Halsbinde eingezwängten Schneider, zuletzt hereingeführt. Ein freudiges Vivat empfing ihn.«

»Es war ein ansehnlicher Mann, dessen große, dicke Nase gar wohl zu dem Ausdruck von Würde paßte, den er in seine Augen und seine ganze Haltung zu legen bestrebt war. Der breite Mund wollte sich gern in ein unbefangenes Lächeln der Befriedigung verziehen: die derben Hände, in weiße Waschhandschuhe mit riesengroßen Daumen verhüllt, sehnten sich, in dankbarer Herzlichkeit für den guten Empfang, die Hände der lieben Nachbarn und Gevattern zu drücken, aber das Gefühl der königlichen Isolirung besiegte diese

Schwächen, und krampfhaft die Hände, die ſich immer ausſtrecken wollten, über den Leib ineinander faltend und den Mund in ernſte Falten legend, trat er in die Mitte des Zimmers, um eine Rede zu halten.

»Platz, meine Herren! Platz!« rief der Schneider, als der Gerbermeiſter ſich mit der Fahne neben den König ſtellte. So wie man aber Platz gemacht hatte, ſo wie der König den Kreis der Seinen in Schweigen um ſich geordnet erblickte, flog eine Bläſſe über das Geſicht des Mannes. Er ſah ſich nach allen Seiten um, keine Hülfe, nur Erwartung um ihn her. Er zog die Handſchuhe aus und ſteckte ſie in die Taſche: er räuſperte ſich — kein Laut, kein Räuſpern antwortete ihm. Die Bürger ſtanden feierlich da: einige hatten ſogar die Hände gefaltet. Da raffte ſich der Mann empor, zog ſein rothbuntes Taſchentuch aus dem langen blauen Ueberrocke, trocknete ſich die Schweißtropfen von der Stirne und

wollte reden, denn reden, das wußte er, iſt die Hauptſache für einen König, reden mußte er um jeden Preis.«

»Ich konnte kein Auge von ihm wenden. Der Moment hatte offenbar an Größe ſeine Vorausſetzungen übertroffen. Bald ſtellte er den rechten, bald den linken Fuß vor, bald knöpfte er die Weſte auf, bald den Rock zu, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, bis er endlich faſt gewaltſam die Worte herausſtieß: »Meine Herren Collegen! ich glaube, wir ſind hier verſammelt —«

»So wie er dies geſprochen hatte und die Richtigkeit dieſer Thatſache von Niemand beſtritten wurde, ſchien er neu aufzuathmen. Sein Auge verlor das Starre, Beängſtigte, ſeine Glieder bekamen einige Haltung und mit feſter Stimme fuhr er alſo fort: »Wir ſind alſo hier verſammelt, und wir waren ſeit den franzöſiſchen Kriegsjahren verſammelt, weil unſer gnädigſter Herr es erlaubt hatte, und wir Schützengilden ſein ſollten.« —

Er huſtete, blickte um ſich, die Schützen verneigten ſich mit zuſtimmendem Reſpect. »Voriges Jahr bin ich der König dieſer Gilde geworden und ſoll heute zum letzten Male mein Amt verwalten, darum will ich Abſchied von Ihnen nehmen. Ein Jahr iſt ſehr lang und dieſes Jahr war ſehr lang!« — Neue zuſtimmende und bekräftigende Verbeugungen der andächtigen Hörer. »Unſer gnädigſter Herr hat uns vor dem Jahre eine Conſtitution gegeben, und wir haben das Feſt dazu gefeiert. Aber unſer gnädigſter Herr hat es für gut befunden, und wir — —« Er ſtockte und konnte den Nachſatz nicht finden, ſuchte, wühlte nach Gedanken, nach Worten in ſeinem Innern, ſein ganzer Menſch arbeitete, ſich zu helfen, und plötzlich rief er in begeiſterter Schöpferfreudigkeit: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, unſer allergnädigſter Herr ſoll leben und unſere Gilde mit ihm!«

»Ein lauter Vivatruf folgte, der Fahnenträ-

ger gab ein Zeichen am Fenster, unten auf der Straße bliesen die Stadtmusikanten einen Tusch, der Schützenkönig durfte seinem zufriedenen Lächeln und seinen dankbaren Händedrücken freien Lauf lassen. Er ging der Reihe nach im Kreise umher, und als das geschehen, zog die Gilde paarweise geordnet zum Thore hinaus. Allmälig folgten die Familien; unter ihnen mein Georg mit des Doctors Tochter am Arme, die er zum Balle ins Schießhaus begleitete, während ich mit ihrem Vater einen Spaziergang machte.«

»Um zehn Uhr kam mein Neffe auf mein Zimmer, zu hören, weshalb ich nicht zum Doctor hinüberkäme, da man noch eine Stunde plaudern wolle. Ich lag bereits im Bette. Georg setzte sich auf dem Stuhle vor demselben nieder und sagte: »Höre, Onkel! ist Dir hier nicht etwas sehr Merkwürdiges aufgefallen?«

»Nicht das Geringste!« entgegnete ich, »ich finde Alles sehr gewöhnlich, lieber Junge!«

»Alſo Dich hat es nicht ſo frappirt? Das iſt mir unerklärlich für einen Mann von Deinem Auge. Siehſt Du nicht, wie wunderbar Röschen meiner ſeligen Roſa gleicht?«

»Ich dachte, der Junge hätte den Verſtand verloren, denn die Beiden glichen ſich wie eine Nachtlilie und eine Flatterroſe; aber ich wußte nun doch, woran ich war und freute mich ſeiner heitern Stimmung, die nur leiſe von einigen elegiſchen Rückblicken auf ſein früheres Glück getrübt wurde. Er ging zu den neuen Freunden hinüber und ich verſchlief die zweite Nacht in R. ungeſtört in dem Stübchen, das Georg am erſten Abende bewohnt hatte.«

»Morgens war der Jahrmarkt in vollem Gange. Vor der Budenreihe, die am Abend und in der Nacht erſtanden, kauften Frauen und Mägde Hausgeräth und beſahen Stoffe und buntblumige Bänder, welche ihnen von lebhaft geſticulirenden Juden mit kreiſchender Stimme an-

geboten wurden. Bauerburſche handelten um Mützen, um rothe Cravaten und lederne Tabacksbeutel: Kinder ſtarrten in anbetender Begierde die ältliche Schönheit an, welche hinter den hohen Pfefferkuchenbergen hervorſah und ſeit zwanzig Jahren hier das ſchöne Pfefferkuchen-Mädchen hieß. Ein Savoyarde mit einer Violine und einem tanzenden Affen, ein Guckkaſtenmann, der die Ermordung Latours und die Paulskirche als ſeine Hauptſtücke anpries, übten nebſt einem Tyroler Handſchuhverkäufer, die Hauptanziehungskraft auf die Menge aus, und die jungen Mädchen der Stadt konnten es nicht ſatt werden, ſich von dem dreiſten Tyroler Du nennen zu laſſen und ſich lächelnd anzuſtoßen, wenn der zudringliche Burſche ihnen beim Anpaſſen ſeiner Gemshornringe die Hände drückte.«

»Das bunte Treiben war nun, wie Sie denken können, ſehr nach meinem Geſchmacke, und ich tummelte mich in dem kleinen Kreiſe ſo eifrig

umher, wie vor mir die tanzenden Puppen auf der großen Drehorgel. Vor der Bude des Tyrolers fand ich Georg und Röschen. Sie kauften Handschuhe.«

»Sieh,« sagte er, »wie reizend dies Kind ist! Auf Rosa mußte ich oft eine halbe Stunde warten, ehe sie ein Paar Handschuhe ausgewählt hatte, Röschen probirt sie gar nicht an. Diese Einfachheit ist doch sehr angenehm.«

»Es hieß also erstens nicht mehr emphatisch »meine selige Rosa,« sondern Rosa schlechtweg, und zweitens glich Röschen nicht nur der Entschlafenen, sondern hatte bereits einzelne Vorzüge vor ihr voraus. Ich hütete mich weislich, diese Bemerkungen laut werden zu lassen, sondern sah es ruhig zu, wie das Mädchen bis auf den Nacken erröthete, als Georg ihr einen Achatring an den Finger steckte, den er eben für sie erhandelt hatte. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, schlug die Kleine einen Spaziergang vor, den mitzumachen

sie mich einlud. Georg verwies es ihr. Es sei unbedachtsam, daß sie mich in der Mittagssonne bergauf nach dem alten Thurme führen wolle, sagte er, und sah mich, als ich vom Bestellen der Pferde für den Abend sprach, so verwundert an, als ob unsere Abreise nicht am Tage vorher eine festgesetzte Sache unter uns gewesen wäre."

"Ich bekam ihn bis zum Mittage nicht mehr zu sehen. Er war bei vortrefflichem Appetite, und sprach nur von dem Hochzeitsballe am Abend, so daß ich ihn endlich fragen mußte, ob er denn nicht mit mir abzureisen gedächte. Das machte ihn verlegen, indeß er überwand es rasch und bat den Doctor, ob er ihm noch ein Paar Tage in seinem Hause zu ruhen erlauben wolle. Er begreife, daß er mich nicht von dem Rendezvous mit meinen Freunden abhalten dürfe, daß ich also schnell vorwärts reisen müsse, er selbst fühle sich aber doch nicht wohl genug, solche par force tour auszuhalten und würde es verziehen, sich

erſt noch etwas zu erbolen. Man lud ihn mit Herzlichkeit zum Bleiben ein, und ich hatte nun plötzlich von dem Undankbaren meinen Laufpaß erhalten.“

„Gegen Abend begleitete er mich in das Caſino, wo ich meine Sachen zuſammenpacken wollte. Er ſah mir eine Weile ruhig zu, dann ſagte er: „Mache nur nicht ein Gerede darüber, Onkel!“

„Worüber?“ fragte ich verwundert.

„Ueber mein Hierbleiben!“ antwortete er mir mit einem ſo jugendlich heitern Lächeln, wie ich es ſeit Jahren auf ſeinem Geſichte nicht mehr geſehen hatte. Ich lächelte auch: wir ſchüttelten uns die Hände und ſagten uns Lebewohl, da es für Georg Zeit war, Röschen und deren Eltern zur Hochzeit zu begleiten.“

„Als die Poſtpferde kamen, der Hausknecht meinen Koffer auf den Wagen ſchnallte, und ich die Treppe von meinem Stübchen hinabging,

fielen meine Augen auf die offenen, mit Ehrenpforten von Tannengrün geschmückten Thüren des Casinosaales. Die ganze Hochzeitsgesellschaft war bereits versammelt: ein Teppich in der Mitte des Zimmers trug einen improvisirten Altar, auf dem zwei silberne Kirchenleuchter brannten, denn die Vornehmheit des Barons verlangte die aristokratische Auszeichnung einer Haustrauung, zu der es im Vaterhause der Braut an Platz gebrach. Man wartete auf das Hereintreten des Geistlichen, und ich fing an, es in der Ordnung zu finden, daß alle Götter des Olympes herniederschauten auf diesen Raum, auf den Schauplatz aller großen Ereignisse des Menschenlebens. Ich sah im Geiste meinen Neffen schon an derselben Stelle mit Röschen dem Eintritt des Pastors entgegenharren, und während ich den Göttern dankte, daß Georg endlich vom Himmel zur Erde zurückgekommen sei, flehte ich zur Juno, sie möge Röschen keinen nach ihrem eigenen Si-

gantenfuße zugemessenen Pantoffel zur Hochzeitsgabe bescheeren.-

»Ein paar Minuten später saß ich im Wagen, begleitet von den Händedrücken der im Amtseifer der Hochzeitsanordnung keuchenden Frau Kilmeier, und bald hatte ich das Städtchen hinter mir, aus dem ich in nächster Zeit die Nachricht von Georgs Verlobung zu erhalten hoffe.«

Und in der That ließ diese nicht lange auf sich warten. Schon am Tage nach der Ankunft des Commerzienrathes brachte der Postbote die Anzeige, als man eben verabredet hatte, auch für das diesjährige Beisammensein der Freunde eine Art von Tagesordnung zu bestimmen, wie sie im vorigen Jahre durch das Badeleben geboten worden war.

»Grade weil ich unabhängig zu sein liebe, wünsche ich, daß wir uns binden,« sagte Alwyn. »Geschieht dies nicht, so nimmt Jeder den ganzen Tag des Andern in Besitz. Gegenseitiges

Wohlgefallen, freundliche Rücksichten hindern uns, es auszusprechen, wenn wir allein sein wollen, und es wird uns als Uebermaaß beschwerlich, was uns ein Glück ist, wenn wir es maaßvoll genießen. Ich wenigstens möchte die Freude nicht missen, den Zeiger der Uhr allmälig unserer Wiedersehensstunde entgegen rücken zu sehen, so wenig ich mir den Genuß versagen mag, einen Brief aus lieber Hand eine Weile vor mir liegen zu lassen und mich an dem Gedanken zu erfreuen, wie viel Gutes und Schönes er mir bringen werde.«

Man war damit einverstanden, um so mehr als, wie Anna bemerkte, Geralline nicht mehr unter ihnen weilte, der jede Gebundenheit, jede Pünktlichkeit so schwer fiel. »Zudem,« sagte sie, »ist durch den Zutritt von Vernon, den Sie lieber Commerzienrath uns gestern vorgestellt, und durch die Begegnung mit Alwyns Freunden, welche sich auch hier im Gasthof eingerichtet und uns

angeschlossen haben, doch ein fremdes Element an uns herangetreten, dem wir seine Besonderheit gönnen und vor dem wir die unsere bewahren müssen, bis wir überzeugt sind, daß wir mehr als ein äußeres Zusammenleben mit den Fremden gemein haben können. So lassen Sie uns denn eine Zeiteintheilung festsetzen, und zwar in umgekehrter Weise als in Helgoland. Dort frühstückten wir zusammen, weil die Dünenfahrt uns vereinte: lassen Sie uns jetzt die Zeit vom Mittagsessen ab mit einander verleben. So hat Jeder den Morgen für sich selbst, das Diner an der Wirthstafel führt uns zusammen, und wir bleiben dann den Rest des Tages für unsere Ausflüge und für die Theestunde vereint.-

Sowohl Vernon, ein Franzose, mit dem der Commerzienrath eben eine Reise durch England gemacht hatte, als auch Alwyns Freund, ein deutscher Edelmann, der mit seiner schönen Frau auf einer Vergnügenstour begriffen war, fügten sich

dieſer Anordnung gern, und bald hatte ſich aufs Neue ein erquickliches Zuſammenleben geſtaltet, deſſen Dauer man bis nach der Weinleſe oder auch darüber hinaus zu verlängern gedachte, je nachdem Zeit und Umſtände es zulaſſen würden.

Eines Abends hatte man den Godesberg erſtiegen und freute ſich des ſchönen Panoramas, welches, vom Abendlicht theilweiſe erhellt, theilweiſe in Schatten gehüllt, ſich rings umher ausbreitete, als eine große Familie, Eltern und Kinder, den Berg hinaufkamen. Der Vater ſah wie ein deutſcher Gelehrter aus. Eine hohe, von ſitzender Arbeit früh gekrümmte Geſtalt, eine ſchöne Stirn mit eingefallenen Schläfen, ein kluges Auge, das aber der Brille bedurfte, und in jedem Zuge, in jeder Bewegung des Mannes das Gepräge eines Menſchen, der bei geiſtigen Anſtrengungen jenen erfriſchenden Zuſammenhang mit der freien Natur, vielleicht auch jene Pflege entbehrt hatte, welche allein große

Anſtrengungen ohne Nachtheil für den Organismus geſtatten. Ein ſchlank herangewachſener Jüngling unterſtützte ihn beim Steigen. Die Mutter mit den erwachſenen Töchtern trugen in kleinen Körben einige Erfriſchungen mit ſich. Ein paar jüngere Knaben und Mädchen liefen vorauf, und hatten am Erſteigen des Berges offenbar nicht genug gehabt für die Uebung ihres Kraftgefühls, denn ſie erkletterten gleich die zugänglichen Theile der Ruine, und jubelten von dorther ihr Freudengeſchrei in die Luft, während der Vater erſchöpft ausruhte und die Mutter ihn ſorglich vor dem ſchärferen Luftzug auf der Höhe zu ſchützen bemüht war.

Es lag in dem ganzen Bilde etwas ſehr Rührendes, das keinem unſerer Freunde entging. Man ſah hier das Glück des Familienlebens gebrochen durch Mangel und übermäßige Arbeit. Die Eltern und die erwachſenen Kinder hatten Alle einen Zug von Wehmuth im Geſichte, der bei

dem Vater sich in der stillen, liebevollen Versunkenheit äußerte, mit dem er in die feiernde Natur schaute, bei den Andern in der Sorge, mit welcher sie auf den Vater blickten, dem das Heraufsteigen sogar beschwerlich geworden war. Nur die Kinder jauchzten fröhlich fort und verstärkten durch diesen Contrast den Eindruck der Scene.

Man sprach eine Weile über das harte Loos, das bei uns in den meisten Fällen dem Manne der Wissenschaft zu Theil wird, wenn nicht eine besondere Gunst der Verhältnisse ihm früh einen freiern Gesichtskreis öffnet, kam dann auf die Kraft der Familienliebe zu sprechen, und der Commerzienrath sagte: »ich habe in London eine Geschichte gehört, und wenn Sie wollen, auch erlebt, deren Mittelpunkt die Charakterstärke und Familienliebe eines jungen Mädchens, Namens:

Sarah.

bildet, und die ich Ihnen immer einmal mitzutheilen gedachte. Sie fällt mir gerade jetzt wieder ein, deshalb will ich sie Ihnen gleich erzählen, um es nicht später zu vergessen.«

»Ich hatte eines Mittags meine Geschäfte an der Börse beendet, und stand mit Vernon und einem in London ansässigen deutschen Kaufmann vor der Bank, mich an der Eigenthümlichkeit dieses Platzes ergötzend, auf dem das Mansion-House, diese stattliche Wohnung des Lord-Majors, die Börse und die Bank das eigentliche Herz Londons bilden, als der deutsche Kaufmann mich fragte, ob ich mit ihm nach Threadneedle-Street gehen wollte, wo er in einer Tabackshandlung eine Bestellung zu machen habe.«

»Threadneedle-Street ist die Verlängerung der Straße, an der die Bank liegt,« sagte

er, »und Sie werden in dem kleinen Laden eine hübſche und intereſſante Frau kennen lernen, an der ich großen Antheil nehme.«

»Daß es hier nicht darauf abgeſehen war, mir irgend eine ehemalige Geliebte zu zeigen, die man mit einem kleinen Handel für den Reſt ihres Lebens verſorgt hatte, konnte ich überzeugt ſein, und folgte alſo bereitwillig dem Vorſchlage. Nach wenig Schritten traten wir in einen kleinen Laden zu ebener Erde, in dem eine Frau, zwiſchen dreißig und vierzig Jahren, hinter dem Verkaufstiſche ſaß, während ein Greis in der Thür ſtehend eine Cigarre rauchte. Beides waren Juden, ihre Züge verriethen dies unwiderleglich. Das Geſicht der großen und noch ſehr conſervirten Frau trug den edelſten Typus des Judenthums, verſchönt durch einen Ausdruck von ruhigem Ernſt, der bei dieſem Volke ſich meiſtens nur in den durchgebildeteſten Perſönlichkeiten findet. Sie ſowohl als der Greis waren mit einer

ſchicklichen Sauberkeit gekleidet, die in der Tracht der Frau faſt an die geſchmackvolle Einfachheit der Franzöſinnen erinnerte.«

»Zu meiner Verwunderung redete Herr S. ſie deutſch an. Sie antwortete in derſelben Sprache, wenn ſchon mit fremdklingender Betonung. Er gab ihr wie einer Freundin die Hand und fragte, wie es ihr gehe?«

»Nun, es iſt ſtill im Hauſe, ſeit wir das letzte Kind verheirathet haben; aber die Hochzeit iſt ſchön geweſen. Die Eltern wollen bald einmal hin, zu ſehen, wie die jungen Leute es in Derby haben!«

»Und werden Sie nicht mitgehen? Sie ſollten ſich einmal ein paar Ruhetage gönnen und friſche Luft ſchöpfen, liebe Sarah!«

»Vielleicht kann ich es ſpäter thun, wenn die Eltern dort geweſen ſind. Der Vater nimmt dann wohl ein paar Tage das Geſchäft für mich wahr. Ich habe aber, daß ich es Ihnen geſtehe,

einen ganz anderen Gedanken, von dem ich wiſſen möchte, wie Sie ihn anſehen. Ich bin jetzt allein mit den Eltern, wir haben alſo nur eine ganz kleine Wohnung nöthig. Was würden Sie davon ſagen, wenn wir in das Weſtende zögen, damit die alten Leute doch wenigſtens in ihren ſpäten Tagen den blauen Himmel ſehen und in anderer Luft athmen könnten, als hier in dem Nebelqualm der City. Ich ginge dann Morgens hierher, was mir eine Erholung wäre, und müßte freilich Abends nach Hauſe fahren.«

»Mein Freund ſtimmte dieſem Gedanken vollkommen bei. Er ſagte, ſie habe ſo viel für Andere gelebt und gearbeitet, daß ſie nun auch an ſich ſelbſt denken und für ſich und die Eltern etwas Erholung bereiten müſſe. Dann nahm er das Buch in die Hand, das ſie bei unſerm Eintritte fortgelegt hatte. Es war ein guter, deutſcher Roman aus der neueſten Schule, und ſie ſprach mit Verſtand und mit Liebe davon, bis

Herr S. ihr bemerkte, daß er einen Einkauf von Cigarren und Taback zu machen wünſche. Da wurde ſie ganz Handelsfrau und beſorgte und verhandelte Alles mit derſelben verſtändigen, ſchicklichen Haltung, welche der Grundzug ihres Weſens zu ſein ſchien.«

»Als wir fortgingen, ſagte Herr S.: »Dies iſt eine der charaktervollſten Frauen, die ich je gekannt habe. Es mag acht und zwanzig oder dreißig Jahre her ſein, daß ihr Vater, ein armer Jude, mit einer zahlreichen Familie von Böhmen auswanderte, um hier in London ſein Glück zu verſuchen. Der Sprache unkundig, halb krank von den Anſtrengungen und Entbehrungen, denen er ſich auf dem Wege ausgeſetzt hatte, um Weib und Kind vor Hunger zu bewahren, langte er hier an und verwendete die letzten ihm gebliebenen Groſchen zum Ankauf von Cigarren, mit denen er zu hauſiren gedachte. Sarah, ſein ſechsjähriges Kind, hielt neben ihm Zündhölzer feil

und durchzog mit ihm die Straßen der Stadt. In der Mittagszeit pflegte er ſich gewöhnlich hier in der Nähe der Börſe aufzuſtellen, an der Ecke, in welcher, der Bank gegenüber, eine Obſtverkäuferin ihren Platz hat, weil er nach zwölf Uhr, durch die Börſe gedeckt, im Schatten liegt.«

»Des Böhmen Handel wollte aber nicht gedeihen. Hatte er einmal ein paar Thaler vor ſich gebracht, ſo trieb ihn ſein unruhiger Speculationsgeiſt, ſich in größern Geſchäften zu verſuchen, für die ſeine Mittel nicht ausreichten. Dieſe ſtürzten ihn dann wieder in Noth und Elend, er mußte von Neuem beginnen, wurde von Sorgen aufgerieben, kränklich, und ſo, zwiſchen erträglichen Momenten und bitterm Elend, vergingen eine Reihe von Jahren, in denen er, des Sonnabends abgerechnet, täglich mit Sarah an der Börſe erſchien, bis er zuweilen auch an andern Tagen fortzubleiben und Sarah mit ihren Zündhölzchen allein zu kommen pflegte.«

„Sie war indessen ein schönes Mädchen von fünfzehn Jahren geworden, das Jedermann kannte und Jedermann gern hatte. Wenn man die Börse verließ und vor der Thüre eine Cigarre aus der Tasche zog, verfehlte sie niemals, hervorzutreten und ein Schwefelholz anzubieten, wofür man ihr gelegentlich einen Penny gab. Ich war so sehr an sie gewöhnt, daß ich sie gleich vermißte, als ich sie eines Montags nicht auf ihrem Platze fand.“

„Am folgenden Tage kam sie wieder. Sie sah blaß aus; ich fragte sie, was ihr fehle, konnte aber Nichts von ihr herausbringen, als daß es den Ihrigen sehr schlecht gehe. Der Vater kam gar nicht mehr zum Vorschein; ich achtete indessen nicht sonderlich darauf, bis es mir einst wieder in den Sinn kam, sie abermals darum zu befragen. Sei es nun, daß dem Mädchen sein Elend schwer und schwerer wurde, sei es, daß mein wiederholtes Fragen ihr Zutrauen gegeben hatte, genug,

Sarah blickte mir fest ins Gesicht, als wolle sie mich prüfen, sah sich nach allen Seiten um, ob Niemand es höre, und sagte dann leise, im Tone einer Frage: »Sie sind ein Jude, Herr?«

»Weshalb glaubst Du das, mein Kind?«

»Weil Sie Mitleid mit mir haben.«

»Ich bin kein Jude, ich bin ein Christ, aber Du siehst, daß Du mich dauerst; kann ich Dir nicht helfen? Wo ist Dein Vater geblieben? Ist er todt? Ist er vielleicht verschuldet und gefangen?« fragte ich.

»Sarah schüttelte den Kopf, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihr Mund verzog sich zuckend in krampfhaft unterdrücktem Weinen, und mit dem Tone jener Selbstbeherrschung, welche der Unglückliche, der Arme früh erlernt, antwortete sie: »Es ist schlimmer als das, viel schlimmer, Herr! Wenn Sie kein Jude sind, können Sie mir freilich nicht helfen, aber sagen will ich es Ihnen doch. Es ist uns sehr schlecht gegangen seit Jahr

und Tag, wir haben oft nicht einen Heller im Hause gehabt. Meine Mutter ist krank geworden von den nassen, elenden Wohnungen, alle unsere Sachen waren verkauft, sie hat auf Stroh gelegen, und wir haben ihr kaum das nöthige Brot zu geben gehabt, denn auch der Vater hat zuletzt nicht weiter fort gekonnt. Ein schweres Augenübel hat ihn befallen. Tag und Nacht unter Schmerzen hat er in der kalten Stube gesessen, viele Wochen lang ist keine Kohle in den Kamin gekommen. Die Eltern haben gedarbt, die Kinder geweint vor Hunger, obschon ich von früh bis spät auf der Straße gewesen bin und jeden Penny zu Brot verwendet habe, den ich erworben. Sieben Menschen satt zu machen, dazu gehört sehr viel, Herr!« sagte sie mit einem Seufzer und mit dem Tone eines Schmerzes, dessen Kraft weit über ihre Jahre zu gehen schien.«

»Sie machte eine kleine Pause, als Je nand ihr ein Päckchen Schwefelholz abforder.., reckte

ihre zwei Pence ein und wollte fortfahren. Ich war jedoch von dem Erzählten ergriffen, wünschte Näheres zu erfahren, als sie mir hier in solcher Eile sagen konnte, und ging deshalb mit ihr in ein benachbartes Kaffeehaus, wo sie sich in dem Privatzimmer der Besitzerin in folgender Weise aussprach: „Eines Abends, als ich spät in die kalte Stube zurückkehrte und selbst fast Nichts mitbrachte, war die Noth zu groß. Ich konnte sie nicht länger ansehen und sagte leise zum Bruder: »Geh aus und sieh zu, ob Dir nicht Jemand Etwas giebt.« Ich wußte, daß er betteln, daß man ihn vielleicht einsperren würde, aber es war unmöglich, sie verschmachten zu lassen. Und wie ich es ihm gesagt hatte, kam's doch wie grosse Angst über mich, ich lief ihm nach, wollte ihn zurückholen, ihm verbieten zu betteln — denn noch hatte das Keines von meiner Eltern Kinder je gethan — indeß er war schon fort. Ich sah, wie er mit einem Herrn an

der nächsten Straßenecke ſtand, der ihm beim Scheine der Laterne Etwas gab und mit ihm ſprach. Ich ſchämte mich, lief in das Haus und konnte Nichts herunterbringen von dem Brote, das Samuel mitbrachte. Die Andern merkten es nicht, daß ich Nichts aß: ſie waren Alle hungrig. Es hätte mir aber den Hals zugeſchnürt, das erbettelte Brot.«

»Samuel ſagte, der Herr habe ſich genau nach uns erkundigt und wolle kommen, um zu ſehen, wie uns zu helfen ſei. Die Eltern dankten Gott dafür: ſie hofften, wenn nur irgend ein Menſch ſich unſerer annähme, könnte uns geholfen werden. Den Abend blieben wir Alle lange auf, in Ueberlegung, wer der Herr wohl ſein könnte, wann er kommen und wie er uns helfen würde. Am andern Morgen hatte die Mutter, ſo elend ſie war, ſchon früh ſich aufgerichtet und die Kinder ermahnt, ſich reinlich zu halten. Ich hatte die Paar Stühle und den Tiſch putzen müſſen,

des Fremden wegen. Der kam denn auch, aber es war ein christlicher Prediger. Er sprach sehr freundlich und sprach doch schreckliche Dinge. Wir müßten Christen werden, sagte er. Daß es uns so schlecht gehe, das komme daher, weil wir uns gegen den wahren Gott auflehnten und im sträflichen Judenthum beharrten. Dafür züchtige uns Gott schon auf Erden mit Noth in diesem Lande des Reichthums, und Gott werde es den Eltern diesseits und jenseits mit Leiden entgelten lassen, wenn sie ihren Kindern nicht den Weg der ewigen Seligkeit durch die Taufe eröffneten, der sich ihnen hier in einem christlichen Lande biete.«

»Dennoch schenkte er den Eltern ein paar Schillinge und versprach wieder zu kehren. Das that er auch fast alle Tage, aber er gab kein Geld mehr, und es war mit ihm großes Elend in die Familie gekommen. Die Mutter, die gar so schwach war, und die armen hungrigen Kinder, welche Nichts verstanden, dachten den ganzen

Tag nur daran, daß ſie nicht mehr hungern und frieren dürften, wenn ſie Chriſten würden, und die Mutter konnte es dem Vater nicht verzeihen, daß er ſie und die Kinder in dem Elend laſſe, aus dem ein Wort von ihm ſie erlöſen konnte. Alle, ſelbſt Samuel, erhoben ſich gegen den Vater, der nicht mehr ſprach, und deſſen kranke Augen von Wachen und Weinen ſchlimm und ſchlimmer wurden. Ich wußte mir nicht zu rathen. Dem Vater zureden, daß er unſern Gott verläugnen ſollte, konnte ich nicht, das Elend der Andern anſehen, konnte ich auch nicht. Bei Tagesanbruch verließ ich die Wohnung, um die Erſte auf der Straße zu ſein, die Zündhölzchen feil bot, und doch hatte ich keine Ruhe, wenn ich dachte, daß der Prediger jetzt zu Hauſe ſei, und daß er ſie fortführen könnte in das große Gebäude an Blackfriarsbridge, in dem ſie die Juden zu Chriſten bekehren. Vorgeſtern, am Sonnabend, als wir Alle zu Hauſe waren und der Vater zu

Hause betete, weil er mit seinen kranken Augen schon lange nicht mehr zur Synagoge gehen konnte, kam der Prediger wieder. Ich hatte Freitag nur einen Sixpence verdient, der mußte zugelegt werden, um die zwei Schillinge Wochen-Miethe zu bezahlen, die wir für unsere Stube zu entrichten hatten. Am Sonnabend konnte ich nicht verkaufen, dann kam der Sonntag, die Börse war geschlossen, in der Straße feil bieten durfte ich des Sonntags wegen nicht, vor Montag hatte ich also kaum Aussicht, Geld zu bringen. Es war aber kein Brot im Hause, die Kinder waren ohne einen Bissen zu erhalten schlafen gegangen, und als der Prediger gekommen war, war es schon zehn Uhr gewesen, und noch kein Rath gefunden, woher Etwas zu nehmen. Kein Bäcker borgte uns mehr.«

»Da konnte mein Vater nicht anders. Er küßte weinend die zehn Gebote und sagte: »Gott wird der Angst und Noth eines Vaters verzei-

ben, die höher iſt, als alle Berge der Welt, und er wird uns auch im Chriſtenthume gnädig anſehen!- Der Prediger bekräftigte ihn darin. Er betete ein Dankgebet für unſres Vaters guten Entſchluß, und die Mutter und die Kinder beteten mit zu Jeſus Chriſtus. Ich konnte es nicht. Mir war, als verfluchten ſie ſich. Nachher ging der Vater ſtill in eine Ecke, nahm die zehn Gebote ab, die er um den Hals trug und legte ſie fort, während ihm immer die Thränen aus den Augen rollten und er ſo ſchwer athmete, daß ich dachte, er werde ſterben. Während deſſen hatte der Prediger dem Samuel Geld gegeben, Brot und Holz und ein Stück Fleiſch und eine Flaſche Ale zu holen, und geſagt, am Abend würde ein anderer Prediger kommen, Eltern und Kinder mitzunehmen in das Miſſionshaus, wo es ihnen an Nichts fehlen ſollte. Sie möchten nun fröhlich und guter Dinge ſein; denn ſo wie Gott ſie jetzt mit leiblicher Speiſe verſorgt habe, ſo werde er

ſie auch geiſtig erquicken, jetzt wären ſie auf dem rechten Wege des Heils.«

»Wie der Tag hingegangen iſt, weiß ich nicht mehr, obſchon es nur vorgeſtern geſchehen iſt. Es war Alles ſo unruhig und doch ſo ängſtlich ſtill bei uns. Es wußte Niemand, was eigentlich recht bevorſtand. Am Abend kam der Miſſionair, ſie zu holen. Wir gingen durch die Straßen, ich neben den Andern, ohne zu wiſſen, was ich that. Mein Vater hielt mich an der Hand, immer feſt und feſter, je näher wir Blackfriarsbridge und dem Miſſionshauſe kamen. Ich hörte, daß er leiſe die Abendgebete ſagte. Wie wir aber vor dem Hauſe waren, wie man die Thür öffnete, die Mutter, die fünf Kinder hineingingen und nun auch der Vater die Schwelle des Hauſes betrat, da kam eine Angſt über mich, als ſollte ich zum Tode geführt werden. Ich riß mich los und lief davon, ſo ſchnell, daß der mir folgende Miſſionair mich nicht erreichen konnte.

Erſt lief ich in unſere Wohnung zurück und ſteckte die zehn Gebote zu mir; dann überfiel mich die Furcht, die Männer aus dem Bekehrungshauſe könnten mir folgen und mich mitnehmen wie die Andern, und ich dachte, daß ich lieber ſterben, als Gott verläugnen möchte. Ich ging alſo fort zu Leuten, die ich kannte, dort zu übernachten. Es waren Juden. Ich erzählte ihnen Alles; aber ſie ſind eben ſo arm als wir, ſie konnten mir nicht helfen. Sie ſagten, mit Gewalt mich abholen, könnte man nicht, das würde die Polizei nicht zugeben, das würden auch die Miſſionaire niemals thun. Ich ſollte unſern Tiſch und unſere paar Stühle verkaufen, mit dem Ertrage die Wohnungsmiethe für dieſe Woche bezahlen und dann zu ihnen kommen. Soviel ich ſelbſt brauchte, könnte ich mir verdienen, das werfe der Handel ab, und das Uebrige ſollte ich Gott anvertrauen. — Aber wird mir der den Vater und die Mutter und die Geſchwiſter aus dem Bekehrungshauſe ſchaffen,

daß sie wiederkommen, ehe sie getauft sind? ehe sie Christen geworden sind?« sagte sie plötzlich abbrechend.«

»Es lag ein solcher Ausdruck von Bitterkeit, von Verzweiflung in ihren letzten Worten, daß sie mich tief erschütterten. Ich versuchte ihr zuzureden, sich zu überzeugen, daß für ihre Eltern gut gesorgt werde, daß sie wirklich einem bessern Leben entgegen gingen — Sarah schüttelte den Kopf.«

»Das muß Ihnen wohl so scheinen, Herr!« entgegnete sie, »weil Sie ein Christ sind, ich dachte es gleich! Sie können ja aber doch nicht Juden bleiben, Vater und Mutter und Geschwister, und wenn sie Gott abschwören, dann sind sie ja erst recht verloren!«

»Es war unmöglich, sie zu beruhigen, ich hatte auch wenig Zeit daran zu wenden, denn mein Cabriolet wartete, und ich wollte am Abend für einige Monate auf den Continent gehen. So

ſchenkte ich ihr eine Krone, verſprach künftig wieder nach ihr zu hören und ließ ſie ſtehen.«

»Als ich im Frühjahre gegen den Anfang der Saiſon wiederkehrte, und den erſten Tag aus der Börſe kam, hörte ich plötzlich ein Geſchrei, wie bei einem Auflaufe, aus dem, von einer Frauenſtimme gerufen, die Worte hervortönten: »Ich! ich eine Dirne! Das ſoll er mir beweiſen! Gleich beweiſen!« Dazwiſchen ſchimpfte ein Conſtabler in unverantwortlicher Weiſe und andere Stimmen ſprachen tadelnd auf ihn ein.«

»Ich trat hinzu und erblickte Sarah, glühend roth vor Zorn, in heftigſter Aufregung mit einem Conſtabler im Streit, der heute zum erſten Male auf dieſem Platze den Dienſt verrichtete. Seit Jahren gewohnt, ſie hier zu ſehen, hatten ihr die Conſtabler nie Schwierigkeiten in den Weg gelegt; heute aber, wo der fremde Polizeimann ſie als Bettlerin von der Börſe fortgewieſen, hatte Sarah ſich vertheidigt, ſich auf die Beſucher der

Börse als auf Zeugen berufend, daß sie nie gebettelt, sondern stets ehrlichen Handel getrieben habe. Gerade damit hatte sie jedoch ihre Sache verschlimmert. Der Polizeimann entgegnete ihr spöttisch, wie er überzeugt sei, daß die Herren Auskunft über sie geben könnten, denn sie verstecke hinter dem Handel nur ein ehrloses Leben, sie sei eine Dirne und er werde sie arretiren.«

»Als Sarah das Wort hörte, schnellte sie empor wie ein angeschossenes Reh, hielt den Constabler am Arme fest, die Umstehenden nahmen Partei für sie, und als ich hinzutrat, wollte Jener bereits weichen und Sarah freigeben, aber diese war damit nicht mehr zufrieden. »Er soll mir das beweisen!« rief sie immer und immer wieder, und dann, als sie mich erblickte, sich mit flehender Geberde zu mir wendend: »Helfen Sie mir, daß er mit mir zum Polizeigerichtshofe kommt; Sie, Sie vor Allen können mir bezeugen, daß ich keine Dirne, keine

Bettlerin, daß ich ein ehrliches Mädchen gewesen bin mein Lebenlang!«

»Die Obſthändlerin, die Cabrioletkutſcher, der Portier von der Bank fuhren heftig auf den Conſtabler los, ſuchten Sarah zu beſänftigen; indeß ſie blieb dabei, der Conſtabler müſſe mit ihr vor das Polizeigericht gehen. »Vor all den Leuten hat er mich beſchimpft, die Alle,« rief ſie, »werden mich nicht zu Schanden werden laſſen. Sie müſſen Alle, Alle mitkommen! er ſoll mir vor Allen denen Genugthuung geben, vor denen er mich beſchimpft hat.« Sie war wirklich edel und groß in ihrem beleidigten Rechtsgefühl und der Ausdruck ihres Zornes ohne alle Rohheit. Ich ſuchte durch das Gedränge die Treppe hinabzukommen in ihre Nähe, nahm ſie bei der Hand, und da Alles umher gegen den Conſtabler war, zwangen wir ihn, uns auf das nächſte Polizeigericht zu folgen. Eine Maſſe von Kaufleuten und die Perſonen aus dem Volke, welche Sarah bisher

vertheidigt hatten, gingen mit uns, ſich als Zeugen einſchreiben zu laſſen.«

»Die Sache machte eine Art von Aufſehen, weil viele angeſehene Leute ſich daran betheiligten, und in Zeit von anderthalb Stunden war Alles entſchieden. Sarah hatte ihre Genugthuung erhalten. Der Conſtabler wurde verurtheilt, dem Mädchen eine Buße von fünf Pfunden zu zahlen, aber Sarah lehnte das ab. »Ich mag des Menſchen Geld nicht,« ſagte ſie, »nur den Schimpf ſollte er mir abbitten vor all den Leuten, den er mir angethan hat.«

»Welchen Eindruck dieſer Zug auf das leidenſchaftliche Gerechtigkeitsgefühl der Engländer machte, können Sie denken. Faſt im Triumphe wurde Sarah aus dem Polizeigebäude und auf ihren Platz nach der Börſe zurückgeführt. Wie ſie nun auf der alten Stelle ſtand, athmete ſie tief auf, nahm ihren kleinen Holzkaſten mit den Zündhölzchen, den ihr Jemand ſo

lange verwahrt hatte, wieder in die Arme, und fing nun leise zu weinen an, nachdem sie bisher keine Thränen vergossen und sich auch vor den Polizeischranken mit sicherer Ruhe vertheidigt hatte. Jemand, der ihre Thränen sah, gab ihr ein Geldstück, und dadurch ermuthigt, nahm die Obsthändlerin einen ihrer Teller, und fing an, eine Sammlung »für die arme, gute Sarah« zu halten. Von allen Seiten flogen Silberstücke in den Teller, endlich warf eine Hand eine Banknote hinein. Sarah hatte mit gespannter Erwartung auf die Sammlerin geblickt. Als diese ihr das Geld brachte, als das Mädchen die Menge der Silberstücke und vollends die fünf Pfund Note in ihren Händen sah, riß sie das Geld an sich, küßte es leidenschaftlich, schüttete es in ihre Schürze und lief, ohne der Obsthändlerin zu danken, ohne sich umzusehen, davon, als fürchte sie, daß man ihr das Geld entreißen könne. Es lag etwas Wildes, Unschönes in diesem Zuge, und die Obstfrau,

ſo gutmüthig und brav ſie ſich gezeigt hatte, antwortete, als Jemand ſich über Sarahs Undank und Sonderbarkeit äußerte: »Ich habe Chriſtenpflicht gethan, Herr! aber Sie wiſſen, Jude bleibt Jude!«

»Damit war die Sache abgemacht und zugleich Sarah verſchwunden. Es verging eine Woche, ohne daß man ſie ſah. Endlich, am nächſten Montage ſtand ſie auf ihrem alten Platze, und bot wieder ihre Zündhölzchen feil, wobei ſie Jedem einen Zettel in die Hand drückte, der ein Zündholz verlangte. Auf dem Zettel ſtand die Empfehlung eines Cigarrengeſchäfts in der Threadneedleſtreet.«

»Als ſie meiner anſichtig wurde, leuchtete ihr Geſicht in Freude. »Ich bin gleich hingelaufen, Sir!« ſagte ſie mir, »gleich nach dem Miſſionshauſe, in dem Augenblicke, in dem ich das Geld bekommen hatte. Ich habe mir nicht Zeit gelaſſen zu danken, aus Angſt, ſie könnten ſie unterdeſſen zur Taufe führen, denn noch waren ſie Juden,

Gott sei Lob! — Ich habe Einlaß begehrt und habe gesagt: »Vater! ich bringe Geld, sehr viel Geld, und es ist Alles ehrlich mein eigen, und es wird ausreichen für viele Zeit und danach wird Gott weiter helfen. Kommt hier fort, Alle, gleich fort, Vater und Mutter und Kinder!«

»Da hat mein Vater bitterlich geweint vor Freude und die Mutter auch. Ich habe dem Vater die zehn Gebote in der Blechkapsel zugesteckt, die ich von unserer Thüre abgenommen hatte, als sie das Haus verließen, und er hat sich hingekniet, hat sie geküßt und Gott gedankt und gebetet. Dann hat er gleich denselben Tag und all die folgenden Tage den Missionairen erklärt, daß er kein Christ werden wolle und daß er Tag und Nacht Gott gebeten, ihm die Lüge zu verzeihen, zu der ihn nur die Verzweiflung hingerissen habe. Er wolle als Jude leben und sterben, und der Gott unserer Väter habe ihm ja auch geholfen und beigestanden sichtbarlich.«

»Nach eine Woche ſind ſie endlich freigegeben worden. Unterdeß hatten die Leute, bei denen ich wohnte, mir das Geld aufgehoben und mich berathen. Ich habe in Threadneedleſtreet auf einen Monat den kleinen Laden und oben im vierten Stock des Hauſes eine Stube gemiethet. Da wohnen wir jetzt. Die Eltern ſind geſund und die Kinder auch, denn ſie haben es gut gehabt bei den Miſſionairen, denen wir abbezahlen wollen, was ſie ihnen gegeben haben, ſobald wir's können. Und können werden wir es, wenn die Herren von der Börſe nur bei mir kaufen wollen. Heute iſt mein Vater im Laden, von morgen ab gehe ich hin, denn mein Vater hat keine glückliche Hand! Bitten Sie, Herr, daß man bei mir kaufen kommt, Sie ſind immer mitleidig geweſen, und Sie ſollen ſehen, daß ich als ehrliches Mädchen für die Meinen ſorgen werde, daß wir leben werden, ohne unſern Gott zu verlaſſen!«

»Ich verſprach ihr gern für Kundſchaft zu ſorgen, lobte ihren Muth, und ſchon am ſelbigen Tage ging ich hin, ihren neuen Kram in Augenſchein zu nehmen, der klein genug begonnen hat. Von da ab erſchien ſie nicht wieder an der Börſe. Sie beſorgte ihr Geſchäft in dem Laden in Threadneedleſtreet, in dem Sie ſie heute ſahen. Durch die Theilnahme der Kaufleute an dem Geſchicke des Mädchens hob ſich ihr Handel ſehr bald. Das ſind nun an zwanzig Jahre her. In dieſer Zeit hat Sarah ſich ſelbſt ausgebildet, denn ſie konnte nicht leſen, nicht ſchreiben, und Sie hören jetzt, welch ein gutunterrichtetes, verſtändiges Frauenzimmer ſie iſt. Sie hat ihre ſämmtlichen fünf Geſchwiſter erzogen, die Brüder bei Kaufleuten vortheilhaft unterzubringen gewußt, die drei Schweſtern ausgeſtattet und verheirathet, die Eltern auf ihre Weiſe in Wohlſtand erhalten und alle Heirathsanträge abgelehnt, die ſich ihr ſelbſt häufig geboten haben. »Denn,« ſagte ſie,

als ich einmal mit ihr davon sprach, »Sie haben ja gesehen, wie Gott mich so wunderbar zum Retter und Beschützer der Meinen gemacht hat; das will ich auch bleiben. Wenn ich einst mein Amt zu Ende geführt haben werde, wird es zum Heirathen zu spät für mich sein. Ich habe indessen auch ohne die Ehe Glück genug gehabt, und hätte ich Nichts weiter erlebt, als den Tag, an dem ich sie Alle aus dem Missionshause abholen, und den andern Tag, an dem ich den Missionairen eine Summe schicken konnte, sie zu entschädigen für die Ernährung meiner Familie in den Zeiten unseres Elends.«

»So schloß mein Freund seinen Bericht,« sagte der Commerzienrath, »und ich hatte große Lust, in jenen Laden zurückzukehren, um nun Miß Sarah, wie man sie allgemein nannte, noch einmal zu sehen. Sie hatte ein neues und großes Interesse für mich gewonnen. Mein Freund jedoch widerrieth mir die

Rückkehr. Er sagte, Sarah habe es ungern, wenn Fremde mit ihr über jene Zeiten sprächen, weil es nach ihren strengen Religions-Begriffen ihrem Vater zur Unehre gereiche, in die Vorschläge des Missionairs gewilligt zu haben, und ich hätte um keinen Preis dem braven Mädchen eine Mißempfindung bereiten wollen. Ich habe sie also nicht mehr wiedergesehen, aber ihr edles, kraftvolles Gesicht steht deutlich vor meiner Erinnerung, und ich bin überzeugt, auch Sie werden ein Interesse für Sarah gewonnen haben, wenn es mir gelungen ist, Ihnen die Vorgänge mit der Lebhaftigkeit darzustellen, mit welcher ihr früherer Beschützer sie mir an jenem Tage in London erzählt hat.«

Man versicherte dem Commerzienrath dankend, daß seine Mittheilung Allen zu Herzen gegangen sei; Constanze, die Frau des Gutsbesitzers Lothar, aber fügte hinzu: »Anna hat uns gesagt, daß Sie im vorigen Jahre auf Helgoland

ſich alltäglich ähnliche Erlebniſſe erzählt hätten, und ich meine, die Geſchichte von Miß Sarah war ganz geeignet, die Sehnſucht nach einer gleichen Unterhaltung auf's Neue in uns rege zu machen. Wie wäre es denn, wenn wir auch jetzt dieſe frühere, gute Gewohnheit wieder unter uns einführen würden?«

»Es wäre vortrefflich,« entgegnete Alwyn, »beſonders wenn Sie, theure Conſtanze! den Anfang mit dem Erzählen machen wollten!«

Conſtanze wurde roth und verſicherte, ſo habe ſie es nicht gemeint. Sie könne Nichts erzählen, da ſie faſt Nichts erlebt habe, und wie man die Leere nicht malen könne, ſo könne man aus ihrem einfachen Daſein keine anziehenden Mittheilungen machen.«

»Ich erlaube mir, gnädige Frau!« fiel Erneſto ihr in das Wort, »Ihren Nachſatz anzugreifen, weil der Vorſatz, aus dem Sie ihn folgern,

unrichtig ist. Die schwermüthige Leere der verwitternden Campagna von Rom, die ungeheure Oede der brennenden Wüste, die gänzliche Einsamkeit nordischer Haideländer oder die stillen, gelben Sandflächen eines Meeresstrandes geben vortreffliche Bilder, wenn man sie nur mit dem ihnen gebührenden Lichte beleuchtet: ja selbst eine sanfte, grüne Wiesenfläche hat ihren stillen Zauber. Ueberdem ist Nichts vollkommen leer in der Welt. Irgend ein Trümmerhaufen in der Campagna, so sehr er sich im großen Ganzen verliert, wird bei näherer Betrachtung uns die starken Spuren der Vergangenheit zeigen, irgend eine verlassene Hürde uns von der eben dagewesenen Gegenwart sprechen. Ein paar Zeltpflöcke in der Wüste, ein verbleichendes Gerippe, ein aus dem Sande auftauchender Trinkkrug, haben und bilden eine Geschichte. Jeder Baum des Haidelandes, auf dem sich ein Zugvogel, jede Planke am Strande, auf die sich die weiße

Möwe ſetzt, deuten eine ſolche an, und bieten eine belebende Staffage im Bilde.«

»Unbedenklich!« bekräftigte Lothar. »Signor Erneſto hat um ſo mehr Recht, beſte Conſtanze! als gerade in unſerm Daſein das Nichterlebthaben eine weſentliche und gefährliche Rolle geſpielt hat.«

Die ſchöne Frau lächelte, gab ihrem Manne die Hand und ſchlug ihm vor, er möge die Thatſachen, an die er denke, mittheilen, wenn er ſie dafür geeignet glaube. Lothar hingegen meinte, das könne nur ſie ſelbſt thun, und nach kurzem Bedenken ſagte ſie: »Nun wohl, ich will es verſuchen, aber nicht heute. Es iſt eine wunderliche Empfindung, vor Andern ſein inneres Werden zu enthüllen, und es mag dies dem Dichter, wenn er am einſamen Arbeitstiſche ſich ſelbſt reflectirt, leichter werden, als es dem Erzähler ſein kann, der das Auge der Gegenüberſitzenden und ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gerichtet weiß. Dazu kommt,

daß ich es gar nicht gewohnt bin, von mir ſelbſt zu ſprechen, daß ich von jeher die Romane nicht gemocht habe, in denen die Heldinnen mit pompbaftem Selbſtgefühl von ihren beſcheidenen Tugenden, und mit lauter Emphaſe von ihren ſtillen Leiden ſelbſtredend in der erſten Perſon erzählen. Ich habe mich immer in ihrer Seele geſchämt, und nun ſoll ich mich als ſolche ſelbſtredende Romanfigur darſtellen. Geben Sie mir daher etwas Bedenkzeit, mich mit dem Ungewohnten erſt vertraut zu machen.«

»Es bliebe Ihnen ein Ausweg, Beſte!« bemerkte Anna, »Sie könnten ja in der dritten Perſon erzählen und —«

»Nein! nein! das noch viel weniger,« rief die Baronin, »da würde noch mehr Abſtraction dazu gehören, und zwar eine Art von erfindender Abſtraction, die mir gewiß am Schwerſten fallen dürfte. Ich würde unwahr werden, wenn ich von mir, als von einer Dritten ſpräche, und vor dem

neugeſchaffenen und doch ſchon dageweſenen Frauenzimmer, könnte ich nicht die Selbſtachtung der ſtrengen Wahrhaftigkeit haben, die ich mitbringen muß, um mir weder im Guten noch im Böſen zu viel zu thun. Laſſen Sie es alſo nur dabei bewenden, daß ich in der einfachen Art erzähle, in der die Kinder ihr: »ich bin ich!« ſagen, und in der die Unwiſſenheit und das höchſte Wiſſen wunderbar zuſammentreffen. Nur zwei Bedingungen mache ich dabei.«

»Und die ſind?« fragte man.

»Erſtens erzähle ich erſt übermorgen, und dann erzähle ich nicht in der Stube, ſondern im Freien.«

»Weshalb das?« rief Vernon.

»Weil die Stuben mit ihrer civiliſirten Einrichtung, ſo regelrecht, altklug und gebildet ausſehen, daß man ſich in ihnen ſeiner Einfalt und ſeiner Irrthümer ſchämt. Im Freien iſt das Anders. Die wilde Ranke, ſo lange ſie auch ein

Spiel des Windes, ſchwankend vom Baume herniederhing, ſie findet endlich doch einen Zweig, an den ſie ſich heften kann, der ſie ſtützt und den ſie umſchlingt. Die kleine, weiße Porcellanblume, mitten im Wege hervorgeſproßt, auf dem unſer Fuß ſie zertreten muß, ſie hat doch geſtern einen Tropfen Thau in ihrem Kelche bewahrt, ein Vögelchen zu erquicken. Das Steinchen, welches bröckelnd herabrollt, der wilde Bach, wenn er zerſtörend dahinfluthet, ſie folgen ihrer Nothwendigkeit, ſie ſind Alle in und mit derſelben zu Etwas nütze. Wenn ich das im Freien ſehe, glaube ich meine Fähigkeiten wirkſam für Andere und fühle meine Mängel ſelbſt als eine Art von Berechtigung, ſo daß ich mich der begangenen Irrthümer nicht mehr ſchäme. Ich denke dann vielmehr, die Elemente, aus denen ich geworden bin, werden wohl die Erklärung und die Entſchuldigung meines Weſens in ſich tragen. Deshalb will ich Ihnen denn übermorgen die Ge-

ſchichte meiner Jugend erzählen, wenn wir unſern Abendſpaziergang machen werden.«

»Wohin ſoll der gerichtet ſein?« fragte Vernon.

»Laſſen Sie uns zum Kreuzberge hinaufgehen, da oben iſt es gewöhnlich einſam und ſtill,« antwortete Conſtanze, und mit dieſer Verabredung erhob man ſich, um den Rückweg nach der Stadt anzutreten, während die Familie des deutſchen Gelehrten den Godesberg ſchon viel früher verlaſſen hatte.

Am verabredeten Tage ging man, die ſteile und ſteinige Straße vermeidend, welche in grader Linie von Poppelsdorf zum Kreuzberge hinanführt, auf dem bequemen Fahrwege zur Höhe empor, der ſich an der Weſtſeite des Hügels hinzieht. Rechts, aus den Gaſthäuſern, welche wie Schwalbenneſter an die Hügelwand geklebt ſind, erſchallten die fröhlichen Chorlieder der Studenten, mit Lachen und Klappen der Krüge gemiſcht.

Links glitt kaum hörbar ein Bach über die Räder einer im Thale verſteckten Mühle. Aus dem nahen Holze kamen Wagen mit Reiſig in die Fahrſtraße hinein, und ſpielende Kinder trieben ihre Reifen in eifriger Freude bergauf und bergab, zum Schrecken einiger Kühe und Ziegen, die ruhig graſend zuſammenfuhren, wenn ein ſolch verirrter Reifen an ihnen vorüberſchnellte, was dann eine verdoppelte Heiterkeit der Kinder erregte.

Oben auf dem Kreuzberge aber war es menſchenleer, wie Conſtanze vermuthet hatte. Die wunderlichen Steinfiguren der alten Kirche ſahen zwar in ihrer ſonderbaren Kleidung drohend aus den Niſchen hernieder, aber das Thal, ſoweit das Auge reichte, ruhte in Frieden. Fern am Horizonte dämmerte der Dom von Köln aus dem röthlich erglänzenden Gewölk hervor, während näher am Fuße des Berges die weiße Rauchſäule der Locomotive durch die Felder zog.

Bald hatte man ſich um den großen, von

Bäumen und geſchnittenen Hecken umſchatteten Steintiſch niedergelaſſen, und Conſtanze, von den Freunden an die Erfüllung ihres Verſprechens gemahnt, begann die folgende Erzählung, die ſie, um Alwyns Forderung nach einem Titel zu genügen, mit dem Namen:

Weibliche Erziehung

taufte.

»Mein Vater war der älteſte Sohn einer reichsunmittelbaren Grafenfamilie und mit einer Tochter aus einem der kleinen fürſtlichen Geſchlechter Deutſchlands vermählt. Meine beiden Eltern hatten für ihre Verhältniſſe kein angemeſſenes Vermögen. Beide aber waren geiſtreich, beſaßen die klaſſiſche Bildung der Götheſchen Epoche, Beide waren ehrgeizig und meine Mutter außerdem eine ſehr ſchöne Frau, mit einem lebhaften Thätigkeitstriebe begabt.«

»Ohne Beſchäftigung in der mäßigen Beſchränkung zu leben, welche ihre Mittelloſigkeit ihnen auferlegte, ſich mit allen Anſprüchen an das Leben in die Einſamkeit ihres ländlichen Beſitzes zu begraben, wäre meinen Eltern unausbaltbar geweſen. Meine Mutter ſah es daher gern, daß der Vater auch nach ſeiner Verheirathung die Stelle in der öſterreichiſchen Armee beibehielt, welche er inne hatte, als ihre Ehe geſchloſſen wurde. Dieſe Stelle vermehrte die Einkünfte der jungen Gatten, zwang ſie außerdem in Wien zu leben, und das war Alles, was ſie für den Augenblick verlangten.«

»Indeß dieſe Befriedigung währte nicht lange. Die junge Frau bewies ihrem Manne nur zu bald, daß in Zeiten des Friedens, wie ſie nach den Befreiungskriegen für lange hinaus geſichert ſchienen, als Militair ſich ihm keine Zukunft eröffne. Er war Obriſt und mußte das für viele Jahre bleiben, da die Anciennitätsliſten wieder

maßgebend für die Beförderung geworden waren. Sie ſtellte ihm das Ermüdende des militairiſchen Lebens im Frieden vor, den Mangel an wirklicher Beſchäftigung, und wußte ihm den Gedanken nahezulegen, ſich in der diplomatiſchen Laufbahn zu verſuchen. Mein Vater faßte den Plan lebhaft auf, Fürſt Metternich kam ſeinen deshalb ausgeſprochenen Wünſchen zuvorkommend entgegen, und es ſtellte ſich bald heraus, daß meine Mutter das Richtige gewählt hatte, denn Sie Alle werden wiſſen, welche bedeutende Stellung mein Vater unter den Diplomaten und Staatsmännern der letzten Decennien eingenommen hat.«

»Hatte meine Mutter ihm alſo von der Seite des Ehrgeizes genützt, ſo war anderer Seits für ſein häusliches Glück die neue Laufbahn nicht förderlich geweſen. Selbſtſtändig in ſeinem Urtheil, ehrlich und beſtimmt in ſeinem Handeln, gab er ſich mit voller Treue ſeinem Berufe hin.

Er verachtete die alten Schleichwege und Parquetschritte der bisherigen Diplomatie, und war entschlossen, aus der Lösung ernster, staatsrechtlicher Fragen, von denen das Loos ganzer Völker abhing, kein kleinliches Intriguenspiel, keine Salonangelegenheit zu machen. So aber hatte meine Mutter es nicht aufgefaßt. Sie liebte es, wie Göthes Leonore, ihre schönen Hände in das Spiel der Politik zu mischen, die Auszeichnungen zu genießen, den Einfluß geltend zu machen, welche der neue Rang meines Vaters ihr verschaffte. Gewohnt, in ihrer Jugend einem kleinen Hofstaate zu gebieten, freute es sie, in ihren Sälen die ersten Diplomaten, die bedeutendsten fürstlichen Persönlichkeiten sich versammeln zu sehen und, von Allen gesucht und bewundert, die Beherrscherin dieses Kreises zu werden. Indeß, so schwer mir das Geständniß wird, es blieb nicht lange bei dieser Befriedigung einer verzeihlichen Eitelkeit.

»Meines Vaters Beruf nahm ihn sehr in Anspruch, er hatte meiner Mutter nicht wie früher seine ganze Zeit zu bieten. Sie war verwöhnt durch ihn und empfand die scheinbare Vernachlässigung deshalb um so schwerer. Die Herrschaft in ihrem Salon konnte die Leere nicht ausfüllen, welche in ihr entstanden war, die Sorge für mich vermochte das eben so wenig. Sie hatte auf einen Sohn gehofft, dem durch den plötzlichen Tod ihrer beiden Brüder die Anwartschaft auf das Scepter ihres väterlichen Hauses zugefallen wäre, aber ich blieb ihr einziges Kind, und bald fing sie an, sich so unbeschäftigt zu glauben, daß sie unruhig nach einem belebenden Elemente für sich umherschaute.«

»Zu reinen Herzens, um sich nach einer andern Liebe, als nach der ihres Gatten zu sehnen, wendete sie sich den Wissenschaften zu, gerieth, weil dies dem Kreise, in dem sie sich bewegte, am Nächsten lag, in das Studium der Geschichte

und Statiſtik, und ihr ſchneller und ſcharfer Geiſt wußte ſich darin ungewöhnlich leicht heimiſch zu machen. Sie nahm fortan immer thätigern Antheil an den politiſchen Verhandlungen um ſie her, bis ein Zufall ihr endlich Veranlaſſung bot, durch die Macht ihrer Ueberredung eine Angelegenheit zum Beſten Oeſterreichs glücklich zu beenden, welche durch Monate lang von den betreffenden Diplomaten nicht hatte geordnet werden können. Dies Ereigniß wurde das Unglück ihres Lebens.«

»Eine leidenſchaftliche Neigung, meinem Vater zu dienen, dem der glückliche Schluß der Verhandlung zugeſchrieben wurde, hatte ſie dazu vermocht, ihre Ueberredungskraft anzuwenden; ein Geſandtſchaftspoſten am Hofe zu Neapel lohnte meinem Vater ihren Erfolg. Aber mit dieſem erſten Erfolge war eine ſolche Unruhe, eine ſolche Sehnſucht nach neuen Kämpfen und neuen Erfolgen über meine arme Mutter gekommen, daß

man sie nur mit der Leidenschaft eines Spielers vergleichen konnte. Mein Vater litt davon in jeder Beziehung. Das Uebergreifen seiner Frau in seine amtliche Thätigkeit war ihm lästig, und doch konnte er es schwer verhindern, bei der Art von gesellschaftlicher Unterhaltung, in der diese Uebergriffe gemacht wurden. Er vermied es, sie zur Mitwisserin der Vorgänge zu machen; sie legte ihm dies als beleidigendes Mißtrauen aus, und erfuhr, was er ihr verschwiegen hatte, von den andern betreffenden Personen, wenn diese es angemessen fanden, meine Mutter in ihr Interesse zu ziehen. Tausend peinliche Verwickelungen und Heimlichkeiten entstanden daraus, und bei der Leichtfertigkeit der Gesellschaft, in welcher meine Eltern lebten, konnte die strengste Tugend meine Mutter sie nicht davor bewahren, daß man ihr Herzensverhältnisse andichtete, welche ganz außer dem Bereiche ihres Empfindens lagen. Ihr Herz war kälter, sie war ein Diplomat, ein Geschäftsmann

geworden aus Mangel an Beschäftigung, und mein Vater hatte die Frau, die liebende Gefährtin nur zu bald in ihr verloren. Die daraus folgenden Uebelstände waren mehr und mehr gewachsen, die Herstellung ihres frühern Verhältnisses unmöglich und die Ehe endlich für beide Theile eine Quelle großer Leiden geworden, als der Tod sie trennte. Meine Mutter starb jung, und ich blieb, ein fünfjähriges Kind, allein der Sorge meines Vaters überlassen.«

»Daß dieser nicht selbst meine Erziehung leiten, mich nicht in seiner Nähe behalten konnte, war durch seine Verhältnisse bedingt. Nach langem Prüfen und Wählen entschloß er sich, als eine neue Mission ihn von Neapel fortberief, mich auf dieser Reise mit sich gen Norden zu nehmen, und mich in Genf einer ihm befreundeten Familie anzuvertrauen. Das Haupt derselben war ein protestantischer Geistlicher, ein Mann von der strengsten Gewissenhaftigkeit, sehr gelehrt und

ganz aufgegangen in den dogmatiſchen Streitfragen, deren Löſung er ſein Leben gewidmet hatte. Dies machte ihn freilich nicht gerade geeignet, die Erziehung eines jungen Kindes erfolgreich zu leiten, aber eigentlich war es nicht der Mann, ſondern deſſen Frau, der ich übergeben wurde. Faſt um zwanzig Jahre jünger als ihr hochbejahrter Gatte, Mutter von mehreren Kindern, konnte Frau Melville wirklich in vielem Betrachte für ein Muſter gelten. Sehr jung verheirathet, von ihrem Manne in kindlichem Gehorſam erhalten, hatte ſie eine blinde, willenloſe Unterordnung gegen ihn, und wußte trotz dieſer Abhängigkeit doch ihren Kindern die höchſte Liebe und Verehrung vor der Mutter einzuflößen. Die Welt kannte ſie nur aus den Schilderungen ihres Mannes, der mit den Anſprüchen an dieſelbe fertig geweſen war, als er ſich verheirathet hatte, und Madame Melville verlangte auch vom Leben Nichts, als das, was

es ihr gegeben hatte, die Möglichkeit, ihren Mann und ihre Kinder zu beglücken. Sie erscheint mir noch in der Erinnerung als das selbstloseste Wesen, das ich gekannt habe, welches zu werden ihr freilich die einfache Anlage ihrer Natur erleichtert haben mochte, die sich innerhalb bestimmter Grenzen harmonisch bewegte, ohne den Trieb und ohne die Fähigkeit, diese je zu überschreiten. Sie war dazu geboren, im kleinen Kreise, im Laufe eines friedlichen Daseins, als Gattin und Mutter vollendet zu sein; sie war allein geschaffen für den Platz, den sie im Leben auszufüllen hatte.«

»Nach den Erfahrungen, welche mein Vater in seiner Ehe gemacht, mußte eine Frau, die sich, ohne eigenes Streben, den Interessen ihres Mannes gefügig unterordnete, ihm in vortheilhaftem Lichte erscheinen. Ein Zufall hatte ihn vor Jahren mit der Familie des Geistlichen in Berührung gebracht, ihn näher in deren häusliche und eheliche

Verhältniſſe blicken laſſen, er hatte Frau Melville ſchätzen lernen und er traute ihr die Fähigkeit zu, mich nach ihrem Beiſpiele zu erziehen, um mich für den Beruf des Weibes, als Frau und Mutter, auszubilden.«

»In dieſem Hauſe, unter der Leitung und Pflege dieſer Frau, habe ich von meinem ſechsten bis zu meinem achtzehnten Jahre gelebt. Die Wohlhabenheit der Familie machte für die Hausfrau jenes unabläſſige Mühen um den Bedarf, jene ängſtliche Sorgfalt für kleine Erſparniſſe unnöthig, welche ſonſt in bürgerlichen Wirthſchaften der Frau zur Pflicht werden. Frau Melville hatte volle Muße, ſich mit mir und ihren etwas ältern Töchtern zu beſchäftigen, ohne dem Manne jene Achtſamkeit zu entziehen, an die er von ihr gewöhnt worden war. Vom Morgen bis zum Abende unter ihren Augen, ſchliefen wir mit ihr in demſelben Zimmer, und kein Augenblick unſeres Lebens war ohne Aufſicht.«

Bayerische Staatsbibliothek

»Unſere Zeit hatte eine ſtrenge Eintheilung, und in dieſer nahmen von Jahr zu Jahr die Unterrichtsſtunden einen gröſseren Raum ein. Ich lernte auſser den Schulwiſſenſchaften, in denen man Mädchen zu unterweiſen pflegte, noch die engliſche, italieniſche und ſpaniſche Sprache, um meinem Vater folgen zu können, wohin ſeine diplomatiſche Laufbahn ihn rufen würde, ohne daſs meine Sprachunkenntniſs ihm hinderlich werde. Ich lernte Muſik und Zeichnen, weil dies für eine Tochter meines Vaters unerläſslich war; und ich wurde vor Allem in dem Gedanken erzogen, daſs ein Mädchen keinen Anſpruch an das Leben habe, als ſich in unbedingter Hingebung dem Manne unterzuordnen, mit dem die Verhältniſſe ſein Loos vereinten: als Mädchen Unterordnung und Hingabe für den Vater, als Frau für den Mann, den der Vater gewählt hatte. All mein Lernen, ſagte mir Frau Melvill, ſei Nichts als das Material, aus dem mein Vater

und ſpäter mein Mann dasjenige machen würden, was paßlich für mich ſei. Meine Bildung ſei nicht eigentlich ein Selbſtzweck für mich, ſondern nur das Mittel, mich zu etwas Nützlichem für Andere zu machen: eine Frau habe ihr Daſein nur in Andern, und erreiche ihre eigene Vollendung nur als Mutter. Mich zur Gattin, zur Mutter auszubilden, jedes eigene Wollen, jede Selbſtſucht in mir zu unterdrücken, das ſei alſo die Aufgabe meines Lebens.«

»Es wäre auch ſchwer geweſen, wenn ſich in den Verhältniſſen, in welchen ich erwuchs, Eigenwille und Egoismus in mir hätten entwickeln ſollen. Die vorſorglichſte Güte kam jedem Verlangen entgegen, welches ich oder die beiden ſehr gutartigen Töchter des Hauſes hegen konnten, und unſer Geſichtskreis war nicht weit genug, uns große, unerreichbare Wünſche nahe zu legen. Langeweile kannten wir nicht, denn unſere Zeit war mit angeordneter Arbeit ausgefüllt, und für

die Mußestunden wußte Frau Melville uns so angenehm und so unausgesetzt zu beschäftigen und zu unterhalten, daß wir nur dann eine Leere empfanden, wenn sie uns einmal fehlte. Immer zufrieden, immer heiter, theilte sie diese Stimmung auch dem greisen Hausherrn mit, der an der Fröhlichkeit der Kinder großen Genuß hatte, wenn er den Arbeitstisch verließ, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich in den zehn Jahren, welche ich im Melvill'schen Hause verlebte, jemals ein Wort des Unfriedens oder des Streites gehört hätte. Es war in gewissem Sinne ein idealisches Dasein.«

»Als wir heranwuchsen, als die Spiele und die Puppen uns nicht mehr fesselten, wurden uns andere Unterhaltungen bereitet. Statt für unsere Puppen nähten wir für arme Kinder, aber wir bekamen diese selbst niemals zu sehen, weder sie noch ihre Eltern, von deren Noth und Elend Frau Melvill uns erzählte, um unsern Fleiß zur

Arbeit anzuſpornen. Statt der Mährchen und Legenden gab man uns moraliſche Bücher in allen Sprachen, beſonders ſolche Erzählungen, in denen die Heldinnen wahre Muſter der Entſagung boten, und in denen der kleinſte Fehltritt einer Frau — als ſolcher ward aber faſt jede menſchlich freie Regung bezeichnet — womöglich den Untergang ihrer ganzen Familie nach ſich gezogen hatte.«

»Mit anderen Mädchen unſers Alters, mit fremden Perſonen überhaupt, kamen wir nur wenig und immer nur in Gegenwart der Mutter in Berührung. Sie wohnte auch unſern Unterrichtsſtunden bei, welche wir, ſo weit das thunlich war, von Frauen erhielten, kurz eine Erziehung im Kloſter konnte nicht weltfremder machen, als ich es war, zur Zeit meiner Rückkehr in das Vaterhaus.«

»Mein Vater bekleidete damals einen Geſandtſchaftspoſten in Paris. Die Lebhaftigkeit

dieſer Stadt, die Maſſe der neuen Eindrücke, ja ſelbſt die veränderte Tageseintheilung und Nahrungsweiſe wirkten ſo mächtig und betäubend auf mich, daß mein Vater wohl einſah, wie man mich allmälig daran gewöhnen müſſe. Jene Sehnſucht nach Lebensgenuß, jene Neugier eine Welt kennen zu lernen, die man in tauſend glänzenden Schilderungen verlangend aus der Ferne, wie eine verbotene Frucht angeſtaunt hat, waren mir vollkommen fremd. Das Einzige, was ich in dieſer Welt zu finden erwartete, war der Gatte, an deſſen Hand ich die Pflichten der Frau und Mutter erfüllen konnte. Meine Phantaſie war unangeregt, ſie war wie begraben in der Zufriedenheit einer ſtillen Häuslichkeit und in dem Gedanken an eine Pflichterfüllung, welche ich täglich von Frau Melvill als das höchſte Glück genießen und preiſen geſehen hatte.«

»Um mir eine ſchickliche Geſellſchaft zu geben und zugleich eine Dame im Hauſe zu haben,

welche die Stelle der Wirthin vertreten konnte, hatte mein Vater eine seiner Cousinen, die Grä= fin Melanie aufgefordert, fortan mit uns zu leben. Melanie war Stiftsdame, klug und ver= ständig, aber ein Zug von Härte und Erbitterung gegen die Welt, und namentlich gegen die Män= ner, ließ sie mir anfangs kälter erscheinen, als sie es war. Sie hatte schmerzliche Erfahrungen gemacht, Familienegoismus ihr Leben von dem Leben eines geliebten Mannes getrennt, dessen Treue und Charakter nicht stark genug gewesen waren, den Zeitpunkt abzuwarten, in dem Me= lanie selbstständig über ihr und sein Geschick zu verfügen gehabt haben würde. Er hatte sie auf= gegeben und vergessen. Das hatte ihrem Wesen Nichtachtung vor der Festigkeit der Männer und Zweifel an die Tiefe ihres Gefühls eingeprägt. Im Grunde aber war sie eine liebebedürftige Natur, und da ich ihr unbedingt gehorchte, da sie mich stets bereit sah, ihre Oberherrlichkeit an=

zuerkennen, wendete sich ihr Herz mir schnell in einer warmen Neigung zu, die ich dankbar und willig erwiderte.«

»Auch mein Vater war sehr zufrieden mit mir. Meine Kenntnisse in fremden Sprachen freuten ihn. Er ließ sich meine Zeichnungen vorlegen, ich mußte ihm einige Sonaten spielen, ein paar Händelsche Arien singen, denn nur mit ernster Musik hatte man mich beschäftigt, und all meine Leistungen genügten ihm vollkommen. Es war ihm besonders lieb, daß sie, wie er sagte, eben nur auf der Stufe gesellschaftlicher Ansprüche blieben, ohne die Höhe künstlerischer Bedeutung zu erreichen, und das Streben nach einer schöpferischen Vollendung in irgend einer Kunst für mich denkbar zu machen. Er ließ mir volle Bestimmung über meine Zeit, stellte freigebig Geldmittel zu meiner Verfügung, die mich sehr groß dünkten, und ich wußte mit beiden eben nichts Anderes anzufangen, als daß ich für

das Geld Lehrer engagirte, um unter ihrer Anleitung meine Stunden auszufüllen. Die Cousine, selbst ohne eigentliche künstlerische oder wissenschaftliche Interessen, vertrat in diesen Unterrichtsstunden die Stelle von Frau Melville, und wenn fortan auch die Wahl der Bücher in den fremden Sprachen freier ausgedehnt wurde, wenn auch durch meine neuen Lehrer mein Gesichtskreis sich etwas erweiterte, so blieb er doch immer noch im höchsten Grade beschränkt, weil die Cousine, um mich liebevoll vor schmerzlichen Enttäuschungen zu bewahren, mir die Welt und ihre Lüge und Heuchelei in so düstern Farben schilderte, daß ich mich wenig sehnen konnte, sie kennen zu lernen.«

»Das mußte indessen allmälig doch geschehen, und nachdem mein Vater mich erst an die Theater und Concerte, dann an den Umgang mit seinen nächsten Bekannten gewöhnt hatte, wurde ich förmlich am Hofe vorgestellt und in die soge-

nannte Gesellschaft eingeführt. Wie ich den Menschen in jenen Kreisen erschienen bin, das mag Gott wissen. Ich selbst konnte mich nicht zurecht finden in einer Welt, in der Niemand von Pflichterfüllung, von Arbeit und von Zufriedenheit sprach, in der vielmehr Alle mit leidenschaftlichem Eifer nach Genuß haschten und Befriedigung für Ansprüche suchten, welche ganz außer dem Bereich meines Verständnisses lagen. Drückte ich dies gegen die Cousine oder gegen meinen Vater aus, so bestärkten mich Beide in meinem Widerwillen gegen den Ehrgeiz, gegen die Vergnügungssucht, gegen die weltlichen Freuden, obschon sie selbst für diese Anreize nichts weniger als unempfindlich waren. Die Einsicht, daß man mich zu einem bestimmten Zwecke täusche, bemächtigte sich dadurch meiner bald mit niederschlagender Gewißheit. Ich wurde mißtrauisch gegen den Vater, gegen die Cousine, ohne deshalb Fortschritte in der richtigen Schätzung der Dinge zu

machen, zu der jedes Mädchen meiner Bekanntschaft, in seiner unbefangenen Lebensluſt, mir hätte helfen können. Aber ich trat an Alle mit dem Vorurtheil heran, daß ſie durch die Oberflächigkeit der Geſellſchaft verdorben, kein Intereſſe haben könnten für jenen Durſt nach Wahrheit, der ſich in mir regte.«

»Abgeſchloſſen, ſcheu und doch im Grunde der Seele hochmüthig, mochte ich weder den jungen Mädchen, noch den jungen Männern anziehend erſcheinen. Während ich mich von der Couſine und von meinem Vater loben hörte über mein ganzes Verhalten, fing ich an es ſchmerzlich zu empfinden, wie völlig vereinſamt ich in der Welt ſei, in der zu leben ich täglich gezwungen war. Weil ich ſchüchtern und mißtrauiſch gemacht worden, nahm man mich für kalt; weil ich Nichts zu ſagen wußte von all den Dingen, von denen meine einſame Jugend mich fern gehalten, nannte man mich geiſtlos, und

nur ein damals hübsches Aeußere und die Stellung meines Vaters mochten es verhindern, daß man meine Anwesenheit in der Gesellschaft nicht ganz und gar vergaß, in der ich mich immer unglücklicher zu fühlen begann.«

»So war fast ein Jahr entschwunden, als eines Abends im Hause meines Vaters ein neuer Gast eingeführt wurde. Es war Lothar. Er kehrte damals von weiten Reisen zurück, war in Brasilien, in Indien gewesen, hatte Monate lang auf den Inseln des stillen Meeres gelebt, wohin die Sorge um das Hab und Gut einer dort verwittweten Schwester ihn gerufen hatte, und wußte von diesen Gegenden, von der Einfalt der Sitten, von der schönen, reinen Ursprünglichkeit der Zustände so vortrefflich zu erzählen, daß ich glaubte, nie einen so genußreichen Abend verlebt zu haben.«

Hier unterbrach Constanze sich einen Augenblick, reichte Lothar, der ihr mit dem Finger ge-

droht hatte, lächelnd die Hand und sagte: »Laß mich nur einen Augenblick bei diesem Sonnenaufgange verweilen, es sind mir süße Erinnerungen, und ich rufe sie um so lieber hervor, als später mancher Wolkenschatten darüber hingezogen ist, ehe der ruhige, klare Tag an unserm Horizonte emporstieg.«

»Auch mir ist natürlich jener Abend unvergeßlich!« entgegnete Lothar, »und Sie Alle können sich kaum denken, wie eigenthümlich ein Wesen, wie Constanze, in der damaligen Gesellschaft von Paris erscheinen mußte, in der man nach den ersten Aufregungen, welche der Revolution des Jahres dreißig gefolgt waren, sich einer zügellosen Genußsucht überließ. Mädchen und Jünglinge kamen aus den Klöstern und Collegen mit einer neugierigen Lebenslust in die Gesellschaft, durch Traditionen eingeweiht in ihr Treiben, durch lächelnde Duldung abgestumpft gegen die glaubenslose, jedes Idealismus baare Rich-

tung, in der dieſelbe ihrem Untergange zueilte. Alle ſahen klug aus, Alle wollten genießen, und das ſchöne achtzehnjährige Mädchen, das mitten in dieſer Welt des frühreifen Wiſſens ſo unſchuldig und ahnungslos umherblickte, mußte auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck machen, das nicht alle Empfänglichkeit für Wahrheit und Reinheit verloren hatte.«

»Nun,« unterbrach ihn Conſtanze, »wird die Reihe an mich kommen, Dir mit dem Finger zu drohen, lieber Lothar, denn wenn wir unſere Freunde nicht mit den Erinnerungen an unſere erſte Begegnung ermüden ſollen, muß ich wohl ſchnell den Faden der Erzählung wieder aufnehmen. Hören Sie alſo den Fortgang derſelben.«

»Ich ſage Ihnen nicht, wie wir uns näher traten, wie ich Lothar liebte, wie er Theilnahme für mich gewann. Es genügt an der Thatſache, daß dies Alles geſchah, und daß Lothar bei meinem Vater um mich warb, weil er die Richtung

meines Wesens genugsam kannte, um mich nicht durch eine Erklärung seiner Liebe gegen mich zu zu beunruhigen. Auch wagte er Nichts dabei. Jeder Verstellung ungewohnt, hatte meine Liebe sich ihm so unverhohlen kundgeben müssen, daß er an meiner Zustimmung nicht zu zweifeln brauchte. Eben so sicher konnte er meines Vaters sein, da Lothars ganze Stellung und Verhältnisse den Ansprüchen des ehrgeizigsten Mannes wohl genügen mußten. Zwei Monate, nachdem ich ihn zuerst gesehen hatte, war ich Lothars Braut, und sechs Wochen später, an meinem neunzehnten Geburtstage, wurde mit einem großen Feste unsere Hochzeit gefeiert.«

»Die kurze Reise, welche wir nach derselben machten, gehört zu meinen glücklichsten Erinnerungen. Unter heißen Thränen hatte ich den Wagen bestiegen. Weder meines Vaters, noch Melanies Abschiedsworte hatten mir Glück verkündet. Mein Vater hatte mir am Morgen eine

Auseinanderſetzung darüber gemacht, welchen Verhältniſſen ich entgegengehe, welche Verpflichtungen ich übernähme. Lothar war, wie mein Vater, im diplomatiſchen Corps angeſtellt. So wurde mir vor allen Dingen zweierlei eingeſchärft, unbedingter Gehorſam gegen meinen Mann und die Pflicht, mich von allen ſeinen geſchäftlichen Angelegenheiten ſo fern als möglich zu halten. »Du biſt eine gute Tochter geweſen, Du wirſt eine gute Gattin werden, ſagte mein Vater, indem er mich mit Rührung umarmte. Sollte Lothar, was ich bezweifle, geneigt ſein, Dir von ſeinen Geſchäftsverhältniſſen zu ſprechen, ſo bitte ihn, dies nicht zu thun, zu Deinem und ſeinem Beſten. In den Geſichtskreis des Weibes gehört das nicht. Die Frau nimmt ſich allen Zauber, den ſie für ihren Gatten haben kann, wenn ſie das Treiben der Welt eindringen läßt in ihre Gemächer, in denen der Mann Zurückgezogenheit und Ruhe vor der Welt er-

ſehnt. Sei Nichts als Gattin und Mutter, bilde die Liebe und die Hingebung als höchſte Tugenden in Dir aus, und Du wirſt mehr zu Lothars Glück beitragen, als wenn Du eine Frau von Stael oder eine Fürſtin Lieven würdeſt.«

»Ganz anders klangen die Worte meiner Couſine. Sie ſprach mir von dem Rauſch der Liebe, der, je leidenſchaftlicher er ſei, um ſo ſchneller entſchwinde; von der Veränderlichkeit des Männerherzens, das nur Genuß finde in dem ſchwer erreichbaren, und gleichgültig wäre gegen den ſicheren Beſitz. Sie beſchwor mich, Lothar nie meine ganze Liebe zu zeigen, nie ihm zu verrathen, wie glücklich er mich durch ſeine Wahl gemacht habe und wie gern ich ſein Weib geworden ſei. Die Männer, ſagte ſie, ſind undankbar, ſie halten ſich für abgefunden gegen das Weib, das ſich ſelbſt als ein glückliches erklärt. Fordre viel, gewähre mit Zurückhaltung, laß ihn immer empfinden, welches Opfer Du ihm mit

der Hingabe Deines reinen Wesens gebracht hast, und wundre Dich nicht, wenn Du trotz aller dieser Vorsicht doch die Erfahrung in der Ehe zu machen haben wirst, daß man auf die Treue eines Mannes nicht rechnen darf. Aber Du wirst Kinder haben, und darin allein liegt das dauernde, das unzerstörbare Glück für das Herz des Weibes.«

»Das war die Ausrüstung, die man mir mitgab auf den Lebensweg. Einen Theil dieser Waffen fühlte ich mir unnütz, weil ich sie nicht zu brauchen verstand, und warf sie augenblicklich von mir. Ich begriff nicht, weshalb ich Lothar das Opfer meiner Hingabe so hoch anrechnen sollte, da er, der doch viel mehr war als ich, sich mir ebenfalls für das Leben ergeben hatte, und wenigstens von dem Vorwurfe fühle ich mich frei, ihm nicht tausend Mal mit immer neuem Entzücken gesagt zu haben, wie glücklich ich sei, wie glücklich er mich mache. Ich weiß auch zu

meinem Troſte, daß er ſelbſt damals glücklich geweſen iſt.«

»Alles war mir übrigens neu in der Welt. Zu Fuß am Abend eine fremde Stadt zu durchwandeln, mit fremden Menſchen an einer Wirthstafel zu eſſen, einem Volksfeſte im Freien beizuwohnen, und vor allen Dingen Lothar ſich über das, was wir ſahen und erlebten, ausſprechen zu hören, war mir eine ungeahnte Seligkeit. Meinem Vater, meiner Couſine gegenüber hatte ich ſeit längerer Zeit das Gefühl gehabt, daß ſie nur dasjenige von den Menſchen und Verhältniſſen ſagten, was ſie mich davon glauben machen wollten, obſchon ſie anders darüber dachten. Ich hatte ihnen die Abſichtlichkeit in jedem Worte angemerkt, während andererſeits die Urtheile der Leute, welche ich in der Geſellſchaft ſich zwanglos ausſprechen hörte, viel zu ſehr gegen meine Empfindungen und anerzogenen Anſichten verſtießen, als daß ich ſie für richtig halten konnte.

Mit Lothar war das Alles anders. Ich genoß das Glück, von ſeinen Lippen die Wahrheit zu hören, und eine Wahrheit, die ich lieben und verehren konnte, die mir zugänglich, wenn auch im Augenblicke noch nicht überall erfaßbar für mich ſchien. So gern ich lernte, ſo gern lehrte er, und wie mit goldenen Flügeln glitten die Stunden an uns vorüber, bis wir uns unſerm Beſtimmungsorte näherten und eines Abends in Dresden das für uns eingerichtete Hotel betraten.«

Mit dieſen Worten erhob ſich Conſtanze. »Es iſt ſpät geworden,« ſagte ſie. »Ich fürchte, daß ich Ihre Geduld vielleicht ſchon auf eine zu lange Probe geſtellt habe. Laſſen Sie uns von anderen Dingen ſprechen, als von der armen, unwiſſenden Conſtanze, und vor allen Dingen laſſen Sie uns den Rückweg antreten, ehe die Sonne ganz untergeht. Sehen Sie wie ſüdlich warm ſie die Höhen des Siebengebirges umglüht. Nicht wahr, Signor Erneſto! es iſt faſt

italieniſches Violett, das wir dort vor uns haben!«

Signor Erneſto wollte den Vergleich nicht gelten laſſen, gab aber zu, daß auch der Norden ſchöne Lichteffecte biete, und Alwyn fragte: »Erinnern Sie ſich wohl des merkwürdigen Sonnenunterganges, lieber Erneſto! den wir im vorigen Jahre im September in Helgoland einmal geſehen haben? Wir kamen vom Unterlande herauf, gingen von der Treppe um das Blockhaus nach der Nordſpitze, und befanden uns, als wir die Häuſer verlaſſen hatten, plötzlich in einem ſo blendenden Lichte, daß wir die Augen ſchließen mußten. Himmel und Meer erglänzten in einem flammenden Rothgelb, durch das die Sonnenſtrahlen wie goldene Blitze zuckten, ſich leuchtend im Meere wieder zu ſpiegeln, während über der eigentlichen Sonnenſcheibe ſelbſt, eine große, ſchwarzgraue Wolke ſchwebte wie ein düſtrer breitflügliger Dämon. Solch einen Sonnenuntergang, des war ich an jenem Abende ge-

wiß, hatte Raphael einſt geſehen, ehe er die Viſion des Ezechiel malte. Es war ein wunderbarer Eindruck!-

»Und vergeſſen Sie nicht, wie ſehr er durch die zufällige Erſcheinung des Betenden erhöht wurde,« bemerkte Anna.

»Welches Betenden?« fragte Vernon.

»Eines Mannes, deſſen wir plötzlich gewahr wurden, als unſere Augen ſich an das Licht gewöhnt hatten. Es war ein warmer, aber ſo ſtürmiſcher Tag geweſen, daß man ſich oben auf dem Felſen kaum auf den Füßen erhalten konnte, und die meiſten Badegäſte die gewohnte Abendpromenade aufgegeben haben mochten. Nur uns hatte die Sehnſucht nach dem Sonnenuntergange hinausgelockt, und die Männer mußten Coralline und mich wirklich feſthalten, um uns gegen die Gewalt des Sturmes zu ſchützen. In dieſem Sturme ſtand auf dem Hügel, der ganz auf der Nordſpitze des Felſens aufgeſchüttet iſt, ein grei-

ſer, betender Jude. Es war Freitag Abend und der Neumond ſtieg weißſchimmernd gegen den glühenden Sonnenuntergang am Horizonte empor. Wir hatten den alten Mann immer einſam auf der Düne geſehen, der Commerzienrath, der einmal mit ihm geſprochen, hatte uns geſagt, daß er aus Krakau und ſehr ſchwer leidend ſei, aber wir hatten weiter kein Intereſſe an ihm genommen. Wie er nun ſo daſtand mit dem flatternden Gebetmantel, den er über ſeine Schultern gehängt hatte, das ſcharfe Profil beſtimmt abgezeichnet gegen den leuchtenden Hintergrund, demüthig mit der Hand an ſeine Bruſt ſchlagend und ſich neigend im Gebet vor dem Gotte, der ſichtbar iſt in der Natur, ergriff uns die Gewalt dieſes Naturkultus ſo tief, daß wir uns Alle davon wie gebannt empfanden. Keiner von uns konnte ſprechen, Keiner wagte einen Schritt vorwärts zu thun, aus Furcht den Alten zu ſtören. Als er dann an uns vorüberſchritt, uns

grüßend, wie er es gewöhnlich that, empfand ich das Gefühl, mich vor einem Wesen beugen zu müssen, das mir durch seine Annäherung an den Allgeist geweiht, und ihm näher erschien, als ich selbst.«

Durch diese Erinnerungen hatte die Unterhaltung sich dem Naturkultus zugewendet, von dem Lothar sowohl als Vernon und der Commerzienrath, die Alle viel gereist waren, aus eigener Anschauung zu berichten wußten, und man hatte nicht weiter über Constanzens Erlebnisse gesprochen. Indeß, als man an einem der folgenden Abende sich wieder zusammen im Freien befand, mahnte man sie an die Fortsetzung ihrer Erzählung, und sie begann sie bereitwillig.

»Ich komme nun,« sagte sie, »an die Epoche meines Lebens, deren ich immer mit Wehmuth gedenke, weil meinem armen Lothar und mir so viel Glücksstunden geraubt, so viel Schmerzen durch meine Unerfahrenheit bereitet worden sind,

denn sobald wir von unserm Hause Besitz genommen hatten, führte mein unpraktisches Wesen eine Menge von Uebelständen herbei. Mögen die Verhältnisse einer Familie noch so glänzend sein, sie werden immer einer Oberaufsicht bedürfen, einer Leitung, welche vernünftiger Weise die Frau zu übernehmen hat. Dies wäre in meinem Falle um so nöthiger gewesen, als Lothars Vorgesetzter, der Gesandte, sehr hinfällig und nur noch scheinbar thätig war, während die ganze Last der Arbeit und der Verantwortung auf meinem Manne ruhte, der bei der Kränklichkeit des Gesandten oft genöthigt war, die Honneurs für seine Landsleute zu machen und sie in unserm Hause zu empfangen. Ich hatte ein großes Dienstpersonal, die Verfügung über reichliche Mittel, es bedurfte nur eines Befehles, um den ganzen Organismus in Bewegung zu setzen: ich verstand aber nicht zu befehlen. Frau Melville hatte mir zwar eingeschärft, nur für das

häusliche Glück meines Mannes zu leben, hatte es aber versäumt, die Befähigung zur Leitung häuslicher Angelegenheiten in mir auszubilden. Was ich in ihrem Hause von Haushalt gesehen, war für meine Verhältnisse ganz unanwendbar. Ich war gewöhnt worden, meine Garderobe selbst in Ordnung zu halten, man hatte es noch in meines Vaters Hause gerühmt, daß ich für mich nähte, wenig Bedienung bedurfte, mich selbst ankleidete, gleichgültig gegen den Luxus der Tafel war, und ich selbst hatte mich für eine gute Wirthin gehalten. Statt dessen fand ich mit Schreck mich plötzlich unfähig, meines Mannes Zufriedenheit zu erlangen."

„Zu nähen und in Ordnung zu halten gab es in einer neu eingerichteten Wirthschaft wenig, auch mißbilligte es Lothar, als er mich einmal mit einer Arbeit beschäftigt fand, die allerdings meine Jungfer schicklicher übernehmen konnte; dagegen verstand ich weder die Dienerschaft zu

Pünktlichkeit und Ordnung anzuhalten, noch vorsorglich es den Gästen behaglich zu machen, die unser Haus besuchten. Ich glaubte lauter schlechte Dienstboten zu haben, klagte über sie, wurde heftig, da ich mit Bitten und Ermahnungen Nichts auszurichten vermochte; fragte sie aber doch wieder um ihren Rath, denn mein Koch und mein Diener verstanden Alles viel besser als ich, und damit nahm ich mir den letzten Schein von Autorität, den ich so nöthig gehabt hätte. Daraus folgte dann ein wiederholter Wechsel des Hauspersonals, häufige Verstimmungen für mich, schlechte Bedienung und ein solcher Mangel an wirklicher häuslicher Bequemlichkeit, daß ich jetzt fest überzeugt bin, mein Mann habe es unverheirathet in jedem Hotel viel behaglicher gehabt, als damals in seinem eigenen Hause an der Seite seiner Frau.«

»Indeß diese Uebelstände waren das Geringste. Wußte ich meine Leute nicht zu beschäftigen, so wußte ich noch viel weniger, mit mir selbst

Etwas anzufangen. Auf der Reise hatte Lothars ungetheilte Anwesenheit mich vollständig ausgefüllt. Jetzt, da er einen Theil des Tages im Büreau der Gesandtschaft war, dann Briefe zu schreiben, Besuche zu machen, allen jenen Verpflichtungen des täglichen Lebens zu genügen hatte, war ich auf mich selbst angewiesen, und gerade so unbeholfen wie ein Kind, das nicht gelernt hat allein zu spielen. Ich hatte eine Bibliothek, ich hatte Musikalien und tausend Dinge zu meiner Unterhaltung, aber ich konnte mich nicht entscheiden, was ich lesen, was ich am Flügel einstudiren, welchen Kupferstich oder welches Aquarell ich etwa kopiren sollte. Ich wünschte Lothars Willen auch darin zu befolgen, ich fragte ihn bei allen diesen Dingen um Rath. Ich verstand die Sprachen, in denen die Werke geschrieben waren, aber im Grunde auch nicht viel mehr. Anfangs mochte für Lothar eine Art von Reiz darin liegen, sich, wie er es früher oft

gewünscht hatte, seine Frau zu erziehen, ihr Lehrer zu sein, und ein Weib zu besitzen, das ihm Alles, selbst die Entwicklung ihres Wesens verdanke: indeß bald fand er, daß dies doch eine üble Seite habe. Die Männer vergessen bei diesem leichtsinnigen Wunsche immer, daß Erziehen eine schwere Arbeit ist, und daß eine unerzogene, unentwickelte Frau all der unermüdlichen, liebenden Geduld und Nachsicht bedarf, welche das Kind durch viele, viele Jahre in Anspruch nimmt. Das Mährchen vom Pygmalion steht vor ihrer Seele. Sie fühlen sich im Moment der Leidenschaft stark genug, mit glühendem Willen dem unbelebten Weibe Leben einzuhauchen, und würden es anbeten, wenn es dann, schnell aufgeblüht zum geistigen Ebenbilde des Mannes, an ihre Brust stürzte. Indeß durch Monate, durch Jahre nachzuholen, was absichtlich in der Erziehung der Frau versäumt worden ist, schonend ihre Unkenntniß durch allmäliges Enthüllen der

Wahrheit zu ehren, ihren künſtlich genährten Idealismus nicht durch den grellen Gegenſatz der Wirklichkeit zu erſchrecken, die in unſern ſocialen Verhältniſſen dem Idealismus Hohn ſpricht — dazu würde die Selbſtverleugnung der Elternliebe gehören. Der Mann aber hat ſelten Zeit, der Erzieher ſeines Weibes zu werden, und es iſt nicht dieſe mühevolle Arbeit, ſondern Genuß und Glück, was er in der Ehe ſucht.«

»Auch Lothar hatte gehofft, daß ich mich ſchnell entwickeln, daß er bald ein ihm ebenbürtiges Weib in mir beſitzen würde. Mein ängſtliches, langſames Vorwärtsſchreiten, meine Scheu vor ſelbſtſtändigem Prüfen und Handeln, die unausbleiblichen Folgen meiner Erziehung, fingen an ihn irre an meinen Fähigkeiten zu machen. Daß ich die häuslichen Nothwendigkeiten nicht zu handhaben verſtand, daß ich nie um ſeine Angelegenheiten fragte, noch weniger eine Meinung äußerte, wenn er einmal gelegent-

lich mit mir davon gesprochen hatte, das Alles mußte ihn natürlich in seiner Meinung nur bestärken. Was konnte es helfen, wenn ich jedem seiner Winke gehorchte, wenn er mich unaufhörlich meine Liebe zu ihm aussprechen hörte? In meinem Gehorsam lag kein großer Werth, denn ich brachte keinen eigenen Willen zum Opfer, und an das Glück, welches die Liebe mir gewährte, konnte er nicht glauben, weil er mich täglich mißmüthiger und gelangweilter werden sah.«

»In der That wuchs meine Langeweile mit jedem Tage. In meinen einsamen Stunden dachte ich jetzt oft daran zurück, wie mir im Melvill'schen Hause die Zeit so sanft und unmerklich verschwunden war, ich dachte oft an Melanie, die mir verkündet, wie kurz das Glück der Flitterwochen daure, und fing an mich unglücklich und vernachlässigt zu glauben, wie, nach der Cousine Ansicht, jede Frau es werde, sobald die erste Besitzesfreude des Mannes gebüßt sei.

Dieſe Ueberzeugung trug nicht dazu bei, mich liebenswürdiger zu machen, und Lothar fing an, das Alleinſein mit mir zu vermeiden, das ihm keine Freude bieten konnte. Er ſuchte die Geſellſchaft mehr als früher, ich begleitete ihn, aber ich konnte mir nicht verbergen, daß er heiterer, geiſtreicher war im Verkehr mit andern Frauen, als mit mir. Mich darüber gegen ihn zu beklagen, oder gar gegen irgend eine der Frauen, mit denen ich bekannt geworden war und die ſich meine Freundinnen nannten, hätte ich für ein Verbrechen gehalten. Ich litt ſchweigend die brennendſten Qualen der Eiferſucht, ſagte mir, daß der Rauſch der Liebe für mich zu Ende ſei, daß ich entſagen müſſe, um Lothar in keiner Weiſe durch Beſchränkung ſeines Willens unglücklich zu machen, und tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ich einſt Mutter werden und in meinen Kindern das einzige wahre Glück des Frauenherzens finden würde.«

»Aber unſere Ehe blieb kinderlos, und mit jedem Tage wuchtete ſich mir das niederdrückende Gefühl eines verfehlten Daſeins ſchwerer auf die Seele. Was war ein Weib, das ſeinen Mann nicht glücklich machte und keine Kinder hatte? wozu ſollte, wofür konnte ich leben? — Meine Geſundheit fing unter dieſen Gemüthsleiden zu ſchwanken an, ich wurde kränklich und bald verlor ich die Friſche der Jugend in ſolchem Grade, daß Lothar, ängſtlich beſorgt, mich wieder mehr zu beobachten und dabei den Grund meines Leidens zu entdecken begann. Jetzt wurde er mit Schreck der Gefahr anſichtig, welche in der Methode liegt, Mädchen nicht zur Selbſtvollendung zu erziehen, ihnen nicht die Entwicklung der eigenen Fähigkeiten als Lebensaufgabe zu ſtellen, ſondern ſie mit ihrem ganzen Sein, nur auf die Hingabe und Unterordnung an eine fremde Exiſtenz zu weiſen. Die volle Theilnahme und Kraft ſeiner Natur wendete ſich mir damals mit

rührender Güte zu. All sein Bestreben ging dahin, mich von dem Wuste meiner Vorurtheile zu erlösen, indem er mir die Berechtigung der Frau zu dem ihr angemessenen Lebensgenusse deutlich zu machen suchte, indem er die Sklavenfesseln von mir nahm, in die man mich geschlagen hatte, von frühster Jugend an.«

»Er bewies mir, daß dieser blinde Gehorsam, zu dem man mich erzogen habe, dies schweigende Leiden, dies willenlose Ertragen die Natur des Menschen entwürdigen: daß nur in der bewußten freien Unterordnung des liebenden Weiberherzens ein Glück für den Mann liege; daß nur die geistige Selbstthätigkeit der Frau den immer neuen Reiz des Zusammenlebens erhalten könne, und ich lag wie geblendet von dem neuen Lichte vor ihm auf Knieen, seine Hände mit meinen Thränen überströmend, weil ich fühlte, wie wenig ich es bisher verdient hatte, an seinem Herzen meinen Platz zu finden.«

Conſtanzens Augen füllten ſich mit Thränen, ihre Stimme zitterte, und Lothar, ſo wenig das ſonſt in ſeiner Weiſe lag, drückte ſie trotz der Gegenwart der Andern mit tiefer Bewegung an ſein Herz.

»Haben Sie Sich auch nicht zu viel zugemuthet?« fragte Anna, aber Conſtanze verneinte es und fuhr alſo fort: »Seit jenem Tage begann ein neues Leben für mich, Alles erſchien mir in anderm Lichte, und wie ich mich früher den Frauen meines Alters, trotz meiner Zurückhaltung, doch immer mit einem Gefühl des Stolzes genähert und ſie um ihrer ſelbſtiſchen Weltluſt willen gering geachtet hatte, ſo fing ich nun an, mir Alles deſſen bewußt zu werden, was mir fehlte. Ich las, ich lernte von früh bis ſpät. Ich nahm meine vernachläſſigten künſtleriſchen Beſchäftigungen wieder auf. Der Trieb, in irgend einer Kunſt ſelbſtſtändig zu werden, ſelbſtſtändig Etwas ſchaffen zu können, wurde mäch-

tig in mir rege, und eine Frau meiner Bekanntschaft, wir wollen sie Arabella nennen, welche mit Recht für eine große Malerin galt, ward ein Gegenstand meines lebhaftesten Nachstrebens. Ich schloß mich ihr an: sie war bedeutend älter als ich, geistreich und von festem Charakter. Lothar hielt sie sehr hoch, er sah es gern, als wir uns näher traten.«

»Ihr Anerbieten, mir Unterricht in der Malerei zu geben, konnte ich nicht lange benutzen, da sie selbst nach einiger Zeit mir sagte, daß ich dafür keine bedeutende Anlage zu haben schiene, aber ihr Umgang blieb von wesentlichem Einflusse auf mich. Durch sie war es, daß ich die Literatur der neuen französischen Schule kennen lernte, mit ihr las ich, als Lothar einmal für mehrere Wochen verreist war, die ersten Romane der George Sand. Den Eindruck, den diese auf mich machten, können Sie Sich nicht

tief, nicht überwältigend genug denken. Arabella, so gut sie mich zu kennen geglaubt, war davon betroffen. Sie hatte in sich selbst fast den ganzen Bildungsproceß durchlebt, der sich in den Romanen jener wunderbaren Dichterin in bestimmter Stufenfolge als deren eigene fortschreitende und sich abklärende Lebensanschauung nachweisen läßt. Sie hatte erwartet, daß ich von den leidenschaftlichen Jugendarbeiten, von Lelia, von Valentine, von Indiana, eher abgestoßen, als angezogen sein würde, aber gerade das Gegentheil geschah, denn Niemand hatte die große Lebhaftigkeit meiner Phantasie vermuthet, weil sie, nicht angeregt, sich nicht entwickelt hatte. Mein ganzes bisheriges Dasein erschien mir neben diesen Dichtungen verblaßt und todt, ich beweinte mein Loos. Zurückgehalten in der freien Entwicklung meines Geistes durch eine falsche Erziehungsweise, so sagte ich mir, war ich Lothars Frau geworden, ohne ihn

zu lieben, denn was hatte das ſanfte Gefühl, die ſtille Genugthuung, welche ich in unſerm Brautſtande und in der erſten Zeit unſerer Ehe empfunden hatte, mit jenen glühenden Extaſen der Leidenſchaft gemein, die George Sand ſchilderte, die die wahre Liebe erzeugte? Ich kam mir erniedrigt vor. Jetzt erſt empfand ich mich als entwürdigte Sklavin. Meine Ehe erſchien mir wie eine Schmach. Ich hätte frei ſein, ein neues Leben beginnen, eine große, wahre Liebe ſuchen mögen, und doch ſchien es mir undankbar, Lothar, dem ich von Herzen eigen war, zu verlaſſen, eben ſo unmöglich, als ihm zu verſchweigen, was in mir vorging. Vergebens bot Arabella alle Ueberredung ihres Verſtandes, vergebens das richtige Empfinden ihres Herzens auf, mich von dem neuen Irrthum zu überzeugen, dem ich anheim gefallen war. Es ſcheiterte Alles an der plötzlich erwachenden Leidenſchaftlichkeit meiner Natur, die um ſo ungeſtümer

hervorbrach, weil ſie ſich ſo ſpät, erſt in der verheiratheten Frau entwickelt hatte.«

»Schon meine Briefe mußten meinem Manne die Ueberreizung kund geben, welche meiner Herr geworden war, mehr noch mein verändertes Weſen ihm dies bei ſeiner Rückkehr verrathen. Ich glaubte jetzt zu fühlen, daß er mich nie geliebt, daß er ſelbſt im Grunde ſich und mich erniedrigt habe, als er das willenloſe Kind zu ſeinem Weibe gemacht. Ich beſchwor ihn, mir zu ſagen, ob er für mich jene allumfaſſende Liebe fühle, welche allein nach meinen Begriffen die Ehe zu einem reinen und heiligen Bunde weihte, ich quälte ihn mit Anſprüchen, mit Ertaſen und mit Verzweifelungen, die ihn nach einer vierjährigen Ehe unmöglich anders als peinlich und ſchmerzlich berühren konnten. Aber, und dies iſt mein Troſt und meine einzige Entſchuldigung, ich war eben ſo unglücklich, als ich ihn machte.«

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr

dann fort: »Um mich zu zerſtreuen, um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, thaten Lothar und Arabella Alles, was ſich vernünftiger Weiſe gegen dieſe Ueberſpannung thun ließ. Lothars Güte, ſeine Liebe verleugneten ſich in keinem Augenblicke. Ich ſah in ſeiner Nachſicht nur das Zugeſtändniß, daß er ſich ſchuldig fühle, mich ohne wirkliche Liebesleidenſchaft geheirathet zu haben, ich ſtrebte ihm dieſes zu verzeihen, ich beklagte auch ihn, aber ich verlangte nichts deſto weniger einmal im Leben das Glück einer vollen, getheilten Leidenſchaft zu genießen.«

»In jener Zeit begann die Muſik, weil ſie von allen Künſten am meiſten dem unbeſtimmten Sehnen unſerer Natur begegnet, auf mich ihren ganzen Zauber zu üben. Da ich eine gute, wenn ſchon nicht ausgebildete Stimme hatte, erklärte ich, wieder Singunterricht nehmen und mich mit dem gründlichen Studium der Muſik beſchäftigen zu wollen. Arabella, eine wahre Künſtlernatur, hatte

in dem ſtrengen Studium der Kunſt ſo großes Genügen gefunden, daß ſie ſich für mich den gleichen Vortheil davon verſprach, und Lothar ſah dieſe Neigung aus demſelben Grunde gern entſtehen.«

»Dieſe muſikaliſchen Studien brachten mich mit einem Manne in Berührung, den ich — den ich ſpäter liebte!« ſagte ſie, in dunklem Roth erglühend. »Es war ein Irrthum meines Herzens. Lothar hat ihn mir verziehen, mich vor ſeinen Nachtheilen bewahrt, und ich darf ihn mir ſelbſt vergeben, denn trotz meiner drei und zwanzig Jahre hatte ich damals die Unerfahrenheit eines Kindes. Jener Mann war ein Italiener. Seine Stimme, der Wohllaut ſeiner Sprache, ſein Aeußeres berechtigten ihn einer der Romanhelden zu ſein, mit deren Bilder meine Seele unabläſſig beſchäftigt war. Ich begegnete Ottavio in allen Zirkeln, welche ich beſuchte. Ueberall war er gern geſehen, überall ſprach man von dem Zauber, den er auf Frauen ausübe, von den

Abenteuern, die er gehabt haben ſollte, aber Niemand kannte dieſe, denn er ſelbſt hielt ſie ſehr geheim. Er wurde bald ein Gaſt meines Hauſes, wir muſicirten viel zuſammen, und wie ſeine Stimme ſchmeichelnd in mein Ohr drang, ſo drang der Gehalt der Lieder und Duette, die wir ſangen, in mein nach Erregungen dürſtendes, vom Irrthum verblendetes Gemüth.«

»Ich klage ihn nicht an, daß er die Herrſchaft zu nutzen verſuchte, die er nur zu bald über meine Phantaſie gewann, ich klage mich nicht an. Ich habe nur Lothar zu danken, der aufmerkſamen Auges meinem Leben folgte und mich durch eine Reiſe von Ottavio trennte, als es noch Zeit genug war, mich vor Reue zu bewahren. Damals aber war ich fern davon, ſeine Großmuth zu begreifen. Ich ſah nur Tyrannei in jener liebevollen Handlung meines Mannes, und folgte ihm widerſtrebend auf unſere Güter nach Böhmen, die ich nie vorher be-

ſucht hatte. Anfangs ließ mich Alles kalt, was Lothar dort für mich that. Ich lebte in der Erinnerung an Ottavio, ich erwartete, er werde mir folgen, er werde nicht ohne mich leben können, ich traute mir bisweilen den Muth zu, Lothar zu verlaſſen und mit Ottavio in irgend einem fernen Winkel der Erde ein ſtilles Glück zu ſuchen — aber Ottavio kam nicht, und nur zu bald hörte ich, daß er, in neue Liebeshändel verſtrickt, von einem Manne im Duelle verwundet worden war, der nicht wie Lothar dem gefährlichen Herzensirrthume ſeiner Frau zuvorzukommen bemüht geweſen war.«

»Dieſe Nachricht warf mich förmlich nieder, ich ward irre an der Menſchennatur, irre an mir ſelbſt, irre an der Wahrheit der Liebe. Aber gerade hier bewährte Lothar ſich als mein rettender Schutzgeiſt. Wir waren nun wieder allein, wie in den erſten Tagen unſerer Ehe, ſeine Zeit gehörte mein, und ich war reifer geworden, ſei-

nen Werth zu empfinden. Er richtet mich auf vor mir ſelbſt, er klagte ſich an, mir Beſchämung zu erſparen. Er wurde jetzt im wahren Sinne des Wortes mein Lehrer, mein Erzieher. Beſchäftigt mit der Bewirthſchaftung ſeiner Güter, ließ er mich Theil nehmen an den Sorgen und Mühwaltungen dieſer Arbeit. Er bildete die Luſt an praktiſcher Thätigkeit in mir aus, gab mir die rechte Schätzung des Geldes und Beſitzes, als Mittel für die Erreichung jedes großen Zweckes, und machte mich einſehen, daß eine Frau, auch ohne Mutter zu ſein, ſich einen weiten und ſegensreichen Wirkungskreis bereiten könne. Anſcheinend nur mit materiellen Dingen, mit Bauten, Berechnungen, Anordnungen für die Güter beſchäftigt, lehrte mich Lothar die idealſte Seite des Daſeins, das Wirken für die Ausbreitung der wahren Menſchlichkeit, des wahren Humanismus kennen. Während er bemüht war, mich von den Schmerzen zu heilen,

in denen das Suchen nach einer leidenschaftlichen Liebe mich zu stürzen gedroht hatte, fing ich an, ihn aufs Neue und mit einer so leidenschaftlichen Glücksempfindung zu lieben, als hätte ich ihn jetzt zum ersten Male kennen lernen, als wäre die Vergangenheit nur ein nebelumhülltes Traumgebild gewesen, aus dem ich erst jetzt zur Klarheit des Tages erwachte. Und so war es ja in der That! Ich fühlte mich wieder geboren, ich war ein neues Wesen geworden. Lothar hatte, wenn schon im anderen Sinne, als er es in seiner Jugend gewünscht haben mochte, sich selbst sein Weib herangebildet, und wenn ich Etwas mehr geworden bin, als die verfehlte Leitung meiner Erziehung voraussehen ließ, so ist dies Alles, ich selbst, mein ganzes Wesen und unser großes Glück, eben nur das Werk seiner geduldigen, nachsichtigen Liebe.

Constanze schwieg, erregt und tief erschüttert durch die Erinnerung an jene Zeit. Ihre Rechte

ruhte in der Hand ihres Mannes, der sie fest umschlungen hielt, und die Augen beider Gatten hingen mit solch vollem Ausdruck der Liebe an einander, daß die anwesenden Freunde sich doppelt lebhaft von der Erzählung der edeln Frau ergriffen fühlten.

»Es ist mir zu Muthe, als wenn ich in einem Tempel wäre,« sagte endlich Alwyn, »wenn ich Sie Beide in dem Gefühl jenes Glückes vor mir sehe, das den Menschen so schön macht. Und seid Ihr beiden lieben Menschen nicht auch Priester jener Religion der Zukunft, in der die verständnißvolle Liebe die bewegende Kraft, der Liebende aber der Hoheprieſter sein wird?«

»Wenigstens hat uns das Martyrthum nicht gefehlt,« meinte Lothar.

»Das darf auch nicht fehlen,« entgegnete Alwyn, »denn jede Liebesreligion trägt in der Fähigkeit, mit und für Andere zu leiden, den

Keim des Martyrthumes und der Selbſtaufopferung in ſich.«

»Von einer ſolchen Selbſtaufopferung aus Liebe, habe ich vor einigen Jahren ein wahrhaft erhebendes Beiſpiel erlebt,« ſagte Lothar. Als man ihn aber bat es zu erzählen, verſchob er es auf eine ſpätere Zeit und erklärte ſich für jetzt durch die Mittheilung Conſtanzens für abgefunden, weil er an der Entſtehung dieſer Geſchichte ſeinen redlichen Antheil gehabt habe. Die Freunde ließen das gelten, und man kam überein, daß Vernon der nächſte Erzähler ſein ſolle.

Vernon war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, ein entſchiedener Republikaner und als ſolcher vielfach, ſowohl in den politiſchen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes, als in den Revolutionskämpfen fremder Länder, bald perſönlich, bald nur mit ſeinen Rathſchlägen aus der Ferne wirkend, thätig geweſen. Dies hatte ihn

in ſchwere Lebensverhältniſſe gebracht. Von der Höhe der Volksgunſt, von Ehre, Macht und Ruhm, hatte ihn der Wechſel der Zuſtände in Verfolgung, Flucht, Gefängniß hinabgeworfen. Weder die Verlockung der Herrſchaft, noch die Schmerzen des Exils und des Kerkers hatten jedoch ſeine Seele abwendig machen können von der Ueberzeugung, daß die republikaniſche Staatsform, die Theilung der Macht an Alle, die Ausübung derſelben durch Alle, daß Selbſtregierung die einzig würdige Geſtaltung eines Menſchenverbandes zu ſtaatlicher Vereinigung ſei.

Häufig ſchon hatte er in Geſprächen hie und da einen Zug aus ſeinem Leben mitgetheilt, jetzt dazu aufgefordert, erbot er ſich, den Freunden eine pſychologiſche Erfahrung zu erzählen, welche er einſt

Im Irrenhauſe

zu machen Gelegenheit gehabt habe. »Es war in den Tagen des Jahres eintauſend achthundert achtundvierzig, welche in Paris der furchtbaren Juniſchlacht folgten,« ſagte er, »deren Schrecken auch die ſtärkſte Seele erſchüttern mußte. Sie hat in der ganzen Weltgeſchichte nicht ihres Gleichen gehabt, denn der Haß beider Parteien war bis zu ſeinem Gipfel geſtiegen. Vor allen ſchien jedoch in der Bourgeoiſie jedes Gefühl des Erbarmens erloſchen zu ſein. Man mordete die Proletarier, nachdem der eigentliche Kampf längſt beendet war, und dieſe, erſchöpft, unfähig, ſich länger zu vertheidigen, und genöthigt ihre augenblickliche Ohnmacht anzuerkennen, ſich bereits in ihre Häuſer und Schlupfwinkel geflüchtet hatten.«

»Aber die augenblickliche Niederlage ihrer Gegner konnte der Bourgeoiſie nicht genügen. Es

handelte ſich für ſie um die Ausrottung eines Principes. Da es unmöglich war, die Idee von der Berechtigung des Menſchen zu einer menſchenwürdigen Exiſtenz mit einem Schlage zu vernichten, was man natürlich am liebſten gethan hätte, mußte man danach trachten, möglichſt viele von den Männern zu tödten, in denen jenes Princip lebendig geworden und, ſo lange ſie lebten, unſterblich war. Vor Allem war es die Nationalgarde, welche ſich zu dieſem Rettungsamte der beſtehenden Ordnung drängte, zur Vertheidigung des Beſitzes, wie er mißbräuchlich unter uns beſteht. In geſchloſſenen Compagnien zogen ſie durch die Straßen, ſuchten die einzelnen verſprengten Kämpfer des Socialismus auf, trieben ſie zuſammen und füſilirten ſie. Schwielige Hände waren genug, den Tod eines Menſchen als von der bürgerlichen Ordnung gefordert, darzuſtellen, und vor dem Gewiſſen ſeiner Mörder zu rechtfertigen.«

»Erlaſſen Sie mir die Schilderung jener Scenen. Aber wenn Sie einmal wieder Paris beſuchen, fragen Sie die Männer, welche damals als Conſervative gegen den Socialismus kämpften, um die Vorgänge jener Tage, und achten Sie darauf, ob Einer von ihnen den Muth haben wird, zu bekennen, was geſchehen, zu entſchuldigen, was an dem Volke verübt worden iſt. Sie werden viel Wangen bleich werden ſehen bei der Erinnerung an jene Thaten, denn das Gewiſſen der Bourgeoiſie erzittert vor der Stunde der Vergeltung.«

»Die Hausſuchungen, die Verhaftungen waren unter jenen Verhältniſſen geboten, augenblicklicher Tod oder langes Gefängniß und gezwungenes Exil ſtanden für Jeden von uns in ſicherer Ausſicht, wenn man unſerer habhaft werden konnte. Ich hatte mich, nachdem das Morden im Pantheon ſein Ende erreicht und wir daraus vertrieben worden waren, zu einem Be-

kannten begeben, der ein kleines Haus in der Nähe der Polytechniſchen Schule beſaß. Es lag in einem Garten und bot die Möglichkeit des Entkommens durch Hinterthüren und Nachbarhäuſer dar. Indeß ſchon nach wenig Stunden kam einer meiner Freunde, mir zu ſagen, daß mein Aufenthalt bekannt ſei, und daß ich ohne Gefahr keine Stunde mehr an dieſem Orte bleiben könne. »Die einzige ſichere Zuflucht für Dich kann Dir Emanuel bieten,« ſagte er, »wenn er Dich als einen Kranken bei ſich aufnimmt, und er iſt bereit dies ſogleich zu thun. Alle Vorkehrungen ſind dafür getroffen, verliere keinen Augenblick und komme!«

»Emanuel war Vorſteher einer Irrenanſtalt, die eines großen Rufes genoß und gegen hundert Kranke beherbergte. Die Zeit nach der Februarrevolution hatte ungewöhnlich viel Geiſtesſtörungen erzeugt, ſo daß man, wie früher den Wahnſinn aus Religionsſchwärmerei, jetzt den durch

die politiſchen Kämpfe erzeugten Wahnſinn als eine beſondere Species bezeichnen konnte. Die Ankunft eines neuen Kranken nach Vorgängen, wie wir ſie eben erlebt, war nur zu wahrſcheinlich, und gab es für mich einen ſichern Zufluchtsort, ſo war es der unter dem Schutze Emanuels. Ich nahm daher dankbar den mir gemachten Vorſchlag an.«

»Den Eindruck, welchen an jenem Abende die Straßen von Paris hervorriefen, vermag weder der Maler noch der Dichter auch nur annähernd wiederzugeben. Wir konnten nur langſam durch die Rue Descartes und die Rue Contreescarpe vorwärts gelangen. Trümmer aller Art und herzzerreißende Scenen hemmten unſern Weg. Endlich kamen wir in die Rue Mouffetard. Sie wird faſt ganz von Arbeitern bewohnt und zieht ſich bis zur Barriere des Gobelins. Hier in dieſer engen Straße bewegte es ſich wie in einem Ameiſenhaufen. Die Atmoſphäre war

von Pulverdampf und Staub ſo ſchwer, daß man kaum zu athmen vermochte, da kein Luftzug in die hohen Häuſerreihen eindrang. Vor all den kleinen Boutiken, die in der Rue Mouffetard, wie in allen Stadtvierteln, in denen die armen, auf kleinen Einkauf der Lebensmittel angewieſenen Handwerker wohnen, beſonders häufig ſind, vor all dieſen kleinen Läden brannten die Kienſpäne, Oellampen und Lichtſtümpfchen trüb in der dicken Luft, und beleuchteten mit ihrem flackernden Scheine die Gruppen, welche ſich dort zuſammengedrängt hatten, Männer, Weiber und Kinder. Hier die Angſt der Liebe, welche für den Dahinſterbenden noch eine Erquickung, einen Labetrunk zu erlangen ſtrebt, dort die Todesmüdigkeit nach äußerſter Anſtrengung aller Kräfte. Wilde Verzweiflung, tiefe Niedergeſchlagenheit, tödtlicher Haß, und der unſtätte Blick des zum Tode getroffenen Wildes, das die Tritte des Verfolgers in ſeinem letzten Zufluchtsorte hört,

das war der Ausdruck, den man in diesen Köpfen lesen konnte. Die lauten Ausbrüche des Zornes wirkten weniger entsetzlich als das Schweigen, das an vielen Stellen herrschte. Hie und da geleitete man einen Verwundeten nach Hause. Zweimal auf unserm Wege begegneten wir Männern, welche eine Leiche trugen, deren Blut noch frisch herniederfloß. Die eine setzte man gerade vor dem Hause zur Erde, vor dem wir uns befanden. Es war ein junger Steinmetz aus den südlichen Provinzen; ich hatte ihn gekannt. Einige Personen, deren Hausgenosse er gewesen, traten vor die Thüre, sahen ihn an und drückten seine Hand.«

»Armer Jacques! er hatte eine Mutter am Leben!« sagte eine alte Frau und legte das Ohr auf sein Herz. »Auch der!« rief ein gleichaltriger Bursche, im Vorbeigehen einen Blick auf ihn werfend; aber Niemand verweilte lange bei dem Gestorbenen, Niemand nahm einen tieferen

Antheil daran, denn der Tod hatte faſt kein Haus verſchont. Es mochten wenige Menſchen in der Straße leben, die nicht den Verluſt eines nahen Angehörigen zu beweinen oder zu befürchten hatten. Wer konnte da an einen Fremdling denken, beſonders da man aus der Ferne noch immer die Füſilladen hörte und jeden Augenblick das vernichtende Anrücken der Freunde der Ordnung zu gewärtigen hatte.«

»Es zog mich zu bleiben, das Loos dieſer Menſchen zu theilen; aber mein Freund trieb mich fort. »Du nützeſt ihnen Nichts mit Deinem Weilen unter ihnen, Dein Tod wäre fruchtlos; rette Dein Leben, Deine Freiheit für eine beſſere Zeit, für ferneres Wirken.« Er beſchwor mich, meinen Raban feſt umzuſchlagen, den Hut tief in die Augen zu drücken, damit man mich nicht erkenne, und endlich erreichten wir die Barriere und das in ihrer Nähe gelegene Irrenhaus. Mein Freund klingelte, der

Portier ließ uns ein und rief den Unterarzt in die Wohnung des Inspectors hinab.-

-Emanuel hatte die Ankunft eines neuen Kranken bereits gemeldet, es war Alles dafür eingerichtet. Nach unserer Verabredung sollte ich an diesem Abende mit Niemand sprechen, auf keine Frage Antwort geben, denn Emanuel wünschte Niemand, selbst nicht seinen Assistenten, in das Geheimniß zu ziehen, da mein Aufenthalt in der Anstalt nur wenige Tage dauern sollte. Während man mich in meine Wohnung führte, unterhielt der Assistent sich mit meinem Begleiter leise darüber, wie schwer es gewesen sein müsse, grade mit mir den Weg durch die Stadt zurückzulegen. Dann drückte er die Hoffnung aus, daß in mich versunken, wie ich es offenbar sei, die äußern Eindrücke mich nicht zu stark berührt haben würden. Danach machte er mir in freundlicher Weise die Honneurs in meiner neuen Wohnung, lud mich ein das Abendbrot zu ver-

zehren, das man für mich bereitet hatte, sagte mir, Bücher und Schreibgeräth ständen zu meiner Verfügung, er bäte mich aber, zeitig zur Ruhe zu gehen, da man das allgemein in dem Hause zu thun pflege. Ein Aufseher wurde mir als Diener vorgestellt, und dann überließ man mich mir selbst und meinen Gedanken.«

»Welche Richtung diese nahmen, welch furchtbare Visionen und Träume mich folterten, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Als ich am Morgen erwachte, öffnete ich die Fenster. Da lag der ruhigste Sonnenschein über die Erde gebreitet, und ein tiefblauer, klarer Himmel wölbte sich über den Wipfeln der Bäume, welche das Haus umgaben. Ein frischer Blumengeruch strömte in mein Zimmer, die Vögel schwangen sich jubelnd in die Luft. Mir stürzten die Thränen aus den Augen. Die Erlebnisse der letzten Tage standen in zu furchtbarem Gegensatze mit der Friedensstille der Natur.«

»Bald darauf besuchte mich der Wächter, später der Doctor Emanuel mit dem Unterarzte, um den Schein einer Behandlung aufrecht zu erhalten. Man verordnete mir kühlende Getränke und Bäder, welche mir nach der Erregung der letzten Tage nur heilsam sein konnten, und überließ es mir, so oft ich es wollte, in den Höfen und Gärten umher zu wandeln. Ich machte von der letztern Erlaubniß augenblicklichen Gebrauch. Ein Paar Ballschläger auf dem Rasenplatze vor der Thüre ließen mich ruhig und unbeachtet meines Weges gehen, während weiterhin eine schöne mit weiblicher Arbeit beschäftigte Frau sich erschreckt von mir wendete, schnell zu einem der Wächter lief und ängstlich sprechend nach mir hindeutete. So kam ich an verschiedenen Personen vorüber, die Alle in irgend einer Weise beschäftigt, mehr oder weniger Zeichen geistiger Störung an sich trugen, obschon ihnen eine gewisse Starrheit des Blickes, ein Ausdruck geisti-

ger Unfreiheit gemein war, den für mich auch diejenigen zeigten, welche mit Schärfe und Lebhaftigkeit zueinander redeten.«

»Nahe am Eingange des eigentlichen Gartens kniete ein Mann meines Alters vor einem Beete. Er war mit dem Versetzen junger Kohlpflanzen beschäftigt. In halber Zerstreuung blieb ich neben ihm stehen und sah der Arbeit zu. Es liegt etwas Fesselndes in dem Anblicke mechanischer Thätigkeit, wenn unser Inneres heftig bewegt ist. Anfangs ließ sich der junge Mann nicht stören, dann hob er den Kopf empor, und ich sah in ein kräftiges, schönes Antlitz, dessen klarer Ausdruck auffallend gegen die Physiognomien abstach, denen ich bisher begegnet war. Er betrachtete mich ebenfalls, lange auf meinen Zügen verweilend, und ich dachte mir, daß es ihm wie mir ergehen, daß er ebenfalls in mir einen Gesunden erkennen und vergebens nach den Spuren der Geisteskrankheit in mir suchen möge. Sein

Geſicht, ſeine ganze Haltung gefielen mir. Ich hätte ihm ſagen mögen, daß ich nicht toll ſei; aber es wäre Tollheit geweſen, dies einem Fremden grundlos zu vertrauen. So ſchwieg ich, bis er mich nach einer Weile anredete. »Sie ſehen meinem Treiben zu,« ſagte er, »als ob Sie Freude daran hätten. Es liegt ein Glück in dieſer einfachen Beſchäftigung mit der Natur; wollen Sie mir helfen bei meiner Arbeit?«

»Dieſe Anrede beſtärkte mich in der richtigen Vorausſetzung, daß er mich für einen Kranken halte, und ich konnte mir denken, daß er angewieſen ſei, dieſelben zur Thätigkeit aufzufordern, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu bot, denn man benutzte wechſelnde Beſchäftigung als einen der wirkſamſten Factoren bei der Heilmethode.«

»Sie ſind Gärtner?« fragte ich.

»Ja, mein Herr! ich habe meine Lehrzeit im Jardin des plantes beſtanden, meinen Eltern zu genügen, aber ich hoffte mich ſpäter dem Stu-

dium der Botanik widmen zu können. Die Ereigniſſe des Februar haben dies unmöglich gemacht.«

»Er ſeufzte dabei tief und wendete ſich wieder ſeiner Arbeit zu. »Sie ſind alſo erſt ſeit dem Februar in dieſen neuen Verhältniſſen?«

»Erſt ſeit dem März; aber ich werde ſie kaum aufgeben, ehe unſere Zuſtände ſich geändert haben, vollkommen geändert. Wo ſollte man jetzt die Ruhe für Studien hernehmen, welche ein ſo liebevolles Eingehen fordern, als das Leben der Pflanzen.«

»Und Sie haben keinen Theil gehabt an den furchtbaren Vorgängen der letzten Tage.«

»Nein! der Doctor verlangte der Hausordnung wegen, daß Niemand die Wohnung verlaſſen ſollte, da mußte man ſich fügen. Es zog mich auch nicht, in dieſem Augenblicke an dem Kampfe Theil zu nehmen. Ich habe das Meine

gethan — freilich war es vergebens, wie das Streben so manches andern Braven!«

»Wohl Ihnen!« rief ich, »daß Ihnen die Bilder dieses Bürgerkrieges nicht vor den Augen stehen wie mir!«

»Er blickte mich an mit zweifelhaftem Lächeln. »Mich dünkt, auch Sie können das Haus nicht verlassen haben, denn es ist mir, als hätte ich Sie schon vor dem Kampfe hier gesehen und der Doctor pflegte keine Ausnahmen in seinen Anordnungen zu machen. Jeden Falls,« fügte er hinzu, »denken Sie nicht mehr an die Schrecken, welche Sie gesehen haben; es thut nicht gut, sich damit die Seele zu verdüstern. Kommen Sie, ich will Ihnen zeigen, wie Sie es zu machen haben, es ist besser Kohl pflanzen, als seine Nebenmenschen morden!«

»Ich sah, daß er vorsichtig mich von schmerzlichen Erinnerungen abziehen wollte, und ließ mich meiner Rolle getreu, von ihm zur Theil-

nahme an seiner Arbeit überreden. Aber während ich beschäftigt war, die Setzlinge zu sondern und in gemessenen Entfernungen in die frischduftende aufgewühlte Erde zu stecken, traten plötzlich wieder die Erlebnisse der letzten Tage mit schreckenerregender Klarheit alle auf einmal vor mich hin. Es war mir, als höre ich das Todesröcheln der Gestorbenen aus dem Boden hervor tönen, als quelle Blut auf, wenn mein Finger sich in das Erdreich senkte, als stiegen geharnischte Männer zu furchtbaren Kämpfen gerüstet, aus der Tiefe ans Licht, und eine lange Zukunft voll Leiden, Blut und Wunden dehnte sich vor meinem innern Schauen aus. Die stille Arbeit wurde mir unaushaltbar, ich sprang auf, das Körbchen mit den Pflanzen fiel zur Erde. Der Gärtner blickte mich betroffen an.«

»Lassen Sie die Arbeit lieber,« sagte er, »der gebückten Stellung angewohnt, wird sie Ihnen

das Blut nach dem Hirne getrieben und Sie beängstigt haben. Wer gewohnt ist, den Kopf aufrecht zu tragen, dem wird das Bücken schwer! Gehen Sie ein Wenig auf und ab, das wird Ihnen wohl thun.«

»Am wohlthuendsten aber wirkte auf mich das sanfte Wesen dieses Mannes. Der milde Ton seiner Stimme, die Milde seines ganzen Wesens erquickten mich. Es lag etwas Rührendes in der Entsagung, mit der er sich seiner Arbeit hingab, eine Lehre, welche gerade in diesem Augenblicke sich mir lebhaft geltend machte. Aber noch während ich neben ihm stand, kam eine ältere Frau an ihn heran. Ihr graues Haar hing, obschon offenbar am Morgen wohl geordnet, verwirrt unter ihrer Haube hervor, ihre Kleidung trug die Spuren der Vernachlässigung und ihre Augen die der Thränen.«

»Schon wieder Erde aufwühlen!« klagte sie, »schon wieder den Frieden der Todten stören?

Iſt es nicht genug, daß ſie verſchwunden ſind aus der Welt? ſollen ſie nicht Ruhe finden in der Tiefe, ſich vorzubereiten für den Tag der Auferſtehung?«

»Achten Sie nicht auf die Frau,« ſagte der Gärtner, »ſie weiß nicht, was ſie ſpricht,« und dabei arbeitete er emſig weiter.«

»Dieſe aber, da ſie es bemerkte, wendete ſich zu mir. »Nicht wahr,« fragte ſie, »Sie haben es geſehen, wie der Vampyr kam, den ſie den Todesengel nennen? Ein Engel! Ein Engel!« rief ſie und lachte mit ſchneidend bitterm Hohne. »Ein Beil hat er in Händen, Fledermausflügel ſenken ſich breit von ſeiner Schulter hinab auf den Schlafenden und erſticken mit ihrer Kälte die Wärme in ſeiner Bruſt. Ich hob ſie auf, die Flügel — leiſe, leiſe auf — da ſanken ſie, ſanken, ſanken — es ward kalt und Nacht im Zimmer, auf der Erde, überall, überall kalte Nacht!« Ihre Stimme wurde dabei immer lei-

ser, immer gespenstischer, und in Thränen ausbrechend, warf sie sich händeringend zur Erde.«

»Es überlief mich kalt bei den Tönen dieses verzweiflungsvollen Schmerzes; auch der Gärtner schauerte zusammen: »So oft man es gehört hat,« sagte er, »man wird es nicht gewohnt, denn der Aufschrei dieser Unglücklichen hat eine furchtbare Wahrheit des Schmerzes.« Er blickte sie mit seinen sanften Augen an, schüttelte die Erde von seinen Kleidern und ging, da er seine Arbeit beendet hatte, schweigend von dannen.«

»Auch ich wendete mich dem Hause zu. Der Anblick der Geisteskranken hatte etwas Unheimliches für mich, und dennoch zogen sie mich an. Gezwungen, einige Zeit unter ihnen zu verweilen, wünschte ich diese Gelegenheit so viel als möglich zu benutzen, um dem Menschengeiste in seinen Verirrungen nachzuspüren, um zu erfahren, welche Wege er einschlägt, wenn er der Bestimmung des freien Wollens entzogen ist. Jene

Zweifel alle, welche ſich dabei aufdrängen, und deren Anfang und Ende die Frage nach der bewegenden, belebenden Kraft iſt, regten ſich aufs Neue in mir. Ich ſah hier geiſteskranke Männer und Frauen von mehr oder weniger edler Geſtalt, von mehr oder weniger hohem Bildungsgrade. Sie Alle hatten einſt in der Welt als nützliche Menſchen gewirkt, hatten geliebt und waren geliebt worden: ihnen, ſo gut wie mir, mochte eine lange Zukunft gewiß geſchienen haben. Welche Entwürfe, welche Plane, welche fruchtbringende Gedanken mochten in dieſen Menſchen zerſtört, welche Ausſichten und Hoffnungen auf ſie gebaut worden ſein. Und nun das Alles hin! Ein Schreck, das geringſte Hinderniß im Umlaufe des Blutes, die leiſeſte Verbildung eines Knochens, der das Gehirn gedrückt, waren ausreichend geweſen, alle dieſe Entwürfe, ja den eigentlichen Menſchen ſelbſt, in ſeinem innerſten Weſen zu vernichten. Wer gab mir die Gewiß-

heit, daß nicht auch in mir, nicht schon in dieser Stunde sich eine solche Desorganisation entwickele, daß ich jene Straßenkämpfe, jenes Morden, jene zusammenstürzenden Häuser nicht als Ausgeburten meiner Phantasie gesehen? Solch ein Kampf, solche Scenen im Herzen der civilisirtesten Stadt der Welt waren im Grunde undenkbarer, als die kalten Fledermausflügel des Todes, von denen die Wahnsinnige vorhin gesprochen hatte."

„Ein tiefes Grauen vor den geheimnißvollen Bedingungen unserer Natur kam über mich. Wie viel wußten wir uns damit, daß wir nicht mehr an den personificirten Begriff der Macht, nicht mehr an jenes Gottwesen glaubten, das allgewaltig über der Erde thront, uns als willenlose Wesen beherrschend! Wie weit vorgeschritten hatten wir uns gedünkt, seit wir uns nicht mehr für jene dualistisch zerrissenen Geschöpfe hielten, deren göttliche Seele zu ewigem Ringen mit dem

thierischen Körper verdammt, zur Sündenbuße für diese Kampfesnothwendigkeit auf die Erde, wie in eine Strafanstalt versetzt worden war? Und was hatte man mit diesem Wissen denn im Grunde nun gewonnen? Wußten wir die willenskräftige, belebende Macht im Menschen deshalb sicherer zu erkennen? wußten wir sie zu halten, wenn sie flieht? sie in ihre Bahn zu lenken, wenn sie abirrt? Wie oft hatte der Doctor Emanuel mir selbst mit Schmerz geklagt, daß man nichts verstehe, daß man kaum auf der Schwelle des Tempels sich befinde, daß man die Mysterien desselben nur vermuthen könne. Wie oft hatte er es ausgesprochen, die ganze Behandlung der Geisteskranken, ja die Medicin überhaupt, sei bisher fast nur empirisch behandelt worden. Erst seit der Benutzung des Mikroskopes fange sie an eine wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen, werde aber wie jedes Wissen, sicher an der festgezogenen Erkenntnißlinie des Menschengeistes ihre

ſchnelle Begrenzung finden. Seit Jahren hatte ich mich vor dieſer nothwendigen Beſchränkung reſignirt, hatte mich zu freuen vermocht an jedem kleinen Fortſchritte innerhalb derſelben, heute wollte mir das nicht mehr gelingen. Mit einer mir unerklärlichen Intenſität verſenkte ich mich in Grübeleien, die ich als fruchtlos kannte. Ich wollte mich von ihnen losreißen und ergriff ſie doch wieder, um nicht aufs Neue die Bilder der Schlachttage vor mir auftauchen zu ſehen, von denen ich ruhen mußte, ſollte ich mit Feſtigkeit an die eigene Lebensgeſtaltung und an das nächſte Schickſal meiner Freunde denken.«

»Gegen Mittag ſah ich Emanuel wieder, er brachte mir Zeitungen und Nachrichten von unſern Freunden. Noch war die allgemeine Verwirrung ſo groß, daß man nicht wiſſen konnte, wer todt, wer gefangen, wer entkommen ſei. Die Thore wurden auf das Strengſte bewacht, an Flucht durfte man fürs Erſte nicht denken,

und Emanuel bewies mir, daß in acht, in vierzehn Tagen die Wahrscheinlichkeit eine solche zu bewerkstelligen, viel größer sein werde, als in diesem Augenblicke. Er rieth mir zu bleiben, bot mir seine ganze Bibliothek zur Benutzung an und fand es erklärlich, daß ich vorzüglich Werke über Geisteskrankheiten zu lesen wünschte, da der Gegenstand so nahe in meinen Gesichtskreis gerückt worden war. Er versprach mir das Beste zu bringen, was darüber vorhanden sei, stellte aber die Bedingung, diese Bücher vor dem Assistenzarzte zu verbergen, um meine Rolle aufrecht zu erhalten."

„So weit es mir möglich war, suchte ich mich in den neuen Verhältnissen einzuleben, indeß die täglichen Besuche des Assistenten, das Fragen, Voraussehen, Untersuchen, fielen mir lästig. Ich bin von Jugend an eine nervöse Natur gewesen. Es konnte nicht fehlen, daß jetzt mein ganzes Nervensystem überreizt war. Ich

fühlte mich bald aufgeregt, bald abgespannt, und litt häufig an Kopfweh, da ich durch eine sehr ausgedehnte und in diesem Augenblicke für unsere Sache wichtige Correspondenz zu vielem Schreiben, zu anhaltendem Sitzen genöthigt wurde. Ich klagte es Emanuel, er verordnete mir leichte Blutentziehungen, kalte Sturzbäder. Ich unterwarf mich seiner Kur. Dadurch aber kam ein peinliches Gefühl des Krankseins über mich, und ich fing an, es gern zu sehen, wenn der Assistenzarzt mich besuchte. Er unterließ es niemals, sich genau nach meinem Ergehen zu erkundigen, fragte mich um die Symptome, welche er bei einem Geisteskranken voraussetzte, und sie trafen zu großem Theile bei mir zu. Das machte mir einen quälenden Eindruck. Ich scheute mich vor der Macht meiner Phantasie, ich fürchtete hypochondrisch zu werden, und fing an, mir mit so krankhafter Gewalt einzubilden, ich fühle mich wohl, daß sich mir dadurch die Ueberzeugung von

der Krankheit aufdrängte, die ich fortzuleugnen bemüht war. Wenn wir große Kräfte gegen ein drohendes Uebel aufbieten sehen, glauben wir nur zu leicht an das Wesen der zu bekämpfenden Macht.«

»Um mich zu zerstreuen, las ich die Bücher, welche ich von Emanuel geborgt hatte, aber ich fühlte bald, daß diese Lectüre nachtheilig auf mich wirkte. In den schlaflosen Nächten, die ich häufig hatte, traten die Erzählungen der verschiedenen Krankheitsfälle mit greller Deutlichkeit vor mir ins Leben und verfolgten mich in meinen Träumen. Ich empfand eine unbezwingliche Furcht vor dem Wahnsinn, einen Widerwillen gegen den Anblick der daran leidenden Menschen. Ich machte mir diese Schwäche zum Vorwurf, ich hätte sie Niemandem eingestehen mögen, und gewann es doch nur schwer über mich, im Garten der Begegnung mit den Kranken nicht auszuweichen. Den Gärtner, den ich mehrmals ge-

ſucht, hatte ich nicht mehr gefunden. Als ich eines Tages nach ihm fragte, ſchien man es für die Grille eines Geiſteskranken zu halten, daß ich an dieſem ſehr gewöhnlichen Manne ſo großen Antheil nähme. Indeß verſprach man, ihn zu ſuchen und ihn ſobald als möglich zu mir kommen zu laſſen.«

»Seine Ankunft erwartend, ſetzte ich mich am Eingange einer Allee auf einer Bank nieder. Kaum aber war das geſchehen, als ein junges Mädchen leiſe flüſternd an mich heran trat: »Haben Sie Muth und Menſchlichkeit, ſo folgen Sie mir!« ſagte ſie. Ich blickte ſie an, ihr blaſſes Geſicht drückte eine tödtliche Angſt aus. »Sie kennen meinen Vater, er hat die Wache im Chateau d'eau, mein Bräutigam auch, ſie ſind Alle dort. Retten Sie ſie ſchnell, um Gotteswillen ſchnell, ehe die Raſenden das Feuer anzünden!« fügte ſie hinzu. Dabei hatte ſie meinen Arm ergriffen und zog mich mit Rieſenkraft von meinem Sitze empor, weiter mit ſich fort, ſo daß ich mich nur mit Anſtrengung

von ihr frei machen konnte, wonach sie, mit lauten Verwünschungen gegen mich, davon stürzte.«

»Das geschah an einer Stelle, an welcher ein Greis mit einem kleinen Stocke Zahlen in den Sand schrieb. Der ganze Platz, auf dem er weilte, war von Zahlen übersäet. Mit dem Ausdrucke angstvoller Bitte streckte er mir die Hände entgegen: »Schonen Sie meine Arbeit! man hat mir meine Bücher, meine Beweisstücke genommen, das Heil der Welt beruht auf diesen Zahlen!«

»Und was sollen sie der Welt beweisen?«

»Er sah sich nach allen Seiten um, winkte mich näher an sich heran und sagte: »Sie sollen mathematisch die Unhaltbarkeit unserer Zustände, die Nothwendigkeit einer neuen Weltordnung entwickeln!« Dabei fing er wieder an zu rechnen und seine Zahlen in den Sand zu schreiben und rief dann plötzlich: »Sie wußten es, daß ich das Problem gelöst hatte, sie wußten es, daß meine

Rechenbücher ihren Untergang enthielten, darum bin ich hier. Als ich sie Verbrecher nannte, nannten sie mich toll. Ich, der die Welt erlösen konnte, schmachte hier unter den unglücklichen Narren, denen mein Wissen Nichts zu nützen vermag. Sehen Sie die Menschen, unter denen ich hier lebe!«

»Dabei zeigte er auf einen Mann hin, der nicht allzufern von uns, mit einem Lächeln der Zufriedenheit auf den Lippen, beständig zwei Schritte vorwärts und einen Schritt rückwärts machte. Er hatte die Arme gegen den Himmel ausgebreitet, sah starr in das grellste Sonnenlicht empor, schlug dann die Hände mit einem Tone der Freude zusammen, und breitete sie wieder aus, als wolle er sich fliegend emporschwingen. Nachdem das mehrere Minuten gedauert hatte, schien er traurig zu werden, pflückte Gras von der Erde, warf es in die Luft und versuchte es mit dem Athem seines Mundes in die Höhe zu treiben. Als

es mißlang, ſtand er eine Weile niedergeſchlagen da, bis er einen fliegenden Drachen ergriff, und anfing, auf dem Platze umherzulaufen, um ihn ſteigen zu machen. Eine Minute dieſes Treibens reichte hin, die Rechenexempel des Alten zu vernichten. Während nun dieſer verzweifelnd zu weinen begann, jubelte der Andere in lauter Freude, indem er mal auf mal »ich hab's gefunden! ich hab's gefunden!« ausrief.«

»Das ganze herzbeklemmende Gefühl über die Zerſtörbarkeit unſerer Natur überfiel mich beängſtigender als je zuvor. Ich wurde mit Schauder gewahr, daß ich in dieſem Augenblicke nicht ſtark genug ſei, den Schrecken dieſes Ortes zu trotzen, und zugleich drängte ſich mir die Frage auf, wie ich es hätte wagen dürfen, mich unter die Kämpfer für die Neugeſtaltung einer Welt zu ſtellen, wenn ich nicht Feſtigkeit genug beſaß, hier ungetrübten Geiſtes zu verweilen? Ein Gefühl, das ich nie gekannt hatte, tauchte in mir auf:

ich fühlte Reue, entstanden aus Zweifeln an mir selbst. Ich wurde irre an allen meinen Bestrebungen, an allen meinen Ueberzeugungen, und mußte mir dabei fortwährend sagen, daß dies eine Krankheit, daß ich solcher Schwäche, solcher Unklarheit unfähig sein würde, wäre ich gesund. Sollte mein Geist den Eindrücken des Kampfes erlegen, mein Gehirn erschüttert, meine Organe angegriffen und eine beginnende Geisteskrankheit in mir hervorgerufen worden sein? Ich hätte mit Emanuel davon sprechen, ihm den ganzen Zustand meines Innern enthüllen mögen, aber eine unüberwindliche Scham hielt mich davon ab, und diese Scham selbst dünkte mich ein schlimmes Zeichen. Wie konnte ich mich denn schämen, eine Krankheit einzugestehen und Hülfe gegen ihr Vorwärtsschreiten zu begehren?«

»Der ganze Tag verging mir in peinlicher Rastlosigkeit, die Nacht steigerte diese Qualen.

Gebrochen von einer Müdigkeit, in der ich alle meine Glieder ſchmerzend empfand, in der meine Augen vor Erſchöpfung zuſanken, konnte ich keinen Augenblick des Schlummers finden. Eine wüſte Gedankenjagd tobte durch mein brennendes Gehirn, meine Arterien klopften laut, ich hörte den Pulsſchlag meines Herzens deutlich wie das Ticken meiner Uhr. Jede Secunde, ſagte ich mir, deren Vergehen der Pendelſchlag der Uhr verkündet, iſt meinem Leben entzogen, jede Secunde bringt mich dem Tode näher, jenem Tode, der mit Fledermausflügeln über die Erde ſchwebt, wie die alte Frau ſie an ihm geſehen hatte! Tod! Aufhören! welch entſetzliche Worte für Jeden, der noch zu leben wünſcht, weil er Glück und Liebe gefunden in ſeinem Daſein! welch entſetzliche Worte für Jeden, der ein zu erreichendes Ideal, eine zu vollendende Arbeit vor ſich ſieht. Und nun vollends geiſtig ſterben, unthätig werden, während die Atome noch in menſchlicher

Geſtaltung aneinander halten, welch grauenvolles Schickſal! — Ich wollte die Krankheit in mir niederkämpfen, die Reizbarkeit meiner Phantaſie gewaltſam bezwingen. Ich nahm verſchiedene Bücher vor, aber ſie feſſelten mich nicht. Meine Gedanken ſchweiften unaufhörlich von dem Leſen ab, mein Athem ſtockte in der Bruſt, die Wände des Hauſes ſchienen mir beklemmend näher zu rücken, die eiſernen Gitter vor dem Fenſter mich mehr von dem Leben, von der Freiheit abzutrennen, als die ſtrengſte Haft in irgend einem Gefängniſſe. Ich empfand es, was es heiße, ſich verbergen zu müſſen, ein Verfolgter zu ſein. Ein Verfolgter! — Hielten ſich nicht alle Bewohner dieſes Hauſes für Verfolgte? — Es fuhr wie ein eiſiger Stahl durch mein Gehirn, eine Todeskälte ſchauerte durch mein Mark. Ich ſprang auf von meinem Lager, eilte an das Fenſter und verſuchte durch den Anblick der Natur mich zu beruhigen, Herr zu werden über das

Grauen, welches mich sinnlos machte. Die Nacht war dunkel, kein Stern am Himmel sichtbar, erschöpft warf ich mich auf mein Lager zurück.«

»Der Morgen fand mich tödtlich abgespannt. Nach jener brennenden Hitze, welche uns befällt, wenn wir in starker, geistiger Erregung eine Nacht schlaflos durchwachten, waren die frösteln-den Schauer eingetreten, welche danach am Mor-gen niemals auszubleiben pflegen. Mein Kopf war wüst, meine Augen schmerzten mich, ich er-schrak über die Bläſſe meines Gesichtes, als ich es im Spiegel gewahr wurde. Das helle Ta-geslicht wirkte belebend auf mich ein, ich fing an auf die Phantasien der Nacht mit lächeln-dem Mitleiden zurückzusehen. Ich freute mich mei-ner Gesundheit, wie man sich freut schweren Gefahren entronnen zu sein, und ging in den Garten hinab, des Morgens zu genießen, sobald die Zellen und der Garten geöffnet wurden.«

»Da sah ich endlich zum erstenmale nach so

langer Zeit den Gärtner wieder. Er war ohne die Gartenschürze, welche er damals getragen, ohne ein Abzeichen seiner Arbeit, in bürgerlicher Kleidung. Als ich ihn erblickte, fiel mir sein verändertes Ansehen überraschend auf. Er schien krank gewesen zu sein. Ich fragte ihn, ob er dadurch verhindert worden wäre, seinen Geschäften obzuliegen.«

»Meinen Geschäften?« wiederholte er befremdet, »ich habe hier keine Geschäfte; meine Wirksamkeit ist nicht hier!«

»Aber Ihre Gartenarbeit?«

»Er lächelte mit einem Ausdruck großer Feinheit, nahm meinen Arm und sagte auf den Wächter zeigend: »Gehen Sie etwas tiefer mit mir in die Allee hinein. Wenn dieser Mann uns nicht mehr hören kann, dann will ich Ihnen von meinen Verhältnissen sprechen.«

»Ein schwerer Zweifel stieg in mir empor; ich wollte meinen Arm befreien, den er in dem

seinen hielt, er litt es nicht; ich blickte ihn an, es war derselbe klare Ausdruck des Auges wie immer. Als wir in den Laubgang traten, sagte er: »Nicht wahr, Sie glauben in diesem Augenblicke, auch ich sei ein Geisteskranker wie Sie! aber da Sie nicht hier fort können, ein Geheimniß auszuplaudern, dessen Bekanntwerden mir verderblich sein müßte, will ich Ihnen, Ihnen allein vertrauen, wer ich bin. Wären Sie schlecht genug, mich zu verrathen, so wär's im Grunde ohne alle Folgen. Wer würde Gewicht legen auf die Worte eines Geisteskranken?«

»Ich bin nicht geisteskrank!« rief ich unwillkürlich aus.«

»Nicht geisteskrank? und weshalb wären Sie denn hier, hier im Irrenhause des Doctor Emanuel, den ich gar wohl gekannt habe, als ich in der Gesellschaft lebte, und der so sehr mein Freund ist, daß er mich hier verborgen hält, verborgen seit Jahr und Tag — —«

»Verborgen, wo vor?« fragte ich gespannt.

»Vor der Verfolgung derer, die mich suchen, vor Louis Philipp, der wieder gekommen ist. Man sagt mich toll, um mich zu retten; aber ich bin nicht toll, ich bin verfolgt; verfolgt, aber nicht toll, nicht toll, wie Sie!«

»Dabei schlug er ein wahnsinniges Lachen auf, und ich brach mit einem Schrei des Entsetzens vor diesem Doppelgänger, der mir spukhaft entgegentrat, zusammen.«

»Meine Zähne schlugen klappernd aneinander, mein Kopf schwindelte so, daß ich nicht zu stehen vermochte. »Ich bin nicht geisteskrank!« stieß ich abermals hervor, und abermals hohnlachte Jener: »Das behaupten sie Alle, Alle, Alle!« und wendete sich verächtlich von mir ab.«

»Ich griff nach ihm, ich hielt ihn fest. »Laß mich los, Wahnsinniger!« sagte er, aber ich konnte es nicht. Ich wollte und mußte ihm

ſagen, daß ich hier Schutz geſucht hätte gegen meine Feinde, und als ich es ausſprechen wollte, ſchien es mir unmöglich, die Worte zu wiederholen, welche ich gerade jetzt von ihm, dem Geiſteskranken, gehört hatte. Wer bürgte mir dafür, daß ich mir dieſe Verfolgung nicht erträumte, wie er, daß ich nicht eben ſo elend ſei als dieſer Unglückſelige.«

»Nur Emanuel konnte mich retten! Ich ſprang von der Bank empor, auf der ich hingeſunken war, ließ den Arm des Mannes fahren und rannte dem Hauſe zu, um von des Doctors Lippen Erlöſung oder Verdammniß zu erhalten. Da hörte ich den Andern im ruhigſten Tone die Worte ſprechen: »Wärter geben Sie ihm nach, der Menſch bekommt ſeinen Anfall!« — und als der Wärter herantrat, als er mich packte, mich fortzuführen, da ſchwanden meine Sinne.«

Vernon ſchwieg, die beiden Frauen ſchauderten, er ſelbſt ſchien von der Erinnerung erſchüt-

tert zu ſein. Aber es währte nur eine flüchtige Minute, dann ſagte er: »Als ich erwachte, ſtand der Doctor an meinem Lager. Ich konnte mich auf nichts beſinnen, ich fragte, wo ich ſei? weshalb nicht mehr in meinen Zimmern in der Rue St. Honoré? Man gab mir ausweichende Antworten, beruhigte mich, ich verſank abermals in Schlaf, und als ich endlich mich zu erholen begann, erfuhr ich, daß ich zwei Monate an einem Nervenfieber faſt hoffnungslos darnieder gelegen hätte. Meine Geneſung ging dann ſchnell von Statten. Es war noch ſommerlich warm, als ich das Irrenhaus verließ, um mit einem fremden Paſſe nach England zu gehen; aber es hat Monate gedauert, ehe ich an dieſe Epiſode meines Lebens ohne heftiges Grauen zurückzudenken vermochte. Jetzt, nachdem faſt anderthalb Jahre darüber hingegangen ſind, bleibt das Erlebniß mir als pſychologiſche Erfahrung intereſſant. Ich hatte immer für einen ganz phantaſieloſen Men-

ſchen gegolten und auch in der That niemals mit der Reizbarkeit meiner Phantaſie zu kämpfen gehabt. Der Verſtand hatte immer in mir vorgeherrſcht, ich war unfähig geweſen, das Geringſte zu erfinden, ſelbſt mein Schlaf hatte nie Träume erzeugt, oder doch nur ſo ſchattenhaft, daß ich mich ihrer am Morgen nicht zu entſinnen im Stande geweſen war. Wie konnten zwei Tage den Organismus eines Menſchen ſo umgeſtalten, daß die Phantaſie allein thätig, und dem Verſtande, dem Urtheil jede Herrſchaft über dieſelbe vollkommen entzogen werden konnte? Es iſt mir ein ewiges Räthſel geblieben, für das im Grunde die allgemeine Aufregung durch den Kampf keine vollſtändige Löſung dar zu bieten vermag.«

»Und hat Ihre Phantaſie ſeit jenen Tagen überhaupt eine größere Thätigkeit behalten?« fragte Lothar.

»Anfangs ſchien es mir ſo,« antwortete Vernon, »aber dieſe Reizbarkeit der Phantaſie iſt

mir so unheilvoll gewesen, daß ich ihrer mit aller meiner Willenskraft Meister zu werden suchte und es auch geworden bin. Indeß habe ich doch aus jenen Erfahrungen die Lehre gezogen, daß wir Alle im Grunde die Ausdehnung unserer Kräfte selten kennen. Wir wissen es häufig nicht, welche Anlagen in unserer Natur verborgen liegen, weil die Gelegenheit sie nicht erweckt.«

»Das mag wohl sein, lieber Vernon!« entgegnete der Commerzienrath, »aber wir lernen ander Seits auch immer noch nicht genug an die Macht unseres Willens glauben. Der Glaube an unsere eigene Göttlichkeit wird uns nicht früh genug eingeprägt, sondern vielmehr grundsätzlich in uns zerstört durch die Lehre von dem Gott in der Schöpfung, der uns beherrscht und von dem man uns abhängig schildert in unserm Thun und Wollen.«

»Das ist Beides richtig,« sagte Alwyn. »Wir kennen überhaupt die Kräfte der Natur noch nicht.

Und wie Vernon mit Recht behauptet, daß der Menſch aus Mangel an Gelegenheit ſich ſeiner eigenen Anlagen nicht bewußt werde, ſo bin ich auch überzeugt, daß er noch eben ſo wenig die Naturkräfte kennt, die für ihn arbeiten würden, wie der Dampf in den Maſchinen, das Licht im Daguerreotyp und die elektriſche Kraft bei den Telegraphen, wenn er die Einſicht und den Willen hätte, ſie zu nutzen.«

»Laſſen Sie mich,« fiel ihm Conſtanze in das Wort, »hier eine Frage einſchalten, welche Herrn Vernon's Behauptung in mir anregte, lieber Alwyn! Sie ſcheinen Beide anzunehmen, daß die Anlagen und Fähigkeiten in uns nicht ſtark genug ſind, ſich ſelbſt Bahn zu brechen durch Hinderniſſe, ſich ſelbſt aus eigener Kraft zu entwickeln. Was wird dann aber aus dem ſeit Jahrhunderten behaupteten Satze, daß Raphael auch ohne Hände ein großer Maler geweſen wäre?«

»Das, was er immer gewesen ist, einer jener hohlen Gemeinplätze, welche die Gedankenlosigkeit und der Autoritätenglaube der meisten Menschen mit Freuden ergreifen, um im vorkommenden Falle, wenn ihnen ein Gedanke fehlt, eine Phrase zur Hand zu haben. Ist in einem Menschen die schöpferische Kraft so ungewöhnlich groß als in Raphael, so wird sie sich unter allen Bedingungen offenbaren. Auf welche Weise es aber geschieht, das dürfte nach meinen Erfahrungen von den äußern Umständen seines Lebens abhängig sein. Es ist denkbar, daß Raphael unter einem grauen Himmel, in einem Lande, das ihm weniger Formenschönheit, weniger Farbenpracht geboten hätte als Italien, ein Dichter geworden wäre; ich kann mir Verhältnisse vorstellen, die ihn zum Bildhauer gemacht haben könnten. Er würde dann vielleicht nicht die Stufe der Vollendung erreicht haben, welche er jetzt einnimmt, aber er würde unter veränderten

Lebensbedingungen eher ein großer Dichter oder Bildhauer, als ohne Hände ein Maler geworden sein.«

»Wenn man überhaupt weiß,« nahm Ernesto das Wort, »wie viel ernstes, mühevolles Studium jede Kunst verlangt, wie sauer das Technische erlernt werden muß, und wie viel tüchtige Arbeit dazu nöthig ist, ehe ein Kunstwerk das Ansehen gewinnt, als sei es mühlos in der Stunde geistiger Erzeugung aus der Seele des Künstlers hervorgegangen, so würde man anfangen, die Worte »Genie und genial«, welche auch zu Gemeinplätzen herabgesunken sind, gründlicher zu erwägen und in anderer Weise zu benutzen als bisher. Haben Sie jemals die Handzeichnungen der großen Meister gesehen, die Skizzen Raphaels, Michel Angelos und Anderer, von denen das Louvre eine so unschätzbare Sammlung bewahrt?«

»Gewiß!« rief Alwyn, »und es hat mich oft

gerührt, die zahlreichen Versuche zu betrachten, welche dem Gelingen vorhergegangen sind. Sieht der Beschauer das vollendete Gemälde vor sich, entzückt ihn irgend eine schöne Statue, so denkt er nicht mehr, wie oft diese schwungvoll fliegende Gestalt gezeichnet, wie mühvoll jede ihrer möglichen Bewegungen berechnet, oder wie häufig von dem Bildhauer der Thon verzweifelnd zusammengedrückt worden sein mag, ehe er sich selbst nur annähernd genug zu thun vermochte. Und geht es dem Dichter denn anders? Ich wollte unsern jungen Talenten, welche den Vers und die Sprache mit vornehmer Leichtigkeit behandeln, oft gern das Manuscript eines kleinen Liedes von Heinrich Heine zeigen, welches ich selbst besitze. Es scheint wie eine Kinderlaune übermüthig hingeworfen und so einfach zu sein, als ob Jeder es nur gleich eben so machen könnte. Aber in diesem kleinen Gedichte ist kaum ein Wort, das nicht oftmals geändert ist, und diese

Aenderungen sind so fein, so tief erwogen, so unablässig zum Bessern fortschreitend, so unermüdlich im Suchen nach dem Bestem, daß der Gedanken an dieses kleine Blatt mich oft ermuthigt hat, wenn ich aus Trägheit oder Selbstgenügsamkeit es einmal nicht so ernsthaft nehmen und mir die Arbeit leichter machen wollte. Der unglückliche Glaube an die plötzlichem Eingebungen, an mühlose Schöpfungen des Genius ist es, der der wirklichen Kunst so vielfach Abbruch thut, und die klägliche Halbheit des Dilettantismus so zuvorkommend begünstigt.«

»Aber,« bemerkte Anna, »wenn Sie so große und so ernste Anforderungen an dem Menschen machen, der eine Kunst ausübt, so brechen Sie damit in gewissem Sinne den Staab über alle diejenigen, welche, ohne selbstschöpferisch zu sein, Gefühl für das Schöne und Freude an der Kunst haben. Damit würden Sie die Grenzen beschränken, in denen die Kunst geübt und in denen

ſie als veredlendes Element wirkſam und wohlthätig werden kann.«

»Das iſt nur theilweiſe wahr, liebe Anna! Sie werden mir zugeſtehen, daß man von einem Menſchen, der gern eine Opernmelodie ſingen hört oder eine hübſche Lithographie an ſeinen Zimmerwänden leiden mag, nicht ſagen könne, er habe ein künſtleriſches Intereſſe, er beſchäftige ſich mit der Kunſt. Die Kunſt wirkt mit ihrer göttlichen Kraft allerdings auch auf ihn, ſie gefällt ihm, wie das Flimmern der Sternen dem Kinde gefällt, wenn es, ohne zu wiſſen was es ſieht, ſeine Sinne von dem Himmelslichte angenehm berührt fühlt und ihm die Händchen entgegenbreitet. Es verkündet die Pracht der Geſtirne, daß ſie ſelbſt das bewußtloſe Kind erfreuen, es zeugt für die Gewalt des Schönen, daß es Jeden freundlich feſſelt, und es giebt Bildungsgrade, von denen man nicht mehr verlangt, als daß ſie ſich die Empfänglichkeit für

dieſe Freude bewahren. Wer aber dem Weſen irgend einer Kunſt näher tritt, der muß ſich ihr mit voller Seele hingeben und mit jenem ſittlichen Ernſt, welchen der edlere Menſch eigentlich in alle Lebensverhältniſſe übertragen ſoll.«

»Sie pflegten oft zu behaupten,« meinte der Commerzienrath, »daß es dem Menſchen auch mit dem Frohſinn, mit dem Scherze Ernſt ſein müſſe, wenn man ſelbſt Freude daran haben und Anderen Freude damit machen wolle.«

»Zuverläſſig! Die Halbheit alles Empfindens iſt gerade eines der ſchlimmen Zeichen unſerer Civiliſation, ein Zeichen jener Ueberſättigung in früher Jugend, deren nächſte Folge Stumpfheit iſt in den Lebensaltern, welche die vollſte Kraft der Leidenſchaft in ſich entwickeln ſollten.«

»Das iſt es auch geweſen,« ſagte Lothar, »was George Sand und nach und mit ihr die Dichter aller andern Nationen darauf gebracht hat, ihre Helden und Heldinnen in den Volksſchichten

zu ſuchen, in denen Erziehung, Uebereinkommen und Genuß noch nicht die urſprüngliche Empfänglichkeit gebrochen, der Leidenſchaft noch ihre ganze Kraft gelaſſen haben. Man hat dieſe Vorliebe für die Urſprünglichkeit übertrieben, aber unleugbar bleibt es, daß ſich bei den Männern und Frauen jener Stände häufig eine Friſche und Einfachheit des Gefühles findet, die wir unter uns nur zu oft vergebens ſuchen. Die Erzählung, von der ich Ihnen neulich ſprach, ſchlägt in dies Capitel, und wenn es Ihnen recht iſt, will ich Sie an einem der nächſten Tage damit zu unterhalten verſuchen.«

Man dankte Lothar für ſeine Bereitwilligkeit, indeß war faſt eine Woche vergangen, ohne daß es möglich geweſen wäre, ihn an die Erfüllung ſeines Verſprechens zu erinnern. Die Weinleſe hatte kleinere und größere Ausflüge veranlaßt, und die kürzer und kühler werdenden Tage mahnten daran, baldigſt die Punkte des

Rheines zu besuchen, welche man vor dem Verlassen der Gegend zu sehen wünschte. Rolandseck, Nonnenwerth, die Wolkenburg, der Nonnenstromberg waren das Ziel verschiedener Wanderungen gewesen, und immer wieder war man dazwischen zum Drachenfels zurückgekehrt, der, leicht erreichbar von Bonn, eine der schönsten Aussichten des Rheinufers darbietet.

An einem Nachmittage, als man sich auf dem Plateau des Drachenfels befand, hatte man eigentlich planlos von dort aus die nahegelegenen Höhen und Thäler durchstreifen und sich dabei dem Reiz zufälliger Entdeckungen überlassen wollen. Indeß Signor Ernesto schien ermüdet zu sein, und der Commerzienrath bemerkte, er für seine Person habe nie Etwas davon gehalten, nach neuen Freuden suchen zu gehen, wenn man bereits vorhandene Schönheit in ruhigem Besitz genießen könne.

„Ich werde vielleicht mit dieser Ruheliebe,“

ſagte er, »Ihnen recht alt vorkommen. Die Frauen, welche den Wechſel gern haben, werden mich für einen proſaiſchen Menſchen halten, wenn ich es verſchmähe, mich durch ungeahnte Herrlichkeiten überraſchen zu laſſen, aber ich bin eben älter als Sie Alle, ich bin ein Freund der Behaglichkeit und habe heute nicht nur die meine, ſondern auch die des trefflichen Signor Erneſto zu vertreten. Was kann uns im Hinabſteigen, im Durchſtreifen der Gegend Schöneres geboten werden, als das, was wir hier beſitzen? Sehen Sie, wie mild und klar das Licht ſich über Königswinter und Rhöndorf hinbreitet, wie das liebliche Honneff, an der Südſeite des Höhenzuges, friedlich im warmen Sonnenſcheine ruht, der die ſaubern und ſtattlichen Häuſer vergoldet, und wie ſanft die Waſſer des Rheines fluthen. Große, erhabene Eindrücke bietet dieſe Gegend nirgend, und mehr Ruhe, mehr Lieblichkeit als hier, wird auf keinem Punkte zu finden ſein.

So laſſen Sie uns den Spaß behalten, den wir haben, und nicht mühſam nach einem andern ſuchen, der möglicher Weiſe auf dem Dache zu finden ſein könnte. Laſſen Sie uns den Sonnenuntergang hier erwarten, und —.

»Und Lothar uns ſeine Geſchichte erzählen!« unterbrach ihn Anna.

»Das gerade hatte ich auch gedacht! Wollen Sie es thun, lieber Lothar?« fragte der Commerzienrath.

»Von Herzen gern! Sie müſſen mir aber dazu wieder nach Paris folgen, wenn ſchon in andere und weniger tragiſche Bereiche, als jene nach denen Vernon ſie geführt hat, und die Damen müſſen es ſich gefallen laſſen,

Eine Griſette

als die Heldin der Erzählung anzunehmen, denn nur eine kleine Näherin iſt Antoinette geweſen.«

»Es mag jetzt zehn Jahre her sein, daß eine mir befreundete bürgerliche Familie aus dem nördlichen Frankreich ihren einzigen Sohn nach Paris sendete, um dort die Rechtswissenschaft zu studiren. Seit mehreren Generationen hatten die Männer derselben dem Staatsdienste angehört und, ohne daß sie Vermögen besaßen, eine ansehnliche Stellung in ihrer Provinz eingenommen. Der Ruf großer Rechtlichkeit und strenger Sitten hatte sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Keine Adelsfamilie hielt ängstlicher auf die Reinheit ihres Wappens, als die Familie Darville auf ihren unbescholtenen Namen. Camille ward in den Begriffen höchster Ehrbarkeit erzogen. Seine Eltern, seine beiden Schwestern rühmten mit Stolz die Sittlichkeit des Bruders, und da es gelungen war, seine ganze Jugend nach jener Richtschnur zu leiten, welche in der Familie den alleinigen Maßstab für gut und böse bildete, hatte man sich der festen Zuversicht überlassen,

daß er auch künftig niemals von diesen Grundsätzen abweichen, daß Camille nach beendeten Studien in seine Vaterstadt zurückkehren werde, um dort dasselbe bürgerlich ehrbare Leben zu führen und den Namen der Darville in gleicher Würdigkeit fortzupflanzen als seine Vorfahren.«

»Mit einigen Empfehlungen an sogenannte einflußreiche Personen und mit einem Wechsel versehen, der ihm ein schickliches Auskommen möglich machte, hatte der Sohn das Vaterhaus verlassen, voll von Liebe für dasselbe und von dem Vorsatze beseelt, seiner Familie in jeder Weise Ehre zu machen. Die ersten Nachrichten, welche man von ihm erhielt, lauteten sehr befriedigend, sei es, daß er selbst sie gab, oder daß die Personen über ihn schrieben, an die er empfohlen worden war. Indeß nach etwa sechs Monaten wurden seine Briefe spärlicher. Die Sendung der Tagebücher, zu deren Führung er gewöhnt worden, hörte auf, und die Freunde der

Familie wußten nichts Anderes mehr von ihm zu berichten, als daß er selten und nur noch in flüchtigen Besuchen bei ihnen erscheine.«

»Mutter und Schwestern fanden das beunruhigend, der Vater aber nannte es natürlich. Er sprach von der wachsenden Arbeit des Studirens, die mit jedem Semester sich vergrößere, entschuldigte den Sohn mit dem Einfluß der Zerstreuungen, denen auch der ernste Jüngling sich nicht zu entziehen vermöge, und war so unbesorgt über Camilles Verhalten, daß die Bangigkeit der Frauen vor dieser Sicherheit verschwand. Nur dann und wann wagte eine der Schwestern noch andeutend die Ermahnung auszusprechen; Camille möge sich fern halten von den Fallstricken der Residenz, er möge sein Herz rein bewahren und ihnen seine Liebe ungetheilt zurückbringen.«

»Die Erfüllung dieser letzten Bitte war indessen für Camille bald zu einer Unmöglichkeit

geworden, der mit aller zärtlichen Hingebung eines in der Liebe neuen Jünglings für eine kleine Bretagnerin entbrannt war, welche über ihm in einer Manſarde lebte, oder vielmehr gelebt hatte. Denn als die Beſorgniſſe der Familie rege zu werden begannen, hatte ſie die Manſarde bereits verlaſſen. Das junge Paar wohnte zuſammen, und eine jener improviſirten Haushaltungen des Quartier Latin war ſeit mehreren Wochen für daſſelbe eingerichtet worden.«

»Wie Camille ſeine Antoinette kennen gelernt, wie er ſie geliebt und gewonnen, thut hier Nichts zur Sache. Es waren Vorgänge, die ſich alltäglich wiederholen. Uns genügt es zu wiſſen, daß Antoinette am Tage ihres Bekanntwerdens mit Camille eben ſo fremd in Paris und eben ſo ſchuldlos geweſen, als ihr Geliebter. Der Tod ihrer Mutter hatte das Mädchen zur Waiſe gemacht. Arm und einſam hatte Antoinette ſich mit der Bitte um Schutz und Rath an eine

Couſine gewendet, die, aus demſelben Städtchen nach Paris gegangen war, und dort ſo weit man hörte, ein gutes Unterkommen gefunden hatte. Gutmüthig, wie die unverdorbene Armuth es zu ſein pflegte, war Delphine ſogleich bereit geweſen, ſich Antoinettens anzunehmen. Delphine wohnte mit einem Doctor der Medicin im Quartier Latin, dort richtete ſie Antoinette ein, wie ſie ſelbſt eingerichtet geweſen, als ſie nach Paris gekommen war. Sie ſchaffte ihr Arbeit aus einem der großen Leinwandmagazine, borgte ihr einen Shawl und ein Häubchen, wenn es zum Tanz ins Freie ging, und freute ſich von ganzem Herzen, als auch Antoinette bald einen Galan gefunden und einen eigenen kleinen Haushalt für ſich gegründet hatte. Die beiden Landsmänninnen wohnten nicht fern von einander mit ihren Männern, wie die Griſetten dem ganzen Kirchen- und Staatsrechte zum Trotze, ihre Gefährten nennen. Der junge Mediciner und

der noch jüngere Student der Rechtswiſſenſchaft waren Freunde, die beiden Wirthſchaften wurden heiter beſorgt, und es mochte nicht leicht glücklichere Menſchen geben, als dieſe vier Bewohner des Studentenviertels.«

»Indeß Antoinettens Glück war nicht von langer Dauer; denn kaum war der erſte Rauſch des Entzückens für Camille entflohen, als ſein Frohſinn ſich zu trüben, ſeine Stirn ſich oft mit düſtern Wolken zu umziehen begann. Vergebens bot Antoinette die liebevolle Anmuth ihres kindlichen Weſens auf, vergebens ſang ſie mit ihrer vogelklaren Stimme die heiterſten Lieder Berangers, die ſie in der Chaumiere und an den übrigen Orten gelernt hatte, welche die Studenten und jungen Künſtler mit ihren Freundinnen zu beſuchen pflegen; eine dauernde Zufriedenheit ſchien nicht mehr in die Seele ihres Geliebten zurückkehren zu wollen. Seine Genoſſen verſpotteten ihn deshalb. Die Einen nannten ihn einen Cato,

die Andern einen Grillenfänger, dem seine unnütze Beschäftigung mit der träumerischen deutschen Philosophie die rechte französische Lebenslust zerstöre, und der es nicht verdiene, eine so reizende Maitresse zu haben. Gewiß aber war es, daß Antoinette sich darüber härmte und jene Mißstimmungen beklagte, deren Ursache sie nicht begreifen konnte.«

»Wie sollte sie das auch begreifen? sie, die es nicht wissen konnte, welch widerstreitende Gefühle die Seele ihres Freundes marterten. Camille war kein strenggläubiger Christ, sein Verhältniß zu Antoinette würde ihm von Seiten der Religion keine Gewissensbisse verursacht haben, er fürchtete sich aber mehr als vor der Strafe des Himmels, vor dem Urtheile der Welt. Erzogen in dem steten Hinblick auf die öffentliche Meinung, gewöhnt es als die Auszeichnung seiner Familie zu betrachten, daß sie derselben niemals die geringste Blöße gegeben habe, und

überall bereit, sich den bestehenden Formen unterzuordnen, um nicht gegen sie anzustoßen, hatte er sich in Paris der Lebensweise seiner Cameraden eben so schnell gefügt, als er sich einst in die klösterliche Zucht des Collegiums ergeben, in welchem er die Vorstudien für die Universität gemacht hatte. Beides war nicht ohne Selbstüberwindung für ihn möglich gewesen. Der klösterliche Zwang des Collegiums hatte in grellem Widerspruche zu seinem jugendlichen Empfinden gestanden: das fröhliche Zigeunerleben des Quartiers Latin scharf gegen alle seine Gewohnheiten, gegen alle seine bisherigen Lebensverhältnisse abgestochen. Aber wie er sich gescheut haben würde, die Gesetze des Collegiums zu übertreten und sich eine Rüge der Vorgesetzten zuzuziehen, eben so sehr fehlte ihm der Muth, sich von den Lustbarkeiten seiner Cameraden auszuschließen, ihnen als ein Duckmäuser, ein Philister zu erscheinen. Dreimal am Tage zu beten war ihm auf der Schule

oft langweilig geworden, er hatte dieſe geiſttödtenden Andachtsübungen häufig genug verwünſcht; aber nicht viel minder häufig flogen ſeine Gedanken zurück in die ſtille, ſaubere Heimath ſeiner Eltern, wenn man in der Wohnung eines Studenten, unter Tabackswolken, bei Wein und Karten die Nacht in Tag verwandelte. Mitten in der tollen Ausgelaſſenheit der Bälle und Feſte vor den Thoren überfiel ihn die Erinnerung an ſeine Schweſtern und deren harmloſe Familientänze mit beſchämender Empfindung.«

»Er hätte jedoch nicht jung ſein müſſen, ſollten die Einflüſſe, denen er ſich anfangs faſt widerwillig überließ, nicht Gewalt über ihn gewinnen. Er wäre kein Menſch geweſen, hätten die Frauen ſeiner Umgebung nicht ihren Zauber auf ihn zu üben begonnen. In der Atmoſphäre ſeiner Heimath würde die Tochter einer befreundeten Familie der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht

geworden ſein. Er würde ſich ihr unter dem ſchützenden Zwange jener Verhältniſſe langſam genähert haben. Ein zögerndes Schmachten, ein endliches Liebesgeſtändniß, ein mehrjähriger Brautſtand bis zu der einſtigen Anſtellung des Bräutigams und eine ruhige Heirath, wären in Frankreich wie in Deutſchland die Folge davon geweſen: denn die Verhältniſſe der franzöſiſchen Mittelſtände in den Provinzialſtädten gleichen den deutſchen viel mehr, als man es glauben ſollte. Eine ſolche Liebe, eine ſolche mühevoll errungene Ehe hätten den Anſichten und den Empfindungen des jungen Mannes entſprochen. Aber was wußte man von Sehnſucht, von entſagungsvollem Harren, von glaubensvollem Hoffen in der Welt, in der Camille jetzt lebte? In einer Welt, deren Anfang und Ende ein Zeitraum von wenig Jahren umfaßt: in einer Welt in der die Gegenwart zu genießen das einzige Geſetz und die einzige Weisheit ſind. Die Griſette

kennt keine Vergangenheit, keine Zukunft. Alle Erinnerungen an das ſtille Dorf, welches das ſchuldloſe Mädchen verlaſſen, alle Gedanken an die Tage der Einſamkeit und Noth, welche der Trennung von dem Geliebten folgen müſſen, wenn ſeine Studien einſt beendet ſind, verſchwinden in ihr vor der Macht des Augenblickes. Sie iſt glücklich! das iſt Alles, was ſie fühlt. Wodurch ſie es iſt, ob Andere ſie dafür halten, ob ſie es bleiben wird? — wie ſollte ſie darnach fragen, während ſie das Glück empfindet? Wie könnte anderſeits ein Jüngling dem Zauber lange widerſtehen, ein ſolch erſehntes Mädchen ſchnell zu gewinnen, wie ſich dem Zauber leicht entziehen, ein zärtliches Weib ſo glücklich zu ſehen, ſo glücklich zu machen, als die Griſette es iſt, ſo lange ihr Freund ſie nicht verläßt.«

»Und wie leicht ſind die Wünſche dieſer einfachen Geſchöpfe zu befriedigen! Eine kleine Wohnung, ein Topf am Feuer, ein ſchlichtes

Kleid und ein Tanz am Abend nach der Mühe und Arbeit des Tages, der die Grisette sich niemals entzieht: das ist es, was sie verlangen, das war Alles, was Antoinette bedurfte, um keine Königin zu beneiden, wenn Camille sich zufrieden, wenn er sich theilnehmend an ihrem Glücke zeigte. Aber Camille bedurfte mehr. Er bedurfte der Zustimmung Anderer. Ihr Urtheil gab ihm den Maßstab für sein Handeln, für sich selbst. Immer nach dem Guten strebend und von dem redlichsten Willen beseelt, das Rechte zu thun, konnte man dennoch in keinem Falle mit Sicherheit berechnen, was er thun würde, weil er nicht sich und seinen Ueberzeugungen, sondern wo möglich allen Menschen genügen wollte, die näher oder ferner mit ihm in Berührung standen.«

»Er liebte Antoinette, er fühlte sich glücklich durch ihren Besitz innerhalb der Kreise, in der man ihn um sie beneidete und in der kein Tadel

dafür ihn treffen konnte. Er schämte sich ihrer und seines Glückes, sobald er sich in Sphären bewegte, in denen man das Dasein solcher Verhältnisse ignorirte, oder von denselben wie von Gespenstern sprach, an die man nicht zu glauben vorgiebt, obschon man sich von unheimlichen Schauern bei ihrer Nennung ergriffen fühlt. Bei der Heimkehr in seine Wohnung von Antoinette mit Küssen und Zärtlichkeiten empfangen zu werden, der Hochaufhorchenden von seinen Erfolgen in der Gesellschaft zu erzählen, die ihr verschlossen blieb, sie in nie endender Hingebung bewundernd zu sich emporblicken zu sehen, war ihm ein immer neuer Genuß des Herzens und der Eitelkeit. Das Mädchen spazieren zu führen, mit ihr an Orten zu erscheinen, in denen Personen seiner Bekanntschaft ihn sehen konnten, sich sorglos gleich den übrigen Studenten hinwegzusetzen über jedes bürgerliche Gesetz, blieb ihm eine sich stets wiederholende Marter. Erfinderisch in Hindernissen,

wußte er tausend Gründe zu entdecken, welche seine Theilnahme an den öffentlichen Lustbarkeiten unmöglich machten, und keine Bewohnerin des Quartier Latin verließ die Grenze desselben seltener als die kleine Antoinette.«

»Darüber zu klagen fiel ihr niemals ein. Sie war in ihrer Heimath eines gleichförmigen Lebens gewöhnt gewesen, sie hatte ihren Camille, ihren Haushalt, ihre Vögel und ein paar Blumenstöcke auf dem Fensterbrette, das war mehr Glück, als sie bedurfte. Etwas zu verlangen, was der Geliebte nicht gern, nicht frei gewährt, liegt außer der Natur der wahren weiblichen Liebe, und Antoinette liebte ihren Camille. Wenn Alles hinauszog zu den elisäischen Feldern, wenn Alles sich schmückte zum Tanze für den Abend, und Antoinette in ihrem braunen Wollkleide, das schwarze Spitzentuch um den zierlichen Kopf geknüpft, zum Fenster hinaussehend ihrem Freunde erzählte, wer von den Nachbaren und Nach-

darinnen jetzt das Haus verlasse, fühlte Camille sich beschämt, daß er dem Mädchen so wenig Freude bereite. Wenn er sie dennoch immer fröhlich, immer sich dienstbar sah, stieg ihr Werth in seinen Augen, und es schien ihm, als liebe er sie zu sehr, um sie der Berührung mit jener wilden Lust aussetzen zu können, der die Andern sich täglich überließen. In solchen Stunden sprach er ihr von seiner Jugend, von der edeln Umgebung, in der er aufgewachsen, von Eltern und Geschwistern, von Planen für die Zukunft — von einer Zukunft, in welche er ihr Bild nicht mit verwebte.«

»Allmälig gewöhnte sich Antoinette daran, in Paris fast noch einsamer als im Hause ihrer Mutter zu leben. Camille fing wieder an, die ihm befreundeten Familien zu besuchen, und bald war die Schilderung seiner Lebensgenüsse die einzige Zerstreuung, welche er ihr bot. Aber auch damit war für ihres Freundes Zufriedenheit

nicht viel gewonnen. Kaum darüber beruhigt, der Welt durch sein Erscheinen mit der Grisette keinen Anstoß mehr zu geben, ergriff ihn der quälende Gedanke, daß er Antoinette an sich gekettet habe, die er doch fest entschlossen war einst zu verlassen. Er machte sich sein Verhalten gegen sie zum bittern Vorwurf, er nannte sich ihren Verführer, er sagte sich das Härteste, bis das Bewußtsein dieser Schuld ihm zu drückend und der Gedanke sich schon jetzt aus Rechtsgefühl von der Geliebten zu trennen, ihm unerträglich schien. Dann wurde er, wie er sein eigener Ankläger gewesen, schnell wieder sein Vertheidiger und Tröster. Er bewies sich, daß Antoinette in seinem Umgange, durch seine Liebe sich veredelt habe, daß er sie bewahre vor der Zügellosigkeit, deren Opfer so viele Mädchen ihres Standes werden, ja er konnte sie glücklich preisen um ihr Loos, und sich zuletzt im Lichte ihres Wohlthäters erscheinen. Nach solchen Betrachtungen liebte er

sie mit jener genußreichen, selbstsüchtigen Liebe, welche der Eitle für sein Werk, für sein Geschöpf empfindet. Alles einfach Wahre, Treue, Schöne in der Natur des Mädchens war dann sein eigenes Verdienst. Er dachte daran sie zu bilden, sie zu unterrichten, aber er that es nicht. Wie sollte er es auch? War es doch Antoinettens Emporsehen zu ihm, das ihn beglückte, und konnte er sich doch sagen, daß er der Neigung, ihr Lehrer zu werden, nur deshalb nicht nachgebe, um nicht die Sehnsucht nach einer Lebensrichtung in ihr rege zu machen, für die sie nicht geboren war.«

»So schwanden Jahre dahin. Camilles Studien näherten sich ihrem Ende, Antoinette arbeitete nach wie vor, und besorgte dabei die Wirthschaft ihres Freundes, dessen Angelegenheiten sich vortrefflich befanden unter der Aufsicht des haushälterischen Kindes. Da berief ihn plötzlich die Nachricht von dem Erkranken seines Vaters nach

der Heimath zurück. In wenig Stunden hatte er Paris verlassen, ohne die Dauer seiner Abwesenheit bestimmen zu können.«

»Mit welcher Sehnsucht Antoinette ihn erwartete, wie streng sie es vermied, ohne ihn zur Promenade oder zum Tanze zu gehen, wie sie die Einladungen seiner besten Freunde, an ihren Lustbarkeiten Theil zu nehmen, von sich wies, das ganz zu würdigen, muß man die angeborne Lebenslust der Französinnen, die Vergnügungslust der jungen Grisetten kennen, deren hübscher Fuß im zierlichen Stiefel hüpft, wenn aus weiter Ferne der Ton einer Galopade an ihr Ohr klingt. Es war im Sommer. Die engen Straßen der Stadt sind traurig in dieser Jahreszeit. Alle Welt eilte vor das Thor hinaus, nur Antoinette blieb einsam in ihrem Stübchen. Wenn die letzten Sonnenstrahlen schräg in ihr Fenster fielen, oder in Regenbogenfarben blendend aus den Scheiben der gegenüberliegenden

Häuser wiederglänzten, dann drückte sie wohl manchmal die heißen Wangen in die frischen duftenden Bohnenblüthen und in die Rosenstöcke vor ihrem Fenster, und manch sehnsüchtiger Seufzer flog hinaus nach den grünen Rasenplätzen, auf denen ihre Gefährten jetzt tanzten. Aber der Gedanke an Camille und an ihr gegebenes Wort, die Hoffnung, ihn bald und mit gutem Gewissen wiedersehen zu können, überwogen jede Versuchung, und wenn der Morgen kam, sang sie mit ihren Vögeln vor Freude um die Wette, daß nun wieder ein Tag seiner Abwesenheit vergangen sei.«

»So verstrich der Sommer. Mit dem Beginn des Wintersemesters kehrte Camille in seine Wohnung zurück. Jubelnd eilte Antoinette ihm entgegen, ihr Jubel verstummte bei dem Anblick des Geliebten. Es war nicht allein die schwarze Trauerkleidung, die ihn so bleich aussehen machte, er war magerer geworden, die bleiche

Stirn schien sorgenvoll bedrückt, und nur zu bald erfuhr Antoinette die Ursache seines Kummers. Sein Vater war in beschränkten Verhältnissen gestorben. Camille konnte nur noch auf die Hälfte seiner bisherigen Einnahmen und auch auf diese nur für das nächste Halbjahr rechnen, an dessen Ende er das Examen machen mußte, um sobald als möglich die Stütze seiner Familie werden zu können.«

»Antoinettens Sparsamkeit und Fleiß kamen ihm jetzt mehr als je zu statten. Für jeden Mangel wußte sie eine Aushülfe, für jedes Bedürfniß einen Rath zu schaffen. Camille war nicht empfänglich für ihr Thun. Mit seinen Arbeiten beschäftigt, in Anspruch genommen von einem zeitraubenden Geschäftsbriefwechsel in den Angelegenheiten seiner Familie, fand er nur in der Hoffnung auf eine sorgenfreiere Zukunft noch Erheiterung. Er sprach oft von derselben, von der nahen Rückkehr in seine Vaterstadt, und mit

Schrecken mußte das arme Mädchen es bemerken, daß sie und ihr Geschick darüber fast vergessen wurden. In den Entsagungen, in der Zurückgezogenheit, zu denen Camille sie gezwungen, in dem langen Verkehr mit ihm war ihre ursprüngliche Heiterkeit entschwunden. Sorge und Liebe hatten sie gereift, sie hatte sich unauflöslich dem Geliebten eigen gefühlt, der Gedanke, er könne sie verlassen, war ihr seit lange fremd geworden. Von allen Seiten wegen ihres freudlosen Lebens beklagt, hatte sie sich stets damit getröstet, daß sie einst Camilles Frau und ein glücklicheres Loos ihr zu Theil werden würde. Nun stand sie eines Tages plötzlich schaudernd vor dem Elend des Aufgegebenwerdens, vor Camilles Erklärung, daß er sie unmöglich mit sich nehmen könne, wenn er in seine Heimath zurückkehren werde.«

»Außer sich vor Schmerz, strömte sie mit jener hinreißenden Kraft, welche dem großen

Leiden eignet, ihre Klagen, ihre Verzweiflung vor dem Geliebten aus. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen und bat ihn deshalb in den demüthigsten Worten um Verzeihung. Sie schüttete die Schale ihres Zornes über ihn aus und ergoß sich in die zärtlichsten Liebesversicherungen. Sie stieß ihn von sich, um ihn leidenschaftlich an sich zu ziehen, und als die Gewalt ihres Schmerzes sich erschöpft hatte, lag sie weinend in seinen Armen, in seinem Namen es beschwörend, daß er nicht daran gedacht habe, sie zu verstoßen, daß er sie nie und nimmermehr verlassen könne.«

»In diesem Augenblicke litt Camille kaum weniger als sie selbst. Es war im Grunde gegen seine Natur, gegen sein Gefühl, sich von Antoinette zu trennen. Er liebte sie, es beglückte ihn, so sehr geliebt zu werden, dennoch empfand er sowohl seine als Antoinettens Liebe als eine drückende Fessel, von der er frei zu werden wünschte. Eine Grisette zu seiner rechtmäßigen

Frau zu machen, sie einzuführen in die ehrbaren Verhältnisse, denen er entgegen ging, schien ihm so unmöglich, daß auch kein Gedanke daran in ihm emporstieg. Nur die Art und Weise, wie er sich befreien, wie er dies Bündniß lösen könnte, beschäftigte ihn, und weil er davon litt, fand er sich selbst unbewußt einen Trost darin, auch Antoinette leiden zu machen. In scharfen Zügen schilderte er ihr die Unehre, welche in der Welt, in der zu leben er bestimmt sei, auf ihrer bisherigen Verbindung ruhe. Er schilderte ihr die Kenntnisse, die Sitten, die Erziehung der Frauen seiner Familie und seiner Umgangsgenossen, er bewies ihr, welche Kluft sie davon trenne. Bald das Glück preisend, das sie ihm gewährt, bald ihr erklärend, wie unmöglich ein solches in der Zukunft für ihn sei, nannte er ihr die Opfer, die er ihr gebracht habe. Er sagte ihr, wie er um ihretwillen sich der Gesellschaft entzogen, wie er zum ersten Male um ihretwillen seine Familie

getäuscht, wie er nicht habe wahr sein können gegen seinen sterbenden Vater, der ihn, durch fremde Andeutungen von seinem Verhältniß zu Antoinette unterrichtet, um dasselbe befragt hatte. Er enthüllte ihr jede Fiber seines Wesens, die jemals durch sie gelitten. Er nannte sie dabei sein Glück, seine Liebe, und doch mußte ihr Herz zu der Empfindung kommen, daß er sie großmüthig täusche, daß er in seinem Innern die Stunde anklage, in der er sie zuerst gesehen habe, daß sie ein Hinderniß, ein Unglück gewesen sei in seinem Leben. Und so empfand Camille es wirklich. Aber wie er zu schwach gewesen war, Antoinetten ihre Freiheit wiederzugeben in einer Zeit, in der diese Trennung noch leichter gewesen wäre, so wollte er jetzt sich nicht anklagen vor der Unglücklichen, sondern beklagt werden von ihr. Er wollte ein Opfer fordern und selbst als Opfer gelten, er wollte leidend erscheinen, wo er leiden machte, und sich stützen lassen.

wo es seine Pflicht gewesen wäre, zu helfen und zu tragen. Er, der zu seinem Glücke die gute Meinung Anderer bedurfte, wollte die gute Meinung des Weibes nicht verlieren, das er zu verlassen entschlossen war.«

»Vor seinen Thränen, vor seinen Klagen verstummte Antoinette. Er wußte nicht, was er davon zu denken habe. Eine Furcht vor irgend einem entsetzlichen Entschlusse in ihrer Seele, stieg vor ihm empor. Er sah sie todt, denn wie konnte sie seinen Verlust ertragen? Er sah sie erstickt im Kohlendampfe oder als Leiche von den Wellen ans Ufer geworfen, und sein Leben auf ewig verdüstert durch die Erinnerung an sie und an ihr schreckenvolles Ende. Schwankend zwischen dem angstvollen Wunsche, sie vor Verzweiflung zu bewahren, und der Scheu, sie durch neue Hoffnungen zu täuschen, die er nicht zu erfüllen gedachte, versuchte er sie mit schmeichelnder Zärtlichkeit zu zerstreuen. Es gelang ihm.

die Starrheit ihres Wesens damit zu brechen, aber ihre Trauer blieb dieselbe. Sie konnte nicht vergessen, daß ihr Glück nur noch nach Tagen zähle, denn der Termin des Examens war bestimmt, die Trennung stand drohend vor der Thüre.«

»Treu in Erfüllung ihrer täglichen Obliegenheiten sah sie die Zeit vergehen. Mit stillen Thränen bügelte sie am Morgen des Examens die Wäsche, welche Camille an diesem Tage tragen sollte, und begann seine Angelegenheiten für die nahe Abreise zu ordnen. Es war ihr, als wandle sie in qualvollem Traume umher. Von Stunde zu Stunde glaubte sie seinen Tritt zu hören, die Worte seiner Freude zu vernehmen über die glücklich bestandene Prüfung, Worte der Freude, die ihr Todesurtheil in sich schlossen. Aber der Zeiger der Uhr schien stille zu stehen. Schon senkte die Frühlingssonne sich zur Ruh, der Dämmerung das kleine Zimmer überlassend,

als endlich ein Ton der kleinen heisern Thürglocke Antoinette emporspringen machte. Sie öffnete, Camille trat ein; sie wollte fragen, blickte zu ihm hinauf, in sein von Schmerz erstarrtes Antlitz, und die Frage verstummte auf ihren Lippen.«

»Lautlos, das Gesicht in den Händen verbergend, warf Camille sich auf einen Sessel nieder. Sein Examen war mißglückt. Er vermochte es nicht auszusprechen, aber Antoinette wußte es und lag schmeichelnd und tröstend zu seinen Füßen, als sie die schweren Thränentropfen sah, welche, von Scham und Zorn dem Auge des Geliebten erpreßt, durch seine Hände herniederfielen. Einen Augenblick freilich, aber nur einen Augenblick, war es wie helle Freude in Antoinettens Seele. »Er bleibt mir noch!« hätte sie aufjubeln mögen. Sie hätte auch ihn trösten mögen, mit der Aussicht auf dieses längere Beisammensein, aber sie glaubte nicht mehr, daß dies

ihn trösten könne, und wie sollte sie selbst sich freuen, da sie ihn leiden sah?«

»Endlich raffte Camille sich empor. Die Sorge, was er beginnen, wie er den Seinen diese unheilvolle Nachricht mittheilen solle, nahm ihn in Beschlag. Er schilderte Antoinetten die Empfindungen, welche dies Ereigniß in seiner Familie hervorrufen, das Aufsehen, welches es in seiner Vaterstadt erregen werde, und Antoinette vergaß es, daß sie diesen Verwandten, den Ansichten dieser Familie zum Opfer gebracht werden sollte, um aufzugehen im Mitgefühl für deren Schmerz. Erst später, erst nachdem die Wirkung seines Unfalls auf alle Personen seiner Bekanntschaft reiflich von Camille erwogen, und ihr muthmaßliches Urtheil vorausgesehen war, entstand in ihm der Gedanke an die Nothwendigkeit, sich einen Unterhalt zu schaffen, um ein neues Semester in Paris verweilen und sein Examen zum zweiten Male machen zu können.

Da erst wagte Antoinette mit der Erinnerung an sich, an ihre Thätigkeit hervorzutreten.-

»Sie bewies ihm, daß man ganz gut in die Mansarde ziehen könne, aus der er sie einst zu sich genommen hatte, sie erinnerte ihn, wie wohl es ihm darin gefallen, als er sie zum erstenmale dort gesehen. Daß es unmöglich sei, die Möbel der beiden Zimmer in das eine zu bringen, verstand sich ganz von selbst. Man mußte die Hälfte verkaufen und konnte den Erlös benutzen; im Sommer war ohnehin ein großer Theil des Hausraths überflüssig. Eine Stube zu besorgen forderte natürlich nicht so viel Zeit als ihre bisherige Wohnung, diese ersparte Zeit kam der Arbeit zu gute. Kurz Antoinette wußte alle Entbehrungen als so gering, die Aussichten auf Erwerb so leicht und sicher darzustellen, daß diese Seite seines Unglücks einen großen Theil der Schrecken für Camille verlor. Es schien sogar, als ob mit der Nothwendigkeit, nun selbst für

seinen Unterhalt zu sorgen, ein neues und günstiges Element sich in seinem Charakter entwickeln wollte.«

»Bei den Verbindungen, welche er in Paris besaß, gelang es ihm, einige Unterrichtsstunden zu erhalten. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die Zahl derselben zu vergrößern, hätte Antoinette ihn nicht gebeten, so wenig Zeit als möglich daran zu wenden, um volle Muße für die Studien zu behalten. Sie lebte nur für ihn. Ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet, ihm den Eindruck des Mangels fern zu halten, ihn nicht empfinden zu lassen, wie sehr sie sich mühe, dies zu erreichen. Kamen dann Stunden, in denen er sich dennoch bedrückt fühlte, so wußte sie ihn mit den Bildern jener bessern Zukunft zu erheitern, die er selbst ihr einmals ausgemalt hatte, und der sie nicht mehr angehören sollte.«

»Während so viel Liebe und Selbstverleugnung eine rührende Wirkung auf das Herz des

jungen Mannes übten, während Antoinette täglich in seiner Werthschätzung und Achtung stieg, brachten die Briefe aus der Heimath ihm fast immer nur Schmerz und Mißempfindungen. Man dachte wenig daran, ihn zu beruhigen über die Selbstanklagen, mit denen er sich belastet hatte, weniger noch, ihn zu trösten in dem gekränkten Ehrgefühle, das ihn im Rückblick auf die Seinen doppelt peinigte. Keine der Bemerkungen wurde ihm verschwiegen, welche auf seine Kosten gemacht worden waren. Mit jener Schonungslosigkeit, die in den Familienbeziehungen oft mit dem Namen pflichtmäßiger Wahrheitsliebe bezeichnet wird, sagte Jeder ihm unumwunden, wie tief und schwer er selbst von Camilles Schande getroffen sei, ohne zu denken, welch neue Bürde des Kummers man damit auf ihn wälze. An der mangelnden Zartheit seiner Familie lernte Camille ermessen, wie hart er gegen Antoinette gewesen, wie die Liebe dieses jungen Weibes über dem

Gefühle jener Familienliebe stehe, die gleich dem Golde, oft zur Hälfte mit dem Kupfer der Selbstsucht und des persönlichen Stolzes gemischt ist. Er zürnte den Seinen, aber so sehr war er gewöhnt, sich als ihr Eigenthum zu empfinden, daß er ihnen Recht gab gegen sich selbst. Er fühlte sich verpflichtet, ihnen eine glänzende Genugthuung zu bereiten, weil er die Erwartungen getäuscht, welche sie an den Sohn und Bruder zu machen sich berechtigt erklärt hatten, und all sein Streben wendete sich diesem Ziele zu.«

»Schon in der Stunde nach seinem Examen hatte er der Mutter geschrieben, daß er natürlich auf keine Unterstützung von ihr ferner Anspruch mache, ja er hatte es abgelehnt, eine Beihülfe anzunehmen, welche die Schwestern, aus ihrem Erbe ihm zu bieten unschwer im Stande waren. Es dünkte ihn unmöglich, ihnen ein Opfer aufzuerlegen, sie um seinetwillen einer Entbehrung Preis gegeben zu sehen, obschon er sich sagte, daß

er ihnen dafür einſt eine reichliche Zukunft bereiten werde; aber er fühlte nur ein geringes Bedauern, wenn Antoinette ſich in ihrem armen Daſein die letzte Erholung, den letzten Genuß verſagte, und er dachte doch nicht daran, ſie durch künftiges Wohlleben für alle dieſe Opfer zu entſchädigen.«

»Klagen wir deshalb Camille nicht ſchwerer an, als er's verdient. Sein Herz war nicht hart, es war nur zuſammengeſchnürt in den Banden der Vorurtheile, in welche eine auf Selbſtſucht berechnete Erziehung ihn geſchlagen hatte. Er erſchien ſich tugendhaft und groß, wenn er jedes menſchlich natürliche Empfinden zu Gunſten ſeiner Begriffe von bürgerlicher und von Familienehre in ſich ertödtete. Die Familie, Mutter und Schweſtern, hatten jeden Anſpruch an ſein Leben, ſie gehörten einander durch unauflösliche Bande des Blutes, ſie waren ſolidariſch gegen einander verpflichtet, Ehre und Schande waren ihnen gemein, denn der Staat

erkannte dieſe Verbindung als eine geſetzliche und heilige. Aber Antoinette, das Weib, das ihm eigen war mit Leib und Seele, das für ihn ſich opferte in jeder Stunde ſeines Daſeins, Antoinette hatte keinen Theil weder an ſeiner Ehre, noch an ſeiner Schande. Kaum ein geringes Recht ward ihr erkannt, Schutz gegen Hunger und Noth von ihm zu fordern für jahrelange hingebende Treue, denn dieſe anſpruchsloſe heilige Liebe war Verbrechen vor dem Auge jenes Staates. So lautete die Tradition, in der Camille erwachſen war, eine Tradition, welche die Freiheit des Einzelnen, ſein Urtheil, ſein perſönliches Empfinden und Bedürfen, ja ſeine ganze individuelle Selbſtberechtigung verneint, zum Beſten einer Allgemeinheit, die, zuſammengeſetzt aus Millionen ebenfalls geknechteter Perſönlichkeiten, ihm ſtets als die vollendeteſte Form menſchlicher Verbindung dargeſtellt worden war. Das Studium des ſtaatlichen Rechtes, das ſo Viele zurückführt

zu dem angebornen Rechte der menſchlichen Na-
tur, hatte Camille nur beſtärkt in der Ehrfurcht
vor dem Staate. Geſchult zu ſtrengem Glau-
ben an fremde Autorität, mußte er bereitwillig
ſein, ſich derjenigen unterzuordnen, welche die
mächtigſte war, des Staates, der Autorität der
herrſchenden Sitte.-

-Der Sommer verging ihm ſchnell bei fleißi-
ger Arbeit. Er mochte ſich auch das Fortſchrei-
ten der Zeit nicht deutlich machen, das mit dem
zu wiederholenden Examen ſeine Abreiſe von
Paris herbeiführen mußte, und doch erſehnte er
dieſes Examen um der Seinen willen. Antoinette
ſprach niemals davon. Sie ſchien es vergeſſen
zu haben, wie nahe das Scheiden einſt geweſen
ſei, wie nahe es bereits wieder über ihrem Haupte
ſchwebte. Es freute Camille, wenn Antoinette
ruhig ſchien, und doch mahnte er ſie beſtändig
an den drohenden Abſchied. Er ſollte ſie nicht
unvorbereitet finden, die Fluth ihrer Schmerzen

nicht wieder über ihm zusammenbrechen. Ihr Schweigen, ihr Festhalten an der Gegenwart waren ihm erwünscht, beängstigend und unerklärlich zu gleicher Zeit. Endlich fand er den Ausweg, Antoinette des Leichtsinns zu beschuldigen, der ohne Rückblick, ohne Vorgefühl, und darum auch leicht vergeßlich sei, und leicht zu trösten. Er freute sich bisweilen, daß Antoinette ihn bald vergessen werde, weil es sein Schuldbewußtsein minderte. Er nannte dieses einen liebevoll entsagenden Zug seiner Seele, und fragte sich nicht, wodurch er sich zu dieser falschen, für Antoinettens Herz beleidigenden Hoffnung berechtigt glaube?«

»Der kleine Haushalt ging während dessen ruhig fort, nur wollte es Camille bedünken, daß Antoinettens Sparsamkeit sich steigerte, je mehr das Halbjahr sich seinem Ende nahte. Nach einigem Zögern entschloß er sich, sie deshalb zu befragen, und ihr für den Fall, daß die gemein-

ſame Caſſe erſchöpft ſei, einen kleinen Theil der Summe anzubieten, die er für ſein Examen und ſeine Heimkehr beſtimmt hatte. Antoinette verſicherte ihn jedoch, ſie bedürfe des Geldes nicht, ihre Ausgaben wären alle baar bezahlt, und es wären auch für die nächſte Zeit noch Mittel genug vorhanden. Ja ſie geſtand ihm ſogar, daß ſie etwas Geld erübrigt habe, um einen Plan auszuführen, der ihr ſeit lange ſehr am Herzen gelegen habe.«

»Ich bin überzeugt, ſagte ſie, daß Du ohne Deine Schuld die Prüfung nicht beſtanden haſt, Du biſt fleißiger geweſen als Hunderte, die das Examen glücklich vollenden: aber der Himmel war gegen Dich, weil wir ihn vernachläſſigt haben. Laß mich verſuchen ſeine Gnade für Dich zu erbitten. Ich habe Geld genug zurückgelegt, um der Mutter der Gnaden in dem nächſten Wallfahrtsorte zwei prächtige Kerzen darzubringen. Am Vorabende Deines Examens laß mich dorthin gehen. Ich

kann heimgekehrt sein, bis Du nach Hause kommst, und die heilige Jungfrau wird Dir helfen, Alles glücklich zu vollenden.«

»Camille lächelte über den Kinderglauben Antoinettens. Er stellte ihr die Ermüdung der Wallfahrt, die Größe der Ausgabe, die Nutzlosigkeit derselben vor: aber so stark sein Einfluß auf sie war, diesmal vermochte er sie nicht zu überreden und sie beharrte fest bei ihrem Vorsatze. Sie besorgte, als der Tag herangekommen war, ihr Hauswesen, als ob sie sich für lange Zeit davon entfernen sollte, ordnete die Effecten Camilles und machte sich auf den Weg.«

»Noch ehe das Examen beendet, war sie müde, aber zuversichtlich Glücks gewiß in ihre Wohnung heimgekehrt. Weit hinausgebogen aus dem Fenster schaute sie nach dem Geliebten aus, der endlich leicht beflügelten Schrittes und stolzen Hauptes die schmale Straße herabkam. Dankend, mit gefalteten Händen, sank sie auf die Kniee,

das kleine Bild der gnadenreichen Mutter an ihre Lippen pressend, das sie von ihrer Wallfahrt heimgebracht hatte. Dann erhob sie sich, schaute wehmüthig um sich, das kleine Stübchen leuchtete vor Sauberkeit, Alles stand an seinem rechten Platze und Camilles sämmtliche Habe für die Abreise gerüstet. Sie hatte das Meiste davon schon vor ihrer Wallfahrt zusammengepackt, das noch Fehlende nach ihrer Heimkehr hinzugefügt. Camille hatte weder das Eine bemerkt, noch von dem Andern wissen können.

Mit einem Freudenruf stürzte er in das Zimmer, nahm sie an seine Brust und verhieß ihr, heute in einem frohem Abend alle Leiden und Sorgen der letzten Zeit vergessen zu wollen — Antoinette aber trat sanft von ihm zurück. Mit schweigendem Lächeln schüttelte sie verneinend das Haupt, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. Camille blickte sie befremdet an, blickte umher und sah mit noch grösserer Befrem-

dung die, für seine Abreise gemachten Zurüstungen. Erschreckt und ahnungsvoll fragte er, was das bedeute?«

»Was es bedeutet?« wiederholte Antoinette, »es bedeutet, daß Du fort mußt, Camille! jetzt gleich in dieser Stunde. Du mußt zu Deiner Mutter, zu Deinen Schwestern. Du mußt ihnen Genugthuung geben und Dich ihnen als Sieger vorstellen.«

»Aber doch nicht heute?« rief Camille.

»Gerade heute,« entgegnete Antoinette, »wo der Beistand der Gottesmutter und die Freude über Dein Glück mir noch die Kraft geben, den Abschied zu ertragen.« Ihre Thränen wollten ihre Stimme ersticken, sie drängte sie zurück und sagte im Tone des tiefsten und doch ruhigsten Schmerzes: »Du hast mir oftmals gesagt, ich gehörte der Welt nicht an, in die Du gehst, und Du hast Recht, es ist so. Aber Du sollst auch

frei werden an ihrer Schwelle. Ich will Dich nicht beläſtigen in Deiner ſchönen Zukunft. Du haſt Nichts von mir zu fürchten. Laß mich Dich noch einmal küſſen, und dann gehe.«

Lothar brach hier plötzlich die Erzählung ab, ſeine Hörer erwarteten aber noch einen andern Schluß derſelben, und da er einen ſolchen nicht geben zu wollen ſchien, fragte Erneſte: »und was that Camille?«

»Was von einem Menſchen ſeines Charakters und ſeiner Erziehung zu erwarten ſtand,« antwortete Lothar. »Er nahm das Opfer an, nachdem er die Einwendungen ſeines Herzens mit Gründen der ſogenannten Vernunft beſänftigt hatte. Er ſagte ſich, daß es ſeine Pflicht ſei, Antoinetten die Wahl zu laſſen, in welcher Weiſe ihre Trennung vor ſich gehen ſolle. Er freilich würde, unfähig zu raſchem Entſchluſſe, ſich lieber wie bisher in tagelangen Martern vor dieſem Scheiden ge-

fürchtet und aus Furcht es immer weiter hinausgeschoben haben. Antoinettens Selbstbeherrschung, die ihn forttragen wollte über jeden Zweifel, kam ihm daher unweiblich vor. Er glaubte, daß die wirklich liebende Frau einer solch gewaltsamen Entsagung nicht fähig sein könne, weil sie ihm, dem Manne, fast unausführbar dünkte. Trotz dem fühlte er sich gedrungen, Antoinette zu bewundern, aber er liebte sie weniger, weil es ihn drückte, sie bewundern zu müssen. Als er sich von ihr trennte, sprach er ihr weinend von seiner Liebe. Er betheuerte, ihrer stets gedenken, sie niemals verlassen zu wollen; indeß er bat sie nicht wie früher, seiner nicht zu vergessen und ihm ihre Treue zu bewahren. Und vor Allem — er schied!

Es entstand eine lange Pause. Die Frauen waren sehr bewegt, und keiner der Männer wagte Camille damit zu entschuldigen, womit dieser sicher sich selbst in späterer Zeit beschwichtigt

haben mochte, daß ſolche Vorgänge ſich täglich ereigneten und ſich immer ereignen würden, ſo lange die menſchliche Leidenſchaft und die beſtehende Ordnung einander widerſprechend entgegenträten. Sie Alle glaubten an die Möglichkeit beſſerer Zuſtände, und Keiner von ihnen wäre es im Stande geweſen, ein Weib wie Antoinette den harten Vorurtheilen der bürgerlichen Geſellſchaft zum Opfer darzubringen. Selbſt der Commerzienrath, der nicht überall den idealiſtiſchen Glauben ſeiner Freunde theilte, der vielleicht weniger als ſie bereit ſein mochte, in jedem Augenblicke gegen die Vorurtheile unſerer Geſellſchaft zu Felde zu ziehen, ſelbſt der Commerzienrath würde ſich ihnen in ſolchem Falle nicht unterworfen haben, wie er ſelbſt von ſich erklärte und wie auch die Andern es von ihm vorausſetzten.

»Was Sie aus Idealismus durchzufechten für Pflicht halten würden,« ſagte er, als man das

Thema besprach, »das würde ich aus Verachtung gegen die öffentliche Meinung unbestreitbar gethan haben. Mißverstehen Sie mich nicht, wenn ich behaupte, daß in diesen Fällen der Besitz und das Gefühl der Sicherheit, welche er giebt, dem moralischen Muthe sehr zu Hülfe kommen. Der Reiche hat es leicht, seiner Ueberzeugung zu folgen, weil er unabhängig ist: während für den Unvermögenden oft der größte Muth dazu gehört. Es wäre für mich kein großes Verdienst gewesen, eine Grisette zu heirathen, für einen Mann dagegen, in den Verhältnissen jenes Camille, hätte es einer moralischen Kraft, einer Ueberzeugungstiefe oder einer Leidenschaft dazu bedurft, die eben nicht jedes Menschen Sache sind.«

»Unsere Sprache,« bemerkte Alwyn, »drückt in ihrer Ursprünglichkeit sehr sinnreich die Wahrheit dessen aus, was Sie, lieber Freund, jetzt eben behauptet haben. Sie nennt das Geld, den

Beſitz: »Vermögen«, und denjenigen, dem dieſe Güter fehlen, einen Unvermögenden, weil er nicht zu thun vermag, was dem Beſitzenden, wie Sie richtig ſagen, wirklich leicht fällt. Wir könnten tiefe Weisheit lernen aus unſerer Sprache, wenn wir uns die Mühe geben wollten, in den eigentlichen Sinn ihrer Worte einzudringen, und ich bin oft über die inſtinctive Ironie derſelben erſtaunt geweſen, mit der ſie im Voraus Zuſtände gegeißelt hat, deren Verkehrtheit wir jetzt einzuſehen und abzuändern beginnen.«

Erneſto wollte wiſſen, wie Alwyn dies gemeint habe, und welche Beiſpiele er dafür anführen könne? Aber ſeine Erklärung ward durch Annas Frage unterbrochen, ob Lothar nichts Weiteres von Antoinettens Schickſal erfahren habe.

»Sie iſt jung an einer abzehrenden Krankheit geſtorben,« ſagte Lothar, »nachdem ſie in ihre Vaterſtadt zurückgekehrt, ſich dort ein paar

Jahre als Näherin erhalten hatte. Ihrem dortigen Arzte verdanke ich die Mittheilungen über ihr Leben. Er war ein Studiengenosse von Camille gewesen, und als sein Freund, Zeuge der Vorgänge zwischen ihm und Antoinette. Auch war es nicht im Ton der Anklage gegen Camille, daß er mir davon erzählte, dessen Verhalten er durchaus natürlich fand, weil es gewöhnlich ist. Er sprach davon, als von einem schönen Charakterzuge des Mädchens, der ihm in jener Sphäre überraschend gewesen sei, und beklagte, daß solche richtige Einsicht nicht öfter vorkäme, weil große Uebelstände und Verdrießlichkeiten damit zu ersparen wären, wenn jene Mädchen selbst die Schranken kennten, die sie von der bürgerlichen Gesellschaft scheiden. Er gehört wie Camille in die Zahl der Leute, welche sich mit Mephistos Trostgrunde: »es ist die Erste nicht!« zu beruhigen pflegen.«

»Wenn ich von solch schwerem Unrecht höre,« bemerkte Anna, »möchte ich wieder den vollen, stolzen

Zorn in mir heraufbeschwören können, den ich in meiner Jugend solcher Grausamkeit gegenüber zu fühlen im Stande war, und der es mir möglich machte, einen Menschen zu verdammen. Es liegt eine Genugthung darin, fest und entschieden richten, leidenschaftlich bewundern, zuversichtlich verurtheilen zu können, denn es setzt noch den jugendlichen Glauben an die unbesiegliche eigene Stärke, den Glauben an die eigene Unfehlbarkeit voraus. Wenn man aber erst selbst mit dem Leben schwer gerungen, selbst an den Grenzen seiner Kraft gestanden hat, dann wird es schwer, über die Schwäche eines Andern den Stab zu brechen, und man beklagt ihn, während man ihn tadelt. Auch der Eitelste, auch der Verblendetste hat Stunden, in denen sein Wesen ihm in seiner ganzen Nacktheit erscheint, Stunden, in denen er herzzerrissen vor sich selbst zurückschreckt, und in deren Qual er die Strafe seiner Schwäche duldet. So lebhaft ich für Antoinette fühle, so schwach

und elend Camille mir erscheint, beklage ich ihn dennoch.«

»Wie ist das möglich?« fragte Constanze verwundert, »wie können Sie das thun?«

»Ich beklage ihn,« entgegnete Anna, »weil ihm die Kraft fehlte, sich selbst menschenwürdig zur Freiheit zu entwickeln, weil seine Schwäche ihn zwang, ein Sclave der Vorurtheile zu bleiben, in denen er erzogen worden. Wähnen Sie jedoch nicht, daß ich ihn vertheidige,« fügte sie mit sanftem Lächeln hinzu. »Ich bin Weib genug, den Frevel tief zu empfinden, den der Mann an jenem armen Weibe begangen hat, und wie man im Dunkeln zunächst des Lichtes gedenkt, mahnt mich Camille an einen Ihrer Freunde, lieber Alwyn, dessen Verhalten als ein schlagendes Gegenstück aufgestellt werden könnte.«

»Sie meinen Oswald?« fragte der Commerzienrath, der fast alle Beziehungen von Alwyn kannte.

»Eben ihn!« sagte Anna, und auch Alwyn dachte seiner mit ehrender Liebe, so daß man begierig wurde mehr von ihm zu hören.

Alwyn wollte einige flüchtige Notizen über ihn geben, der Commerzienrath aber meinte, das genüge nicht. Er solle lieber die Aufzeichnungen mittheilen, welche er früher über die Erlebnisse seines Freundes gemacht habe.

»Dann müssen Sie mir erlauben,« bat Alwyn, »statt der mündlichen Erzählung, die ich Ihnen schulde, Ihnen jene novellenartige Skizze vorzulesen. Ich hoffe sie in meinen Mappen bei mir zu führen, und Sie sollen sie hören, sobald Sie Verlangen danach tragen.«

Dies Verlangen ließ nicht auf sich warten, und schon am nächstfolgenden Abende mußte Alwyn in der Laube des Petersberges den Freunden seine Novelle vorlesen. Sie führte den Titel:

Geld und Leute

und begann also:

Kapitel I.

In einer Residenzstadt Deutschlands hatte man sich bei der Geheimräthin Braunfeld zu einer Soiree versammelt. Diese Soireen fanden seit langer Zeit einmal in jeder Woche statt, es gehörte zum guten Ton, sie zu besuchen, und wie die wandernden Handwerksburschen die Wahrzeichen der großen Plätze gesehen haben müssen, so mußte jeder Mensch in den Braunfeld'schen Soireen gewesen sein, um in dieser Residenzstadt als zur »Gesellschaft gehörig« betrachtet zu werden.

Den Mittelpunkt dieser Gesellschaft, den Kern derselben bildeten Männer und Frauen, welche jung gewesen waren, als die Braunfeld'schen Soireen einst entstanden. Zahlreiche Söhne und

Töchter reihten ſich um die erſte Generation, und manche der Letzteren waren bereits in dem Alter, den bisher behaupteten Rang junger Mädchen an einen zweiten oder dritten Nachwuchs ſchicklich abtreten zu können. Aber gerade dieſe älteren jungen Mädchen ſind unſchätzbar für Soireen, in denen man weder tanzt noch ſpielt. Was ſie an Jugend verloren, haben ſie an Geiſtreichthum gewonnen; ſoviel ihre Züge an Weiche eingebüßt, ſo viel iſt ihr Urtheil über Welt und Menſchen ſchärfer geworden, ſie ſind lebhaft und pikant, ſie ſind das Salz der Theetiſche.

Ein Theil der erſten Braunfeld'ſchen Generation, mehrerer der pikanten jungen Damen, einige wirklich junge Mädchen, und Männer verſchiedenen Alters ſaßen um den großen Theetiſch und in einzelnen Gruppen beiſammen. Man beſah Handſchriften und Albums, in denen man jedes gleichgültige Motto durch häufiges Leſen und Betrachten, ebenſogut auswendig kannte,

als die trefflichen Skizzen, mit denen die Hand berühmter Künstler die Albums zum Andenken an ihre Besuche in dem Braunfeld'schen Hause geschmückt hatte. Man häkelte weiße Baumwollendecken zur Schonung rother Plüschsopha's, knüpfte Filetbörsen zum Geschenk für Cousins und Brüder; sprach über Hoffeste, Theater, Militairavancements, Ordensverleihungen, neue Romane, Politik — — und in der Ecke der Mütter, auch über die große Schwierigkeit, Mädchen der höheren Stände »schicklich« zu verheirathen. Es war das Muster einer deutschen Soiree, bei der Jeder festgebannt auf seinem Stuhle sitzt, wie ein Fackir auf seiner Säule, im Glauben an sein Glück. Welche Stadt des Vaterlandes kannte diese Soireen nicht, welcher Deutsche hätte sie nicht erlebt?

Alle gewohnten Gegenstände der Unterhaltung waren eines Abends erschöpft und sämmtliche Theilnehmer der Gesellschaft hörten dem Hofrathe

zu, der den Mittag mit dem Fürſten bei deſſen Favoritin, der Frau von Hellborn, geſpeiſt hatte. Frau von Hellborn war nicht mehr jung, ihre Verbindung mit dem Fürſten beſtand ſeit Jahren, und es war eben nichts Neues mehr darüber zu berichten; aber Frau von Hellborn war ein Gegenſtand der Theilnahme weil der Fürſt ſie liebte. Immer und immer wieder erwähnte man, wie vortrefflich ſie es verſtehe, ihre Ausnahmsſtellung zu behaupten und doch den Frieden zwiſchen dem Fürſten und ſeiner Gemahlin nicht zu ſtören. Man lobte die milde Güte, mit der die Fürſtin ſich ſtets über ihre Nebenbuhlerin ausſpräche, und hatte bereits auch dieſes hinlänglich bekannte Thema abgehandelt, als plötzlich die Frau vom Hauſe ihre Häkelarbeit mit Abſichtlichkeit aus den Händen legte. Dann ſagte ſie mit jenem Tone, in dem man etwas beſonders Wichtiges vorbringt und der die Aufmerkſamkeit heraufbeſchwört, wie die geſperrten Lettern der Zeitungs-

annoncen: »Aber was haben Sie zu Oswald gesagt?«

»Oswald?«

»Was ist ihm denn begegnet?«

»Ist er von Räubern überfallen?«

»Er hat wohl das Klima nicht ertragen? Ich sagte es voraus, als er nach Italien ging!«

»Also todt? Freilich! schwächlich war er immer!«

»Mein Gott! die arme Rosalie!«

Die Fragen und Behauptungen, von verschiedenen Personen zugleich aufgeworfen, ließ die Geheimräthin ruhig verklingen; dann meinte sie: »Wollte Gott, er wäre todt! da könnte man die arme Rosalie doch ordentlich beklagen, sie könnte ihren Schmerz zeigen, Trauer anlegen, man machte ihr Condolenzbesuche, die Eltern wären nicht so beleidigt und es wäre Alles im rechten Gleise! — aber jetzt!«

Sie hielt inne, die Achseln zuckend, und

wollte in ſchweigendem Erbarmen die Häkelarbeit wieder beginnen.

»Um des Himmels Willen, liebſte Braunfeld!« rief die lebhafte Baronin Wendland in dies bedrohliche Schweigen hinein, foltern Sie unſere Theilnahme nicht länger. Sie wiſſen ja, wie ſehr wir Alle die Familie des Oberconſiſtorialraths Waldner ſchätzen und verehren. Er hat alle meine Kinder getauft und eingeſegnet, Roſalie iſt die Betſchweſter meiner Clariſſe; was iſt denn vorgegangen?« — Und ſich zu der Generalin Gräfin Waldbrunn wendend, fügte ſie leiſe hinzu: »Merkwürdig bleibt es doch, daß dieſe Bürgerlichen es nie erlernen, gut zu erzählen oder ſich kurz zu faſſen, und wenn ſie noch ſo lange unter uns leben.«

Die Gräfin beklagte mitleidsvoll lächelnd, das Unglück ihrer Wirthin, als Bürgerliche nicht gut erzählen zu können, ward aber verhindert ſich darüber näher auszuſprechen, weil man drin-

gend Aufklärung verlangte. Der Oberconsistorialrath war derjenige Kanzelredner, welchen die gute Gesellschaft nach dem Vorbilde des Hofes allsonntäglich hören mußte. Hof und Residenz waren nämlich eben so fromm auf das Jenseits bedacht, als genußsüchtig im Diesseits. Man wollte auf alle Fälle sicher gehen, besonders die ältern jungen Damen, die sehr kirchlich waren, zu allen milden Vereinen gehörten und, sittsam erröthend, Kinderzeug für arme Wöchnerinnen nähten, während die Frauen liebäugelnd und kokettirend Strümpfe zur Aufklärung jener unkultivirten Hinduweiber strickten, welche sich in heidnischer Treue mit dem Leichnam ihres Gatten verbrennen lassen.

Endlich zog die Geheimräthin eine lange Masche aus der Häkelarbeit, einen tiefen Athemzug aus der Brust und brach in die mit Empörung gesprochenen Worte aus: »Nun! da Sie in mich dringen, will ich es sagen, geheim kann es

ja doch nicht bleiben; denken Sie, Oswald hat der Rosalie Waldner abgeschrieben.«

»Der Cantorssohn?«

»Der Seminarlehrer?«

»Der Tochter des Oberconsistorialraths Waldner?!«

»Aber Waldner war ja sein Vorgesetzter, von dem seine ganze Carriere abhing?«

»Unmöglich!«

»Unerhört! Wie treulos! Wie schlecht!«

Das waren die Echo's, welche der Bericht der Geheimräthin hervorrief, das wilde Kriegsgeschrei des Angriffes gegen einen Abwesenden, der während dessen in sanften Träumen unter dem Palmenschatten der Insel Capri ruhte, und in seinem Glücke vergessen hatte, daß es in Deutschland Residenzen, Beamte unter Conduitenlisten, Theegesellschaften und Winterabende gäbe.

Der Hofrath war der Erste, welcher es zu einer bestimmten Erklärung brachte.

»Ich bekenne,« sagte er, »der Oswald hat mir nie gefallen und ich habe mich immer gewundert ihn überall zu finden. Er war von einer fatalen, hochmüthigen Bescheidenheit. Nun ja! er hatte einige hübsche Gedichte gemacht, aber was will das bedeuten? Sollte man die Salons all' den Leuten öffnen, die seit achtzehnhundertdreißig Reime auf Freiheit und Gleichheit gesucht und gefunden haben, so würden wir uns bald nicht mehr darin zu Hause fühlen, und es würde statt der guten, eine recht schlechte Gesellschaft darin zusammen kommen.«

»Uebrigens,« meinte der Ministerialpräsident, »wird Freund Waldner auf eigenem Grund und Boden geschlagen. Das kommt von der wunderlichen Vorliebe für diese moderne Tendenzpoesie Da wollte er idealistische Anschauungen, poetischen Schwung in dem jungen Menschen finden; wollte nicht glauben, daß ein Beamter kein Poet sein solle und daß Dienstpflicht sich

nicht mit dem Dienst der Musen vereinen lassen Jetzt zeigt es sich, wie sich die poetische Freiheit zur Wirklichkeit verhält!«

»Und der Oswald ist ganz arm,« sagte der Bankdirektor; »ich habe mich überhaupt gewundert, daß Waldner, der ein hübsches Vermögen hat, ihm das Mädchen gab!«

»War es nicht Oswald,« fragte der Geheimrath Braunfeld, sich an den Präsidenten wendend, »der hier den Verein zur Volksbildung zuerst in Anregung brachte? Darauf hat er Fleiß und Zeit verwendet und das Amt wird liegen geblieben sein.«

»Nun! das habe ich nicht gehört!« berichtigte der Präsident. Da seine Schwester in meinem Hause Unterricht im Englischen gab, wie er selbst in Litteraturgeschichte, und meine Frau Beide bisweilen einzuladen pflegte, habe ich mich vorher um ihn erkundigt. Man konnte ihm in amtlicher Beziehung keinen Vorwurf machen; indeß

er ſprach und ſchrieb von Freiheit, von Vertretung der Intelligenz und ſolchen Dingen, wie ein unabhängiger Mann, wie ein liberaler Landſtand, der in einer Kammer das große Wort als Held der Linken führt. Mit fünfhundert Thalern Gehalt, als Beamter, der eine Familie zu ernähren und ſeinen Weg noch zu machen hat, muß man ſich aber ruhig halten und ſchweigen können.«

Alle urtheilten, Alle hatten eine Meinung, nur die ſonſt ſo urtheilsfertigen geiſtreichen Mädchen ſchwiegen verlegen. Sie hatten geſchwärmt für Oswalds noch wenig bekannte Gedichte, und Roſalie beneidet um ſeine Liebe. Sie hatten es wundervoll und rührend gefunden, daß Roſalie dem Mittelloſen eine ſorgenfreie Zukunft bereiten wollte, weil keine Schranke den Genius feſſeln dürfe. Nun waren dieſe idylliſchen Plane zerſtört. Oswalds kecke That, dies vieljährige Verlöbniß zu löſen, verſtieß gegen alle Liebes-

lieder an Rosalie, gegen alle Predigten des Consistorialrathes und gegen die Ansicht des Hofes, der in allen Ehesachen, soweit sie nicht den Fürsten selbst betrafen, strenge Moralität verlangte. Wie sollten sie hier ein Urtheil haben? Den Dichter plötzlich zu verleugnen, den sie selbst bisher beschützt, war schwer; einen Treubruch zu entschuldigen, unmöglich; und gesagt mußte doch Etwas werden! Da hatte Clarisse Wendland einen Gedanken, der wie eine himmlische Erleuchtung über sie kam.

»Oswald war alltäglich in dem Kaffee uns gegenüber,« bemerkte sie, »ich bin überzeugt daß die gute Rosalie oft ausgeholfen haben muß, denn Oswald brauchte viel.«

»Nicht doch!« entgegnete der Lieutenant von Rechberg, »er brauchte wenig und bestritt seine persönlichen Ausgaben von dem Honorar seiner literarischen Arbeiten. Sein ganzes Gehalt bezog die Mutter, welche davon das Hauswesen besorgte!«

»Da haben wir unſern Liberalen!« ſchalt die Generalin, »nun glauben Sie ſchon, daß Oswald mit ſeinen kleinen Journalſchreibereien große Summen erworben hat!«

Man lachte, ſprach hin und her, aber Oswald blieb die Zielſcheibe, auf die man immer wieder zurückkam. Endlich fiel es Jemand ein, die Geheimräthin zu fragen, ob man den Grund ſeines unerklärlichen Betragens kenne?

»Nun das verſteht ſich!« antwortete ſie, »man kennt ihn, aber nicht genau. Er ſelbſt hat an Roſalie geſchrieben, als ſie über ſeine kälter werdenden Briefe klagte, er ſähe ſich gezwungen, ihr zu bekennen, um der Stimme der Wahrheit in ſich zu genügen, daß er ſie nicht ſo liebe, als er zu lieben vermöge. Er habe ſeine Freundſchaft für ſie irrthümlich für Liebe gehalten, jetzt aber fühle er, dieſe Neigung ſei nicht ſtark genug, ihn eine Ehe ſchließen zu laſſen. Er werde nicht glücklich an Roſaliens Seite ſein und ſie dadurch un-

glücklich machen. Sie möge ihm die Selbsttäuschung verzeihen und ihn seines Versprechens entbinden.«

»Welche Verkehrtheit!« rief Frau von Wendland. »Erst tausend Hindernisse bekämpfen, um sich zu verloben und dann abschreiben; erst behaupten, man liebe ein Mädchen, und dann erklären, man liebe es nicht! Wie unwürdig ist das!«

»Unwürdig?« fragte der Lieutenant, »daß er einer innern Nothwendigkeit Folge leistete? — Sollte er denn einer Frau Treue schwören, die er nicht liebt?«

»Viel eher,« entgegnete die Generalin ziemlich scharf, »als seiner Braut das gegebene Wort brechen.«

Ein leises Lächeln glitt kaum merkbar über einzelne Gesichter. Herr von Rechberg war seit Jahren mit der Tochter der Generalin verlobt, und man behauptete, der lange Brautstand mit

ſeiner Bertha habe ihn ziemlich gleichgültig gemacht gegen die Ausſicht, einſt eine noch längere Reihe von Jahren als Gatte an ihrer Seite zu verleben.

Die gute Geſellſchaft iſt oft recht boshaft in ihren am Theetiſch entſprungenen Vermuthungen.

Der ſcharfe Ton der Generalin pfiff wie ein ſchneidender Windhauch durch die warme Atmoſphäre der glacirten Geſittung. Es entſtand eine Pauſe, welche der Hofrath, mit allem Takte eines weltgewandten Mannes ſcherzend zu beendigen ſtrebte.

»Dieſe ‚innere Liebeswahrheit' der Deutſchen,« ſagte er, »iſt gleichbedeutend mit dem franzöſiſchen: je sais tout, je ne le reverrai jamais! Das Eine iſt ſentimental, das Andere perfid, aber Beides iſt probat, weil gegen das Erſte kein Vernunftgrund Stich hält, und das Zweite faſt immer zutrifft.«

»Wer denkt denn noch an innere Liebeswahrheit«, meinte der Geheimrath, »wenn man seine Examina hinter sich und die Acten vor sich hat? Es steckt auch etwas ganz Anderes dahinter!«

»Was denn? Was denn?« fragte man eifrig.

»Ich erinnre mich nicht genau, denn ich habe wenig Gedächtniß und noch weniger Interesse für solche Dinge: aber besinnen Sie sich wohl Herr Hofrath, was uns Graf Veltheim erzählte als er von Italien zurückkam? Er war dem Oswald begegnet mit einer Sängerin oder Italienerin, mit der er ein Verhältniß haben sollte.«

Davon hatte die ganze Gesellschaft schon gehört. Alle besannen sich plötzlich darauf und Alle erzählten.

»Es ist eine alte Engländerin, die ihn als ihren Sekretair mit sich umherführt und ihn ganz unterhält,« rief der Eine.

»Nein als den Erzieher ihres Sohnes!« ein Anderer.

»Bewahre! es iſt gar keine Engländerin, ſondern eine deutſche Sängerin, und nicht mit ihr, ſondern mit ihrer Tochter hat er ein Verhältniß. Er wird zur Bühne gehen, für die ſie ihn ausbilden.«

»Er ſang vortrefflich!« ſagte eines der Mädchen.

»Damit hat er ſich auch zuviel gethan, ſeine Bruſt war ſo angegriffen, daß er Italien brauchte,« eine Andere

»Oswald ſoll eine Geſundheitsreiſe brauchen? Der iſt ja ganz geſund,« betheuerte Herr von Rechberg. »Es war nur ſeine Sehnſucht Italien zu ſehen, die ihn dorthin führte.«

Niemand achtete darauf Eine launenhafte Erbitterung gegen Oswald hatte Alle ergriffen. Oft genug waren von adligen Referendaren und Offizieren Eheverſprechen mit Töchtern der Mittelſtände

gebrochen worden, ohne daß man denjenigen, der dieſen Bruch herbeigeführt, ſo hart verdammt hätte. Oft genug hatte man frühe Verlobungen, wie die von Oswald mit der bedeutend älteren Roſalie, als Thorheiten anerkannt, für die es ein Glück ſei, wenn ſie bei Zeiten rückgängig würden. Heute, da ein junger, nur durch ſein Talent in dieſen Kreis gezogener Mann, den gleichen Schritt gethan, waren alle Mütter, alle Töchter und ſelbſt die Männer gegen ihn. Man ſchien eine Anmaßung darin zu finden, daß er ſich auch in dieſer Hinſicht als ihres Gleichen betrachte und ſeine perſönliche Freiheit um jeden Preis geltend machen wollte.

Als bald darauf der Miniſterialpräſident ſich zum Fortgehen erhob, ſagte er, wie zu ſich ſelbſt ſprechend: »Alſo Schauſpieler werden! dabei kann man nur nicht Lehrer bleiben! Er war brauchbar. Schade! daß man ſeinen Urlaub verlängert hat!«

Das Aufstehen des Präsidenten brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung, denn es war spät geworden. Während man im Vorsaal die Mäntel aus den Händen der Diener empfing und Herr von Rechberg seiner Schwiegermutter behülflich war, sagte sie leise, doch laut genug um von einer naheſtehenden Dame gehört zu werden: »Lieber Rechberg! ich bitte Sie, compromittiren Sie sich doch nicht durch Ihre Anhänglichkeit für diesen Oswald; was soll man denn davon denken, wenn Sie Immoralitäten vertheidigen!«

Was er antwortete, konnte man nicht verstehen; es ward von dem Lebewohl! und gute Nacht! und auf Wiedersehen! der Auseinandergehenden übertönt.

Kapitel II.

Zwei Monate vorher saß ein junger Mann an einem Octoberabende in einem Zimmer, das von der Via Sistina des Monte Pimio herab, ganz Rom überschaute.

Die Flügelthüren des großen, hohen Gemaches waren nach dem Balcon geöffnet, der Mond warf von dem lichten, blauen Himmel breite Strahlen über den Teppich und ließ die Blumen desselben bald hell hervortreten, bald im Schatten verschwinden. Es war die Zeit der Orangenblüthe, ihr süßer Duft erfüllte das Gemach. Flimmernd schwebten leuchtende Glühwürmchen vorüber, sich bisweilen sogar in das Zimmer verirrend, und eben so zauberisch gaukelnd als diese glänzenden Luftbewohner, zogen die süßen, schwir-

renden Klänge der Mandoline durch die Stille, welche das leise, gleichmäßige Plätschern der Fontaine im Hofe nicht unterbrach, sondern nur fühlbarer machte.

Der Fensterthüre zunächst saß eine hohe Frauengestalt auf einem Ruhesessel, deren lange, hellblonde Locken das Mondlicht vergoldete. Ein Mädchen von sechs Jahren lag schlafend neben ihr, das Köpfchen auf der Mutter Schooß gelehnt. Vor ihr, auf niederm Polster, befand sich der junge Mann und ließ sein trunkenes Auge bald über das mondumglänzte Rom hinschweifen, bald blickte er gedankenvoll in das Antlitz der schönen Frau.

Er mochte wenig mehr als dreißig Jahre zählen. Seine Gestalt hatte die Biegsamkeit der Jugend bewahrt. Sein schwarzbraunes Haar ringelte sich um eine reine, geistdurchleuchtete Stirn, die dunkeln Augen blickten mit ruhigem Ernst, mit freimüthiger Offenheit umher, nur um den

edlen Mund hatte das Leben bereits die Spuren ſeiner Schmerzen zurückgelaſſen. Man ſah, daß Oswald ſchon gelitten haben mußte; denn Oswald war es, zu den Füßen ſeiner Freundin, der Gräfin Leonore.

Beide ſchwiegen und ſchienen mit Entzücken den Zauber dieſer nächtlichen Stille zu genießen, bis endlich Leonore, die Hand leiſe auf ſeine Schulter legend, ihn fragte: »Was bewegt Sie, Oswald? Sie blicken ſo traurig auf das ſchöne Rom herab, als ſollten Sie es morgen ſchon verlaſſen.«

Langſam hob er ſein Haupt empor, ſeine Augen ſchwammen in Thränen, und mit bebender Stimme ſagte er: »Ob morgen, ob in Monaten, Gräfin! was ändert das? Scheiden, Rom verlaſſen, heimkehren in die kahle, troſtloſe Oede meiner Heimath, aus dieſer niegekannten Freiheit in das Sclavenjoch des täglichen Dienſtes, das iſt der Tod! — Meine Meinung, meine Thä-

tigkeit ſind verkauft, mein Wille gebrochen. O glauben Sie mir, es iſt kein Sclave unfreier als ich. Die Saturnalien, welche die alten Römer ihren Leibeigenen bewilligten, waren die Gipfel ihrer tyranniſchen Grauſamkeit, denn man weiß erſt, wie ſchwer das Joch drückt, wenn man den Nacken frei und leicht erhoben hat.«

»Wem ſagen Sie das?« entgegnete die Gräfin, und Beide verſanken in das frühere Schweigen.

Leonore war die Tochter einer armen Beamtenwittwe. Von der Natur mit dem reichſten Stimmorgane ausgeſtattet, hatte ſie, ein ſchönes ſechszehnjähriges Mädchen, die Bühne betreten und durch eine Reihe von fünf Jahren den berauſchenden Nectar des allgemeinen Beifalls getrunken, der für tiefe, ernſte Naturen die bittere Hefe ſchmerzlicher Enttäuſchungen in ſeinem Grunde birgt. Müde des Kampfes gegen das Andrängen derjenigen Männer, welche die Frau,

die durch ihr Talent der Allgemeinheit angehört, als einen erreichbaren Beſitz für jeden Einzelnen betrachten, müde der neidiſchen Verläumdungen durch ihre Nebenbuhlerinnen, ermattet von den immer neuen Anſtrengungen, die Gunſt der Menge zu erhalten, die man leichter erringt als bewahrt, ſo hatte Graf K., ein Mann von mehr als fünfzig Jahren, ſie kennen gelernt.«

Er verſtand und liebte Muſik, hatte Achtung vor Leonorens ſeltener Begabung, und wie er das Gemälde eines todten Meiſters oder das ſchönſte Werk des größten lebenden Bildhauers zu beſitzen liebte, ſo lockte ihn der Gedanke, die erſte Sängerin der Zeit ſein eigen zu nennen. Leonore, die von ganz Europa bewundert, des fleckenloſeſten Rufes genoß, ward das Ziel ſeiner Wünſche. Da er dies unruhige Streben ſeiner Eitelkeit mit dem Namen einer tiefen Leidenſchaft taufte, warb er um ihre Hand.

Leonore hatte noch niemals geliebt. Der Ver-

kehr mit Männern aller Stände, wie eine junge Künſtlerin ſie kennen lernt, hatte ihr in frühſter Jugend den Glauben an die Reinheit und Wahrheit männlicher Liebe geraubt. Sie kannte die Welt und die Vorurtheile der Ariſtokratie: ſie wußte, welche Schwierigkeiten der Graf zu beſiegen habe, um eine Künſtlerin in ſeine Familie, eine Bürgerliche in ſeinen adligen Stammbaum aufzunehmen. Weil er zu Beidem bereit war, achtete ſie ſeine muthige Willenskraft und glaubte an ſeine Liebe. Daß aber für den Menſchen, dem faſt Alles erreichbar iſt und Alles dazu werthlos, eine Ueberſättigung, eine Erſchlaffung eintritt, welche neuer, ſtarker Anregungen bedarf, das hatte Leonore nicht berechnet. So kam es, daß grade die Möglichkeit der Zerwürfniſſe, welche ſie erſchreckten, den Grafen reizten: denn der Kampf um Geltendmachung des eigenen Willens gegen Autoritäten, die ſich uns aufdrängen, iſt ein belebendes, ein fortreißendes Element.

Offen und wahr hatte Leonore dem Grafen geſtanden, daß ſie ihm keine Liebe, aber die tiefſte Achtung zu bieten habe, und daß ſie ihm dankbar bleiben werde ſo lange ſie lebe. Nicht mehr von der tyranniſchen Gunſt des ganzen Publikums abzuhängen, ſondern einem Manne unterthan zu ſein in treueſter Hingebung, ſchien ihr Befreiung, und nie ging ein Weib reineren Herzens, redlicheren Willens voll, den Bund der Ehe ein.

Der Graf führte ſeine junge Gattin auf das Land. Fern vom Gewühle der Welt wollte er ſich ihrer Anmuth, ihres Talentes erfreuen, deren Genuß er bisher mit Fremden getheilt. Leonore war es gern zufrieden. Ruhe und Zurückgezogenheit erquickten ſie nach ſo bewegtem Leben: ihre Schönheit, ihre Stimme gewannen an Glanz: nie hatte ſie mit mehr Liebe, mit größerer Vollendung geſungen als jetzt, da es galt, den Mann zu erfreuen, dem fortan ihr Leben gehörte. Zum

erſtenmale that ſie ſich ſelbſt genug — zum erſtenmale vermochte ſie den Grafen nicht zu befriedigen. Sie ſchien ihm kälter, ihr Vortrag farbloſer, ihre Declamation nicht mehr ſo ergreifend als früher, des Zaubers baar, der ihn bisher beherrſcht hatte. Er vermißte die Regungen bebender Erſchütterung, die fieberhafte Spannung, welche er ſonſt bei ihrem Auftreten im Theater empfunden, ohne ſich zu geſtehen, welchen Antheil die Mitwirkung des Publikums an jenen Eindrücken gehabt. Gewohnt, jubelnden Beifall von einer enthuſiaſtiſch fortgeriſſenen Menge zu empfangen, ward Leonore jetzt kaum ein Wort der Anerkennung oder des Lobes zu Theil. Der Graf machte ihr den Vorwurf, daß ſie des Publikums nicht zu entbehren vermöge, um Tüchtiges zu leiſten, während er ſelbſt es war, dem die Theilnahme Anderer als Erregungsmittel fehlte.

Noch ehe ein Jahr entſchwunden, hatte Leo-

norens Talent allen Reiz für ihren Gatten verloren, und ſie ſelbſt übte es wenig, denn ihr ganzes Weſen war ausgefüllt worden durch die Geburt einer Tochter. Ein Sohn wäre dem Grafen willkommener geweſen. Er war überhaupt nicht jung genug, um das Entzücken einer Mutter über die erſten, faſt unmerklichen Lebensentwickelungen eines Kindes zu theilen.

Unbehagen und Langeweile bewogen ihn, den Aufenthalt auf ſeinen Gütern mit dem Leben in der Reſidenz ſeines Vaterlandes zu vertauſchen. Leonore, ganz beſchäftigt von der Sorge für ihr Kind, zeigte wenig Neigung, die Geſellſchaft zu beſuchen, und that es nur auf den ausdrücklichen Wunſch des Grafen, der hier die Triumphe durch ſie zu feiern hoffte, welche er auf dem Lande entbehrt. Seine Erwartung hatte ihn nicht betrogen. Leonore war einſt zu Gaſtrollen in jenem Orte geweſen, ihr Auftreten noch in friſchem Gedächtniß. Alle Perſonen der ſogenannten großen

Welt hatten Leonore auf der Bühne gesehen; sie hatte in manchen Cirkeln bei Soireen und Morgenconcerten gesungen, und sie ward mit Wärme, mit Freundlichkeit empfangen, als der Graf sie jetzt aufs Neue in jene Kreise führte. Aber die Art dieser Freundlichkeit mißfiel dem Grafen. Sie trug bei den Frauen bisweilen das Gepräge gütiger Herablassung, bei den Männern einen Anschein von Berechtigung in sich, welche den stolzen Sinn des Grafen beleidigten. Er fand Leonore gegen die Frauen zu demüthig, gegen die Männer zu freundlich; selbst der Ausdruck des Beifalls, den ihr Talent empfing, erschien ihm unpassend gegenüber seiner Frau, und während Alle ihr Betragen lobten, während sie überall Achtung und Theilnahme einflößte, drückten sich die Stacheln der Unzufriedenheit tief und tiefer in des Grafen Seele. Er mußte sich gestehen, daß sie ihm nicht den leisesten Anstoß zu einer Klage gebe, daß sie ein Muster der Treue,

der tiefſten Ergebenheit gegen ihn ſei, aber er bereute es, ſie geheirathet zu haben, denn Leonore war nicht erhoben worden durch den Rang, den ſie von ihrem Manne empfangen hatte. Sie blieb für Alle die gefeierte Künſtlerin, der Gegenſtand lebhafter Theilnahme und Bewunderung, und ſtatt Leonore als die Gattin des Grafen zu nennen, bezeichnete man ihn, wo ſie erſchienen, als den Mann der gefeierten Frau. Mißmüthig und widerſtrebend erlitt er ſeine Strafe, die Anerkennung der Herrſchaft des angeborenen Talentes über die angeerbten Vorrechte der Geburt. Er hatte gehofft, Befriedigung ſeiner Eitelkeit zu erlangen durch Leonorens Beſitz; aber der Beſitz war ſo groß, daß man darüber des Eigenthümers vergaß. Wer denkt denn des Fürſten Sciarra, wenn man in deſſen Gemäldegallerie zu Rom den Violinſpieler Rafaels betrachtet?

Tage und Monate waren entſchwunden, Leonorens Tochter hatte faſt das ſechste Jahr er-

reicht, als der Graf, nun auch des Lebens in der Gesellschaft müde, seine Familie nach Italien führte. Leonorens Dasein gewann dadurch, es war friedlich und still. Sie lebte ihrem Manne, ihrem Kinde, ihrer Kunst, die sie auf des Grafen Wunsch nur noch im eigenen Hause, niemals in der Gesellschaft ausübte. Wie die Sensitive ihre Blätter zusammenfaltet, wenn ihr das belebende Sonnenlicht gebricht, so hatte Leonore sich scheu in sich zurückgezogen, weil die Atmosphäre, die sie umgab, zu kalt für sie war. Ohne unglücklich zu sein, hatte sie lange auf Glück verzichtet, als Italiens wunderbarer Zauber alle ihre Seelenkräfte allmälig neu zu beleben begann.

Die Luft, das Licht, der Duft der Blumen, die Sprache des Landes athmeten Musik, und mit aufjubelndem Entzücken fühlte sich Leonore zum erstenmale in ihrem Leben in der ihr von der Natur bestimmten Heimath. Ihre ganze Seele war erschlossen, sie empfand sich jung und

ihr Talent als Göttergabe. Weder die Grafenwürde, welche die Laune ihres Gatten ihr aufgebürdet als ein ſchweres Joch, noch die mit den Jahren ſteigende Apathie deſſelben drückten ſie mehr. Die Knechtſchaft, in die ſie ihren Willen gegeben, war vergeſſen, das Bewußtſein ihrer Abhängigkeit verſchwunden, als die warmen Sonnenſtrahlen des glückſeligen Landes Freude und Lebensluſt in ihre Seele hauchten.

In ſolcher Stimmung hatte ſie eines Abends auf dem Laſtrico ihrer Villa zu Sorrent die erſte Strophe eines italieniſchen Volksliedes geſungen, als durch die helle, ſternenfunkelnde Nacht von einer vollen Tenorſtimme ihr die Gegenſtrophe ertönte. Herüber und hinüber zogen die ſüßen Laute und miſchten ſich zum Schluſſe miteinander, zitternd in liebeſeeligem Klang.

So hatten Oswald und Leonore ſich gefunden. Das Reiſeleben hatte die Annäherung erleichtert, Oswalds männlich edles Weſen, ſeine

formvolle und doch freimüthige Haltung ihm bald das Wohlwollen des Grafen, die Theilnahme Leonorens erworben, und in ſtillem Hinleben, in heiterm Beieinanderſein, in ſüßem Träumen hatten Leonore und Oswald ſchon Monate neben einander verlebt, als wir ſie in dem Saale ihres Hauſes in Rom zuerſt erblickten.

Es giebt Thatſachen, an die wir niemals denken, weil ſie uns unmöglich ſcheinen, Zuſtände, an deren Dauer wir glauben, weil ſie uns Bedürfniß ſind. Oswald hatte ſeit Monaten kaum noch an ſeine Heimath gedacht, Leonore geglaubt, dies Beiſammenſein könne nicht enden.

Welch ein Zauber die Vorſtellung der Trennung in ihnen heraufbeſchworen, wer vermöchte das zu enthüllen? wer kann die Wege errathen, auf denen kaum empfundene Gedanken ihr Ziel erreichen?

Aber plötzlich wuchtete ſich in dieſer Stunde der Schmerz des Scheidens ſo beängſtigend auf

sie hernieder, daß sie keines Wortes mächtig waren vor herzbeklemmendem Weh.

Lange hatten sie schweigend bei einander gesessen, als die Wärterin des Kindes eintrat, die Kleine zur Ruhe zu bringen. Leonore küßte ihre Tochter, und Oswald sah beim Mondlicht, daß sie ihre Thränen trockne, um das Kind nicht damit zu berühren.

Als die Wärterin das Zimmer verlassen hatte, kam das Schweigen des Schmerzes wieder über die Beiden, bis Oswald seiner selbst nicht länger mächtig, sich vor Leonore niederwarf und ihre Hände an seine Brust pressend, mit angstvoll flehender Bitte zu ihr emporsah.

»Sprich mit mir!« rief er, »wenn ich nicht untergehen soll! Du weißt es jetzt, was ich Dir, was ich mir nie gestanden: sprich! damit ich nicht glaube, daß Du mich verdammst!«

Keines Lautes fähig, blickte Leonore zu ihm hernieder. Mächtig wie die Blüthe der Aloe aus

ihrer ſtarren Blätterhülle in einem Augenblicke hervorbricht, war auch in ihr das Bewußtſein dieſer lang verborgenen Liebe erblüht. Leiſe ihre Hände löſend aus der ſie haltenden Umſchlingung des jungen Mannes, hob ſie ſeinen Kopf empor, als wolle ſie noch einmal in ſein Auge ſehen, ſich noch einmal die Züge dieſes edlen Antlitzes feſt einprägen in die Seele, dann ſagte ſie mit bebender Stimme: »Ich vergeſſe Sie nie! niemals! und nun — Lebewohl!«

»Leb wohl?« wiederholte Oswald im Tone der Frage, in dem man ein Wort nachſpricht, deſſen Sinn man nicht verſteht. »Soll ich Sie denn verlaſſen? Sie jetzt verlaſſen, Leonore? Ich faſſe das nicht!«

Da rollte ein Wagen in das Portal. Der Graf kehrte heim; Oswald und Leonore erbebten.

»Verſtehſt Du es jetzt?« fragte Leonore, und warf ſich im Ausbruch des furchtbarſten Schmerzes an ſeine Bruſt.

Er preßte ſie an ſich mit aller Gewalt der Liebe, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und hatte das Gemach verlaſſen, noch ehe der Graf das Vorzimmer betreten.

Kapitel III.

Zwei Tage ſpäter war Oswald nicht mehr in Rom. Da ihm Leonorens Nähe nicht länger gegönnt war, zog es ihn zurück zu den Stätten, an denen er mit ihr geweilt. Wie der gläubige Chriſt den Calvarienberg durchwandert, niederkniend in brünſtigem Gebet vor den Leidensſtationen ſeines Erlöſers, um ſich die Schmerzen zurückzurufen, welche der Gekreuzigte für ihn erlitten, ſo machte Oswald eine Pilgerfahrt der

Liebe, überall die Erinnerung ſeines verlornen Glückes feiernd, das ſich vor ihm aufs Neue belebte in geiſtigem Genuß.

Auf dem Boden der Liebesoffenbarung, die ihm geworden, erblühten in ſeiner Einſamkeit Lieder, ſo rein und ſchön als dieſe Liebe ſelbſt, ſo tief und harmoniſch als Leonorens Herz. In Erinnerung und Sehnſucht, in Arbeit und ſtillem Naturgenuſſe ſchwanden die letzten Monate ſeines Urlaubs dahin. Der Frühling kam heran, mit ihm die Nothwendigkeit der Rückkehr. Blutenden Herzens riß er ſich los von dem Paradieſe ſeines Lebens, von der Heimath ſeiner Liebe.

Froſtig und kalt begrüßte ihn der blüthenarme Mai des Vaterlandes, froſtiger noch und kälter empfingen ihn die Menſchen. Er war ihnen ein Fremder geworden, denn ſeine Seele war mächtig gewachſen in der Freiheit, ſein Herz hatte neuen, ſtarken Schlag gewonnen. Wie ein jun-

ger, ir der Enge des Zimmers erzogener Baum, den : ...i plötzlich in die kräftige Erde eines Gartens pflanzt, sich so schnell entwickelt, daß der Kübel ihn nicht mehr zu fassen vermag, in dem er bis dahin ruhig erwuchs, so war Oswald seinen Verhältnissen entwachsen.

Frisch und muthig erfüllte er aufs Neue seinen früheren Beruf. Er liebte seine Schüler mehr als sonst, die Arbeit des Unterrichtens dünkte ihm süßer denn zuvor, weil seine Achtung vor dem Menschen, seine Liebe zur Menschheit tiefer geworden war. Er fand Erhebung und Trost in der Nothwendigkeit dieser täglichen Pflichterfüllung, aber die Alltäglichkeit seiner Umgebung, ihr Ameisentreiben, ihre große Sorge um kleine Dinge, berührte ihn wie ein Schmerz. Er tadelte die Ungerechtigkeit dieses Empfindens an sich selbst, ohne es bemeistern zu können, und um Niemand zu verletzen, beschloß er sich zurückzuziehen, bis die bebende Schwingung seiner

Seele nachgelaſſen, bis er wieder fähig geworden ſein würde, ſeinen Umgangsgenoſſen in beruhigterer Stimmung begegnen zu können.

Was ihn jedoch eine Nothwendigkeit dünkte, das begriffen ſeine früheren Bekannten nicht. Die Einen ſahen darin das Bewußtſein, das Zugeſtändniß einer Schuld, durch die er ſelbſt ſich ihrer Geſellſchaft unwürdig fühle; die Andern Furcht vor Fragen, welche er zu beantworten ſcheue, die Dritten leeren Hochmuth. Alle ſtimmten darin überein, ihn zu verdammen.

Gleich nach ſeiner Rückkehr hatte er ſeiner früheren Verlobten geſchrieben und von ihr die Erlaubniß eines Wiederſehens erbeten, um ihr Aufſchlüſſe über ſein Leben, über ſeine Handlungsweiſe zu geben, von denen er annahm, daß ſie ihr ein Bedürfniß ſein müßten, weil er die Mittheilung als ein ſolches empfand. Roſalie hatte ihm nicht geantwortet. Nur ein Schreiben des Oberconſiſtorialraths belehrte ihn, man wiſſe ge-

nug von seinen Verhältnissen, um deren Enthüllung vor dem unentweihten Ohre eines deutschen Mädchens nicht wünschenswerth zu finden. Daß Rosalie, die er einst zu lieben geglaubt hatte, für die er noch immer warme Theilnahme empfand, ihn in dieser Weise aufzugeben fähig war, daß sie ihre und Oswalds ganze Vergangenheit verleugnen konnte, weil ihr die Aussicht auf eine Ehe mit ihm für die Zukunft geraubt worden, schmerzte ihn, obschon es ihn jeder Reue enthob. Frauenherzen, welche das Aufhören einer Liebe wie eine Beleidigung zu empfinden vermögen, sind klein und leiden nicht tief: ihr Zorn wird ihnen zum Balsam, der die Wunde heilt.

Aber die Waldnersche Familie war sehr geachtet, Oswald hatte in denselben Kreisen mit ihr gelebt, und die meisten Personen, welche er nach seiner Heimkehr aufsuchte, zogen sich von ihm zurück, theils um ein Zusammentreffen der früheren Verlobten in ihrem Hause zu vermeiden,

theils um dem Oberconſiſtorialrathe zu gefallen, der ſich offen und bitter gegen Oswald, als gegen einen ſitten- und grundſatzloſen Menſchen ausſprach. Dies Urtheil hatte unumſtößliches Gewicht. Die Baronin Wendland, deren ſämmtliche Kinder der Oberconſiſtorialrath getauft, und deren Clariſſe er eingeſegnet hatte, eine ganze Gemeine von Frauen und Jungfrauen, Beichtkinder des verehrten Kanzelredners, nahmen das Anathem gegen Oswald eben ſo willig in den Katechismus ihres Glaubens auf, als irgend einen andern unverſtandenen Lehrſatz. Menſchen, welche nicht zum Prüfen, ſondern zum Glauben erzogen wurden, ſind und bleiben Sclaven jeder Autorität, die es der Mühe werth findet, ſie zu beherrſchen und zu mißbrauchen.

Nur einige Monate waren vergangen, und Oswald, einſt ſo gern geſehen in der Geſellſchaft, weil man ſeines regen Geiſtes, ſeiner unermüdlichen Schwungkraft zur Belebung der oft eintre-

tenden Langweile bedurfte, sah sich aufgegeben von den meisten seiner Bekannten. Wäre dies Verdammungsurtheil auf ihn allein gefallen, er würde es in seiner Stimmung kaum bemerkt, noch weniger beachtet haben. Aber Oswald hatte eine Mutter und eine Schwester, die er liebte mit der ganzen Innigkeit seiner Natur.

In Armuth und Niedrigkeit geboren, war es das Streben dieser Mutter gewesen, ihren Kindern die bestmögliche Erziehung angedeihen zu lassen, und ihr Lohn, sich in diesen Kindern geehrt zu sehen. Mit dem Selbstgefühle verzeihlichen Stolzes hatte sie Rosalie ihre Schwiegertochter genannt, und zufrieden lächelnd die Einladungskarten betrachtet, welche für Oswald und seine ihm geistig ebenbürtige Schwester aus den gebildetesten Familien der Stadt in das kleine Häuschen gesendet worden waren, das sie mit ihren Kindern in einer fernen Vorstadt bewohnte. Plötzlich blieben diese Einladungen aus: Julie,

ſo hieß die Tochter, ſchien bekümmert, Oswald, der ganz verwandelt von der freudeverſprechenden Reiſe heimgekehrt war, blickte ernſt und düſter. Der Bruch des Verlöbniſſes mit Roſalie hatte die alte Frau ſchwer betrübt: die nahe Ausſicht, den Sohn vorrücken zu ſehen im Amte, ſchien ſich nicht zu erfüllen. In den Familien der Seminarbeamten, zu denen die Mutter kam, hörte ſie wunderliche Fragen und Bemerkungen über ihren Sohn, und wo man Nichts fragte und Nichts bemerkte, that man, als ob man aus Mitleid ſchweige. Eine Dunſtwolke der Verdächtigung, des Tadels ſchien in ihrer Atmoſphä zu ſchweben: ſie ſah ſie nicht, aber ſie empfand ſie ſo niederdrückend, daß ſie nur noch in der Einſamkeit des eigenen Hauſes frei zu athmen vermochte. Aehnlich, nur ſchwerer, weil ſie ſie bewußter fühlte, waren die Erfahrungen, welche Julie zu machen hatte. Der Unterricht in Sprachen, den ſie bisher in vielen angeſehenen Fami-

lien ertheilt, ward, unter ganz annehmbaren Gründen, von den meisten Schülerinnen aufgegeben: aber fast überall waren diese Gründe zu gleicher Zeit wie Schwämme über Nacht emporgeschossen. Mit den Unterrichtsstunden hatten auch für Julie die Einladungen ein Ende. Es wäre peinlich gewesen, die Schwester zu empfangen, während man den Bruder vermied. Man war versagt, wenn Julie ihre Schülerinnen aufforderte, sie zu besuchen: man fand nicht Zeit, sie zu benachrichtigen wie früher, wenn man zu englischen und französischen Lesezirkeln zusammen kam. Was die Mutter laut beklagte, ertrugen Julie schweigend, Oswald mit Geringschätzung, das unverdiente Verdammungsurtheil der Leute.

Nur einige wenige von Allen, die ihm nahe gestanden, waren ihm verbunden geblieben: Eugen von Rechberg hielt am festesten zu ihm. Er allein kannte den bittern Kelch des Schmerzes, den der Freund geleert, er allein kannte den Namen

Leonore, zu dem Oswald emporſchaute, als zu ſeiner Gottheit. Einmal ausgeſprochen, war er nie wieder genannt worden zwiſchen ihnen, ſo hatte Oswald es verlangt.

Schwache Naturen werden geknickt durch das Unrecht, welches ihnen widerfährt, ſtarke werden geſtählt in dieſem Feuer zur Unzerbrechlichkeit. Oswald war abhängig in ſeiner amtlichen Stellung von ſeinem früheren Schwiegervater, als von ſeiner oberſten Behörde. Man wußte, daß er deſſen Gunſt verloren hatte, und glaubte dem Chef zu ſchmeicheln, wenn man den Mißliebigen ungünſtig betrachtete. Kleine Reibungen mit ſeinen Collegen, welche er in ſeiner abgeſchloſſenen Weiſe nicht augenblicklich freundlich auszugleichen vermochte, wurden zu Fehlern gegen die Amtsdisciplin umgeſtempelt, jede billige Erleichterung wurde ihm verſagt, das leiſeſte Vergehen eine Pflichtverletzung genannt. Gereizt, erbittert durch die Tyrannei der Beamtenhierarchie, deren

Schwere er immer auf das Tiefſte empfunden hatte, ſehnte ſich ſeine Seele nach Freiheit, und er würde ohne Bedenken ſeine Stelle niedergelegt haben, hätte nicht die Sorge für die Seinen, und die Furcht ſeine kränkelnde Mutter zu betrüben, ihn ausharren laſſen in den Banden, die ihn drückten.

»Rechtfertige Dich gegen Deine Feinde!« bat Eugen, wenn er den Freund zornig das Unwürdige ertragen ſah; »was haſt Du zu verbergen? Warum duldeſt Du Schmähungen, Angriffe, die jedes Haltes entbehren? Warum ſchweigſt Du, ſtatt Dich zu vertheidigen?«

»Soll ich, ein Don Quixote des blinden Vorurtheils, gegen die ſich unabläſſig drehende Windmühle der öffentlichen Meinung fechten? Das Urtheil der Menge iſt wie Siroccohitze: je mehr man ſich anſtrengt ihr zu entgehen, um ſo ſchwerer leidet man darunter. Der Verſtändige ruht in ſeinem Hauſe und wartet das Ende ab.«

»Aber Du wirst diesem Urtheil unterliegen, Oswald!«

»Weil ich es nicht erkaufen kann!«

»Wie verstehst Du das?« fragte Eugen.

»Kannst Du noch fragen?« entgegnete Jener. »Bleibt das Urtheil der Menge sich gleich in allen Verhältnissen? hat sie dieselben Gesetze der Sitte für den Armen und den Reichen? für den Vornehmen und Geringen? Sie nennt Schande bei dem Einen, was sie mit erhabenem Namen bei dem Andern schmückt. Sie erkennt dem Fürsten als Berechtigung zu, was sie dem Bürger als Verbrechen vorwirft. Sie erträgt von dem Reichen, dessen Reichthum ihr Genuß bereitet, von dem berühmten Manne, dessen Umgang ihrer Eitelkeit schmeichelt, was sie dem Armen, dem Unberühmten nie vergeben würde. Die öffentliche Meinung ist das käuflichste Ding der Welt. Gieb mir Reichthum, gieb mir einen großen Namen, und ich will von der öffentlichen Meinung Dul-

dung für jeden meiner Einfälle, Nachsicht für meine Fehler, Beschönigung selbst für meine Schwächen erhalten, wenn ich die rechte Summe der Bestechung daran zu setzen habe.«

»Lindert diese Verachtung Deine Qualen? treffen Dich die Pfeile nicht, weil Du sie vergiftet weißt? Leidest Du nicht dennoch?« wendete Eugen ein.

»Ich leide darunter, wie man unter den Launen einer Kokette leidet, die man einst geliebt, und mit der die Herzensfasern noch verwachsen sind, obschon man ihre Falschheit längst erkannt hat.« Er schwieg eine Weile, dann sagte er mit bitterm Lachen: »Ja! diese Leute, aus deren Gunst wir den Götzen unserer Sclavenseelen machen, sind wie ein feiles Weib. Es beherrscht uns, weil wir uns vor ihm erniedrigen: es verlangt nicht Wahrheit zu hören, sondern Bestätigung seiner Launen. Unerbittlich vor dem Bittenden, unterjocht es der Gleichgültige durch Ver-

achtung und Trotz. Es geißelt mit grauſamer Wolluſt den ohnmächtigen Sclaven und küßt knieend die Hand des Mächtigen, der die Knute ſeiner Tyrannei hoch erhoben als Geſetzesrolle in der Rechten hält.«

»Oswald!« bat Rechberg, »laß mich die Gräfin nennen in den Kreiſen unſerer Geſellſchaft: laß mich erzählen, wie Ihr Euch getrennt.«

»Damit man den Namen des reinſten Weibes entweihe durch frechen Zweifel? Damit man das heiligſte Verſtändniß ſpöttiſch lächelnd eine »Liaiſon« nenne?« fragte Oswald. »Hältſt Du die Leute für geneigt, ſolche Wahrheit zu ehren? dieſe tugendheuchelnden Weltmenſchen für edel genug, an Entſagungen zu glauben, deren ſie ſelbſt unfähig ſind?«

Rechberg antwortete nicht, und Oswald fuhr nach einer Pauſe fort: »Käme heute die Gräfin an der Seite ihres Mannes hieher, ſähe ſie mich

bei ſich wie in Rom, man würde, bei dem gefaßten Vorurtheile beharrend, mich verdammen, der ich ein armer Seminarlehrer bin, wenn man der Gräfin ihre Liebe als eine »vorübergehende Caprice« nachſähe. Aber gieb mir Geld, gieb mir die Mittel, mit Glanz aufzutreten, eine reizende Maitreſſe zu haben, und ſie aller conventionellen Sittlichkeit zum Trotz öffentlich einzugeſtehen, und die Leute, welche mich heute verketzern, während ich hoffnungslos der höchſten Liebe entſage, werden meiner leichtfertigen Laune Loblieder ſingen, wenn ich ſie dafür bezahlen kann. Es widert mich an, daran zu denken!«

Kapitel IV.

Die alte Frau Oswald war gestorben in Kummer und Schmerz über die Verhältnisse ihres Sohnes. Herzzerrissen hatte er die erste Hand voll Erde hinabgeworfen auf die theure Hülle; und war heimgekehrt in das verödete Haus, die Todte zu beweinen mit der Schwester. Als der erste Schmerz vorüber war, als Oswald nicht mehr das traurige, sorgendurchfurchte Antlitz der Mutter vor sich sah, fühlte er sich frei von allen jenen peinlichen Verstrickungen, die ihm um ihretwillen oft so drückend erschienen waren.

Er legte sein Amt nieder und ging im Gefühl erlangter Freiheit muthig an eine große dichterische Arbeit, die er seit Jahren liebend in der Seele getragen hatte, ohne die Muße zu ihrer Ge-

ſtaltung finden zu können. Der glücklichſte Erfolg krönte ſein Werk. Durch ganz Deutſchland nannte und pries man den Dichter, ein freudiger Zuruf ſchallte ihm aus den Herzen der Beſten entgegen, nur in ſeiner Heimath blieb er fremd und unbeachtet. Man fand es kaum der Mühe werth, ſeine Arbeit zu prüfen. Was konnte denn ein Menſch, welcher der Tochter des verehrten Oberconſiſtorialraths das Verlöbniß gebrochen hatte, ein Menſch, deſſen Verhältniſſe ſo unklar und doch ſo vielbeſprochen waren, Gutes leiſten? Aus ſittenloſem Gemüthe kann nichts Schönes erwachſen, hatte der Oberconſiſtorialrath neulich auf der Kanzel geſagt.

Vergebens bewieſen Einzelne die Schönheit des Werkes, rühmten die hohe Sinnesreinheit, welche es durchdringe, die Leute glaubten nicht daran. Oswald entbehrte in ſeiner Nähe der Anerkennung, deren das Talent bedarf.

So entſchwanden wieder ein paar Jahre für

ihn, abwechselnd in Freude und Leid. Er hatte viel gedacht, viel gedichtet, Julie sich einem braven Manne verlobt. An ihrem Hochzeitstage schied sie von der Residenz und Oswald mit ihr. Es war den Personen, welche die Geschwister kannten, nicht recht, daß sie den Ort verließen. Die Leute sind Gewohnheitsmenschen, sie mögen gern behalten, was sie besitzen, sie wollen selbst die Gegenstände ihres Uebelwollens nicht entbehren. Oswald fehlte allen denen, die es vermieden hatten, ihn zu sehen, die sich gehütet hatten, ihn anzureden. Es war eine Lücke in ihrem Leben entstanden, welche nur schlecht durch die neugierige Frage ausgefüllt ward, wohin er gegangen sein könne und was er wohl beginnen werde?

Aber kaum war diese anziehende Ueberlegung durch die Ankunft einer berühmten Ballettänzerin etwas in den Hintergrund getreten, als man plötzlich hörte, Oswald habe durch einen Bevollmächtigten das schönste Haus vor den Thoren

gemiethet, deſſen Beſitzer gerade geſtorben war, und es werde durch den Hoftapezirer mit großer Sorgfalt für ihn eingerichtet.

Niemand wollte das glauben, und doch beſtätigte ſich die Nachricht. Die Baronin Wendland ſah bei zufälligem Vorüberfahren, daß vor dem Hauſe ein Damenſchreibtiſch von dem Möbelwagen abgeladen wurde. Roſalie und einige ihrer Freundinnen, welche, ſtatt um die gewohnte Stunde im Park zu promeniren, in den nächſten Tagen ebenfalls zufällig an dem ziemlich entlegenen Hauſe vorübergingen, bemerkten farbige Gardinen an den Fenſtern, Oelgemälde auf dunkelrothen Wänden, und ſogar Statuen, halb von friſchem Schlingpflanzen-Geranke verborgen.

Für wen dieſe koſtbaren Zurüſtungen? woher die Mittel ſie auszuführen, da Oswald kein Vermögen beſaß?

Im Grunde genommen, meinte man in der

nächſten Braunfeld'ſchen Soiree, ſei es Jedem gleichgültig, was Oswald thue und treibe: aber das ſtehe feſt, jetzt werde ſich das italieniſche Geheimniß enthüllen. Man war darüber einig, daß jetzt die Sängerin, die Italienerin, die alte Engländerin eintreffen müſſe, welche ſchon ſeit Jahren Oswalds Ausgaben beſtritt; und eben ſo einig, daß man ſie keinesfalls empfangen, keinen Umgang mit ihr pflegen würde, ſollte er es ſich beikommen laſſen, ſie in eine der Familien einzuführen, mit denen er noch eine Art von Verbindung behalten hatte. In dem feſten Vorſatz, ſich gar nicht um ihn zu kümmern, dachte man unabläſſig an ihn. Wenn ſich zwei Frauen jenes Kreiſes begegneten, fragte ſicher die eine: »iſt er ſchon angelangt?« was denn die andere, der man nur mit der Frage zuvorgekommen war, ſcherzend recht kleinſtädtiſch nannte.

Als ob nicht jede Stadt aus mehreren kleinen Städten beſtände! als ob die Bewohner großer

Städte nicht auch müßige Stunden, Langeweile, kleinliche Neugier, kleinliche Vorliebe und kleinlichen Haß hätten, wenn nicht große Interessen ihre Seele vor Kleinlichem bewahren! Kleinstädterei ist nicht immer das Eigenthum der Orte, welche eine geringe Menschenmenge in engen Stadtmauern bergen. Es ist der geistige Gehalt und nicht die Zahl der Menschen, welche einem Orte seinen Charakter aufprägt.

Endlich meldete eine Zeitung, der gefeierte Dichter Oswald sei in die Heimath zurückgekehrt und werde sich hier dauernd niederlassen. Mündliche Berichte verkündeten, eine Dame sei mit ihm gekommen.

»Ob sie schön ist?« fragten die Männer.

»Haben Sie die Italienerin gesehen?« die Frauen.

Wenn man Mittags bei den Spazierfahrten im Park, oder Abends in den Logen des Theaters einen schlanken Mann mit einer Dame am Arme

bemerkte, blickte man schärfer hin, und sah es der Nachbar, so sagte man, daß die Person eines Dichters doch immer eine Art von Theilnahme errege, selbst wenn man ihn als Mensch nicht achten könne.

Aber weder im Theater, noch auf der Promenade war Oswald mit der Fremden zu entdecken. Die Geheimräthin Braunfeld, welche sich ihrer Gesundheit wegen viel Bewegung machen mußte, war abermals an dem Oswald'schen Hause vorübergekommen und hatte alle Fenster desselben mit Tüllgardinen verhängt gefunden. Das war zwar in vielen Häusern der Fall, es gehörte sogar zum guten Ton, hier aber blieb es doch auffallend.

In der Residenz leben und sich so absichtlich zurückziehen, daß man weder den Park, noch irgend eines der Theater besuchen, ja nicht einmal auf die Straße blicken zu wollen schien, das

ſetzte einen Hochmuth, eine Selbſtgenügſamkeit voraus, die unverzeihlich waren.

Endlich berichtete der Hofrath, er habe geſtern einen Bildhauer, einen Bekannten von Oswald geſprochen, und von dieſem gehört, Oswalds Haus ſei ein wahrhafter Tempel des feinſten Schönheitsgefühls. Die eine Hälfte deſſelben bewohne er, die andere Hälfte Camilla Permon, und Camilla ſei eine der anziehendſten Perſönlichkeiten.

Alſo Camilla Permon! Welch eine Erleichterung für die Gemüther! Der Menſch will Liebe und Haß an beſtimmte Gegenſtände knüpfen. Man kann ein Unbeſtimmtes hoffen oder fürchten, um zu lieben und zu haſſen bedarf man eines feſten Begriffes. Alſo Camilla Permon! Die Leute athmeten auf. Das Ungewiſſe, die Ahnung, das Nebelhafte, hatten nun doch endlich Geſtalt gewonnen; man wuſte doch, wie man es nennen ſollte.

Alſo Camilla Permon! — Und nicht Camilla

Oswald? — War sie verheirathet? — Wittwe? — Sängerin? Künstlerin? — Auf alle diese Fragen, mit denen man den Hofrath bestürmte, hatte er keine Antwort. Nur daß sie eine Französin sei und eine vortreffliche Haltung habe, ruhig und sicher wie die Frauen der besten Gesellschaft, wußte er zu berichten. Camilla müsse, nach ihren Aeußerungen zu urtheilen, bedeutende Reisen gemacht und viel ausgezeichnete Menschen gesehen haben. Man hatte, wie jener Bildhauer erzählte, an ihrem Theetische über Kunst und Literatur, über Welt und Menschen gesprochen, und er sowohl, als einige andere dort anwesende Künstler hatten versichert, sich noch nach mehreren Tagen belebt und erwärmt gefühlt zu haben von jenen genußreichen Stunden, von Camillas und Oswalds anregender Unterhaltung.

Das steigerte die Neugier der Leute auf das Höchste. Wer konnte diese Camilla sein? —

Keine Künſtlerin von irgend bedeutendem Rufe trug den Namen Permon.

»Wäre ſie eine Künſtlerin,« bemerkte die Geheimräthin, »ſo hätte ſie doch ohne Zweifel eine Empfehlung an mich mitgebracht.«

»Eine Dame von Stande iſt es auch nicht,« meinte die Generalin. »Der Name Permon ſteht in keinem Adelslexikon der Welt.«

»Es iſt eben nur ein neuer Beweis von der Tactloſigkeit dieſes Oswalds, daß er ſeine Frau nicht einmal den Familien vorſtellt, in denen man ihn gaſtlich aufnahm, als er noch kein berühmter Dichter war und noch nicht ſolch elegantes Landhaus hatte,« ſagte die Geheimräthin.

Alle Frauen gaben ihr darin Recht. Es war ein beiſpielloſes Unrecht, daß Oswald mit ſeiner Frau keine Beſuche machte. Dieſelben Perſonen, welche entſchloſſen geweſen waren, ihn nicht anzunehmen, fühlten ſich beeinträchtigt, da ſie ihm dieſe Beleidigung nicht zufügen konnten. Man

hatte die Unbekannte als Oswalds Maitreſſe bezeichnet, ſo lange man ihn in dieſer Geliebten zu demüthigen dachte; jetzt nannte man Camilla, welche nicht einmal ſeinen Namen trug, Oswalds Frau, denn man wollte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er ſie nicht in Geſellſchaft führe, daß er ſie der Neugier vorenthalte. Die Anſichten der Leute ſind biegſam wie Gutta-Percha: es läßt ſich eben Alles daraus machen.

Kaum vierzehn Tage mochte Oswald mit Camilla in der Reſidenz gelebt haben, als unter den Männern ſich zahlreiche Stimmen für Camilla erhoben und ihre Schönheit und Anmuth täglich neu geprieſen wurden. Der Eine hatte ſie mit Oswald fahren, der Andere neben ihm zu Pferde geſehen; der Hofrath war ihr in einem Kaffeehauſe begegnet, wo ſie mit Oswald Eis gegeſſen hatte. Er verſicherte, daß ſie das eleganteſte Franzöſiſch ſpreche und durchaus comme il faut ſei. Der Miniſterialpräſident ſetzte, wenn

er ſie irgendwo erblickte, lächelnd ſeine Brille auf, ihr nachzuſehen, und fand es ſehr natürlich, daß ein junger, feuriger Dichter, wie Oswald, für dieſe Camilla jene alternde Roſalie aufgegeben habe, die doch im Grunde wirklich ſchon verblüht ausſähe.

»Und glauben Sie mir, lieber Präſident! es giebt nichts Anmuthigeres als dies Mädchen bei Oswalds kleinen Diners,« verſicherte der Hofrath. »Sie ſprudelt von Witz und Geiſt. Ich habe doch Frauen von allen Völkern gekannt, aber dieſe Camilla vereinigt die Vorzüge der verſchiedenſten Nationalitäten, wie die Ananas den Geſchmack aller Früchte. Sie iſt ein reizendes Geſchöpf.«

»Ja! ich habe auch ſchon davon gehört! Dieſe Diners ſollen ganz eigenthümlich ſein! Sind Sie häufig dort?« fragte der Präſident.

»Nur ab und zu! In der Proſa unſeres Lebens freut man ſich dieſer poetiſchen Naturen.

Oswald iſt allerdings excentriſch und hat noch immer ſeine überſpannten Anſichten; aber wer ſollte das einem Dichter nicht zu Gute halten, bei der großen, wirklich erquickenden Friſche ſeines Weſens.«

»Ich höre, er wird nächſtens ein neues Drama leſen. Hat er denn Talent für dieſes Fach, lieber Hofrath? Ich wäre begierig, Ihr Urtheil darüber zu kennen.«

»Wollen Sie mir erlauben, daß ich Oswald von dieſer Theilnahme unterrichte?« fragte der Hofrath. »Ich bin ſicher, daß ſie ihn erfreuen wird?«

»Warum denn nicht? Sie wiſſen, ich habe Oswald immer für ein bedeutendes Talent gehalten.«

Eine Woche darauf las dieſer in ſeinem geſchmackvollen Empfangzimmer ſein neues Trauerſpiel. Der Präſident, der Hofrath, der Bank-

director, ein ganzer Aeropag der angeſehenſten Männer der Stadt waren als Zuhörer verſammelt, denn Einer nach dem Andern hatte den Wunſch ausgeſprochen, der Vorleſung beizuwohnen.

Camilla ſchaltete mit anmuthiger Sicherheit in dem Kreiſe ihrer Gäſte. Alle waren von ihr eingenommen, Alle prieſen ihre ächt weibliche Haltung und geſtanden einmüthig, ſie hätten ſeit Jahren keinen ſo genußreichen Abend verlebt: Oswald habe ein fabelhaftes Glück in der Liebe dieſer reizenden, reichen Frau und ſei wahrhaft zu beneiden.

Seit dieſer Vorleſung gab Oswald in jeder Woche ein Diner und empfing an einem beſtimmten Abende. Mehr that kein Haus der Reſidenz für die Geſellſchaft, und die Soireen der Geheimräthin traten vor dieſer neuen, geiſtreich angeregten Geſelligkeit in tiefen Schatten. An ihrem Theetiſche ſprachen die Männer ſo unabläſſig von Camillas Anmuth und Oswalds

Talent, daß es für die anweſenden Frauen faſt beleidigend wurde.

»Es koſtet Nichts, die allgemeine Schönheit ſein, als die gemeine ſein für Alle,« hatte eine der geiſtreichen Zuhörerinnen des Oberconſiſtorialraths einmal halblaut geſagt, war aber gleich von den zunächſt ſitzenden Männern mit der Bemerkung zurückgewieſen worden, daß Camilla nicht im Entfernteſten kokett ſei, obſchon ſie eine ſo leichte, freie Haltung habe, daß man ſie allen Frauen ſtatt der Prüderie wünſchen könne, welche wirklich zu weit um ſich gegriffen habe.

Die Mütter und Töchter erſtarrten! Alſo ſo weit war es ſchon gekommen, daß die ſtrenge Sittſamkeit der Mädchen aus den höhern Ständen im Preiſe ſank neben dieſer Camilla. Was that ſie denn, alle Herzen ſo zu gewinnen? — Man brannte vor Begierde, ſie zu ſehen, aber welche Frau ſollte den erſten Schritt zur Befriedigung dieſer Begierde wagen?

Die Geheimräthin entſchloß ſich in einer ſchlafloſen Nacht, ſchweigend das Opfer zu bringen. Von jeher hatte ſie nicht zu ſtrenge geurtheilt, hatte berühmte Künſtler und Künſtlerinnen in ihren Soireen geſehen, die eben auch keine Heiligen geweſen waren; ſie beſaß eigentlich, das durfte ſie ſich geſtehen, keine engherzigen Vorurtheile. Als eine Matrone von fleckenloſem Rufe hatte ſie Nichts von der öffentlichen Meinung zu befürchten. Endlich mußte man doch wiſſen, woran man mit den Beiden wäre. Ein Frauenauge ſieht ſchärfer, eine Frau, die ſeit dreißig Jahren einen Salon gehabt hat, urtheilt richtiger als alle Männer. Eine Annäherung an Oswald ward gewandt herbeigeführt, und mit der heroiſchen Selbſtverleugnung, mit der Curtius ſich in den gähnenden Abgrund ſtürzte, trat die Geheimräthin in das Oswald'ſche Haus.

Über die Protectormiene gütiger Herablaſſung, welche ſie gegen Camilla annahm, ward zu nichte

vor Camillas heiter lachendem Auge, vor ihrem verwunderten Ausdruck über die gnädige Haltung eines Gastes gegen die Wirthin des Hauses. Alle feingespitzten Wendungen der Geheimräthin über die Schwierigkeit an fremdem Orte heimisch zu werden, über die schöne Duldsamkeit wahrer Bildung, scheiterten an Camilla. Mit der höchsten Unbefangenheit versicherte sie, daß sie auf gar keine Gesellschaft Anspruch gemacht habe, als sie, dem Wunsche von Oswald folgend, hieher gekommen sei, daß sie aber gern bereit wäre, sich der Gesellschaft anzuschließen, wenn diese und Oswald es wünschen sollten. Eben so ruhig und sicher trat Oswald auf. Beide schienen unantastbar, unverwundbar, das war freilich schlimm. Aber die Geheimräthin war doch heil und gesund aus diesem Abenteuer hervorgegangen, und darin lag denn wieder viel Ermuthigendes für die übrigen Frauen, welche sich rühmen durften, eben so untadelhaft als die

Geheimräthin, das gleiche Wagniß bestehen zu können.

Die über jeden Verdacht erhabenen, lebengeprüften Mütter überschritten zuerst die starre ernste Tugendbarriere, um den Weg der heitern Verdammniß zu geben: dann folgten einige der ältern jungen Damen, die schon in den Eugen Sue'schen Romanen von ähnlichen Verhältnissen gehört hatten, und endlich die ganz unerfahrenen, ahnungslosen Töchter von achtzehn bis vier und zwanzig Jahren, welche niemals verstanden, wovon die Rede sei, wenn sie wußten, daß sie es anstandshalber nicht verstehen durften. Alle Mütter erklärten, eine französische Unterhaltung mit Camilla wiege drei Conversationsstunden des besten Lehrers auf, und für die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Töchter sei ihnen kein Opfer zu schwer. Daß die große Anzahl junger Männer, welche sich bei Oswald versammelten, den erfahrnen Müttern der reifern und der schuldlosen

Töchter einen erwünschten Heirathsmarkt eröffnete, das sagten die lebengeprüften Mütter nicht.

So schamlos man Oswalds Erscheinen an der Seite dieser Frau früher genannt hatte, so vollkommen begriff man es jetzt, daß er einer gebildeten Dame in seinem Hause bedürfe, um seine weiblichen Gäste zu empfangen. Wagten die nähern Freunde Rosaliens oder des Oberconsistorialraths die frühere Bemerkung geltend zu machen, Oswalds Verhältniß zu Camilla sei ein ungewöhnliches und darum also sicher auch gegen die Regeln der Moral und Sitte, so waren gleich viele Leute mit einer warmen Vertheidigung bei der Hand.

»Oswalds Betragen gegen Camilla bewege sich innerhalb der Gesellschaft in den Formen der strengsten Wohlanständigkeit; ja es läge sogar eine Art von Fremdheit und Zurückhaltung in seinem Verhalten gegen sie, die vollkommen für Achtung ihrer Persönlichkeit sprächen,« versicherte die Baronin.

Die Generalin erinnerte, daß ja eine große Anzahl ähnlicher Beziehungen in dem Leben anderer Dichter vorgekommen wären: Petrarka und Laura, Tiedge und Frau von der Recke, die Stollberge und die Gallizin, Schlegel und Frau von Staël, das wären ja Alles bedeutende und edle Menschen gewesen, über deren Zusammenhang Kurzsichtige damals vielleicht auch hart geurtheilt hätten, während man sie jetzt verehre. Solchen Naturen müsse man ihre Mängel um ihrer Eigenschaften willen wohl verzeihen.

»Vor allen Dingen,« sagte der Präsident, »ist es gewiß Unrecht, an alle Menschen den gleichen Maßstab zu legen. Wenn wir der Individualität ihr Recht und die Möglichkeit freier Entwickelung gönnen wollen, die bei einem Dichter uns Allen zu Gute kommt, so müssen wir nur den Maßstab für ihn anwenden, den er selbst uns für sich in die Hand giebt. Gestehen Sie, Göthe konnte so unmöglich nach den Lebens-

anſchauungen Klopſtocks, als Schiller nach Bürgers Weiſe leben. Es trägt eben jede Natur ihre Nothwendigkeit in ſich. Was zwei Menſchen mit einander in ihrem Innern gemein haben, liegt außer den Grenzen der Geſellſchaft: ſo lange der Anſtand nicht verletzt, kein fremdes Recht dadurch gekränkt wird, ſo lange haben die Beiden es mit ihrem Gott und ihrem Gewiſſen abzumachen, und eine Geſellſchaft wie die unſere thut eigentlich am beſten, ſich gar nicht darum zu kümmern.«

»Vollkommen Ihrer Meinung!« ſtimmte der Hofrath ein. »Auch war ich der Erſte, das werden Sie mir zugeben, der unſerm Oswald die Gerechtigkeit bewies. Man iſt wirklich in jetziger Zeit zu ſtrenge, zu unduldſam geworden. Denken Sie doch, wie frei man in unſerer Jugend dachte, welchen Reſpect man vor dem producirenden Genius hatte und wie viel lebensfriſcher, genußreicher und anregender unſere Ge-

ſellſchaft damals war. In Oswald ſprudelt das friſche Blut jener Zeit und ſeine etwas regelloſe, willkürliche Art kann als ein Beiſpiel, als eine Ausnahme von der Regel unſerer pedantiſchen Intoleranz gar Nichts ſchaden. Es war nicht Alles ſchlecht in unſerer Jugend!«

Dieſe Ausſprüche fand man vollkommen richtig, denn man tanzte und ſpeiſte bei Oswald, und ſeine Geſellſchaften waren ſchwungvoll angeregt, wie keine andern. Alles an ihm erſchien jetzt im rechten Lichte, ward bewundert und geprieſen. Nur daß er ſo kalt ſchien gegen dieſes Lob, das gefiel den Leuten nicht. Indeß da ſie ſich nun einmal des Individualiſirens und der Nachſicht befleißigten, nannten ſie auch dieſe Kälte einen eigenthümlichen Zug ſeines Charakters und beſchieden ſich, auch darüber mit dem Genius nicht zu rechten.

So waren zwei Monate vergangen, als der einſt verdammte, jetzt im Schaumgold der höch-

ſten Gunſt ſtrahlende Oswald die Männer zu einem Abendbrote einlud.

»Nur die Männer?« fragten alle Frauen.

Kapitel V.

Um neun Uhr hatte man ſich verſammelt, jetzt war Mitternacht nahe.

Die ſeltenſten Speiſen, die feurigſten Weine bildeten die Mahlzeit. Bei der ſtrahlenden Flamme des Camins, bei dem Dufte der blühenden Blumen, welche das Speiſezimmer ſchmückten, vergaß man, daß Regen und Sturm die Straßen durchtobten. Oswald war angeregter, mittheilender als jemals; nur Camillas Anweſenheit vermißte man ſchmerzlich

Knallend flogen die Champagnerkorke in die Höhe, der silberne, funkelnde, berauschende Schaum perlte in den Gläsern. Wie Wetterleuchten zuckten die tollsten Einfälle, die fröhlichsten Scherze aus der Unterhaltung hervor. Die ältesten Männer fühlten sich jung und froh; sie gestanden, daß selbst die Soireen des Fürsten bei der Frau von Hellborn nicht so reizend wären, als Oswalds Abendgesellschaften. Seine schöpferische Natur wirkte auf Alle, machte Alle erfinderisch, und man entwarf scherzend Plane zu künftigen Dichtungen für ihn, als einer der Gäste fragte: »Haben Sie denn kein neues Gedicht, das Sie uns heute geben könnten? Unsere Seelen sind offen für jeden Eindruck in diesem Augenblicke.«

»Nein!« entgegnete Oswald, »ein Gedicht habe ich nicht; aber eine Erzählung und die sollen Sie hören.«

»Bravo! Vortrefflich!« erschallte es um ihn

her Oswald erhob ſich; ſeine Bruſt athmete hoch auf, ſein Auge flammte:

»Es lebte ein Jüngling,« ſprach er, »deſſen Seele glühte in Anbetung des Schönen, in tiefer Unterordnung unter das Recht, in begeiſtertem Suchen nach Wahrheit und Freiheit, aber er war arm und ſeine Stellung war gering. Man duldete ihn, weil man ihn unterhaltend fand in der langweiligen Alltäglichkeit; doch wer von den Reichen und Hochgeſtellten hatte Zeit und Liebe genug, die Tiefe dieſes einſamen Jünglingsherzens zu ergründen? Wer hielt es der Mühe werth, ihm den Pfad zu erleichtern, den eine unabweisliche Nothwendigkeit ihn zu gehen zwang, als dieſer Pfad abzuweichen ſchien von der breitgetretenen Straße der Gewöhnlichkeit?«

»Und über das Leben dieſes Jünglings brach ein furchtbar Weh herein. Er hatte ſein Ideal gefunden in der Liebe zu einem Weibe, hoch und rein wie die Sterne des Himmels, und — un-

erreichbar wie ſie. Schweigend in herzblutender Entſagung, ſtumm in namenloſem Schmerz, die ſelige Erinnerung einer glückesvollen Minute, als höchſtes Gut in ſeiner Bruſt, ſo trat er vor Euch hin!«

»Und Ihr habt ihn geſchmäht, weil Ihr zu elend wart, zu glauben: Ihr habt verdammt, gemartert und gequält, wo es Barmherzigkeit geweſen wäre zu ſchonen und zu tröſten. Dem Ringenden, dem Untergehenden, der ſich wie ein Schiffbrüchiger anzuklammern ſtrebte an das feſte Anker ſeines Amtes, ſeiner Pflicht, dem habt Ihr mit den ſcharfen Feilen Eurer Niedrigkeit das Anker rauh gemacht, daß es die müden Hände des Unglücklichen zerfleiſchte!«

»Meiner Mutter letzte Tage habt Ihr verbittert, meine Ehre habt Ihr angetaſtet, des Ideal meines Herzens habt Ihr eine Buhlerin genannt. Ihr habt mir den überfließenden Becher meiner glaubensvollen Menſchenliebe mit Verachtung

gefüllt — denn ich war unbekant und arm, ich hatte Euch Nichts zu bieten.«

»Aber da ich berühmt und reich ward, da ich Camilla, ein bezahltes Weib, vor Euch hinführte, meinem Leben fremder als Euch das Ideal meines Herzens; da ich Eurer Genußsucht zu schmeicheln vermochte durch mein Geld, da fremder Beifall Euch belehrte, daß ich werth sei beachtet zu werden: da Eure Weiber und Töchter sich Zerstreuung versprachen in den Hallen meines Hauses, da habt Ihr nicht gefragt, nicht gerichtet und nicht verdammt! da habt Ihr beschönigt und Nachsicht geübt, Ihr bestochenen Richter, Ihr feilen Tugendheuchler! und — — Ihr betrogenen Schmeichler!«

»Denn ich bin arm! ärmer in dieser Stunde, als Ihr mich je gekannt! Was ich besaß, ich habe es geopfert für eine Stunde der Rache!«

»Diese Polster, in denen Ihr Euch dehnt, geben morgen an ihren Besitzer zurück, die Mieth-

zeit dieſes Feenpalaſtes iſt morgen vorüber, Ihr werdet nicht mehr ſchwelgen in dieſen Räumen. Ich bin ein Bettler in Euren Augen! Ich beſitze in dieſer Stunde Nichts als mich ſelbſt und das Recht, Euch Alle zu verachten.«

Tief aufathmend ſchaute er mit langem Blicke im Kreiſe umher. Alle Geſichter waren bleich, kein Laut regte ſich, und ſtarr vor Erſtaunen ſah man ihn das Zimmer verlaſſen.

»Mit dieſer Scene enden jene Aufzeichnungen,« ſagte Alwyn; »da die Frauen aber bisher noch immer verlangt haben, von dem ſpäteren Ergehen des Helden unterrichtet zu werden, ſo kann ich, dieſer menſchlich und äſthetiſch berechtigten Forderung zu genügen, Ihnen einen Brief von Oswald mittheilen, der alle nöthigen Aufſchlüſſe über ſeine ſpätere Zukunft enthält. Er iſt an ſeinen Freund, den Lieutenant von Rechberg ge-

richtet, im Frühjahr von eintauſend achthundert acht und vierzig geſchrieben, und lautet alſo:«

»Du fragſt mich wie ich lebe? mein theurer Freund! Du freuſt Dich meiner litterariſchen Erfolge, meiner politiſchen Thätigkeit, Du hältſt mich jetzt für glücklich und irrſt Dich nicht, mein Eugen!«

»Um aber in dieſen Stürmen zu ſtehen und ſich glücklich fühlen zu können, muß man, unabhängig von fremdem Urtheil, feſt halten an den Geſetzen des Gottes in der eigenen Bruſt. Dies zu thun haben die Erfahrungen meiner Vergangenheit mich gelehrt; darum ſegne ich jetzt den bittern Kelch, auf deſſen Grund ſie für mich lagen.«

»Das Rachegefühl der Jugend, in dem ich von Euch ſchied, iſt in reifern Tagen meiner früheren Menſchenliebe gewichen. Man kann die Menſchen nicht verachten, nicht haſſen, wenn man an den Gott in ihnen glaubt.«

»Ich fühle mich ſtark und muthig, und die

Zeit wird Raum bieten für die That. Das iſt Alles was man bedarf, wenn man, wie ich, die Gewißheit hat, nach der Zeit ihrer Wittwentrauer, eine Leonore ſein zu nennen.«

Alwyn faltete den Brief zuſammen, und Conſtanze meinte, es ſei ihr, ehe er ihnen denſelben vorgeleſen habe, unbegreiflich geweſen, wie gerade Anna Wohlgefallen an Oswalds Handlungsweiſe hätte finden können. Ihr habe die grelle Diſſonanz, mit welcher er die Verhältniſſe aufgelöſt und, ſich rächend, ſein Jugendleben abgeſchloſſen habe, förmlich wehegethan.

»Freilich iſt es eine grelle Diſſonanz,« entgegnete Anna, »aber haben Sie ſchon ein Leben ohne Diſſonanzen gekannt? Jeder von uns hat ſie in ſeinem Innern wahrgenomemen, Jeder, wenn nicht beſonders glückliche Sterne über ihm leuchteten, ſie zwiſchen ſich und der Welt erklingen hören, und es hat mir immer für das Zeichen einer geſunden Kraft gegolten, wenn ſie plötzlich

ſcharf und ſchneidend hervortraten, denn in dieſen Fällen konnte man meiſtens, wie bei Oswald, einſt einer milden und harmoniſchen Löſung gewiß ſein.«

Lothar ſtimmte ihr bei. »Mich hat in dieſer Beziehung«, ſagte er, »ein Platen'ſches Sonett immer ſehr ergriffen.« Er ſingt:

Es ſei geſegnet, wer die Welt verachtet,
Denn falſcher iſt ſie, als es Worte malen:
Sie ſammelt grauſam unſern Schmerz in Schaalen,
Und reicht zum Trunk ſie, wenn wir halb verſchmachtet.

Mir, den als Werkzeug immer ſie betrachtet,
Mir preßt Geſang ſie aus mit tauſend Qualen,
Läßt ihn vielleicht durch ferne Zeiten ſtrahlen
Ich aber werd als Opferthier geſchlachtet.

O ihr, die ihr beneidetet mein Leben,
Und meinen glücklichen Beruf erhobet,
Wie könnt in Irrthum ihr ſo lange ſchweben?

Hätt' ich nicht jedes Gift der Welt erprobet,
Nie hätt ich ganz dem Himmel mich ergeben,
Und nie vollendet, was ihr liebt und lobet.«

»Die erſten Strophen,« fuhr Lothar fort, »drücken noch den wilden Haß eines Menſchen aus, der, durch ſeine Erfahrungen erbittert, wie ein zürnender Titan ſeinen Fluch auf Welt und Menſchen herniederſchleudert, während in den drei letzten Verſen ſich ſchon der Friede und das Verſtändniß eines in ſich beruhigten Weſens abſpiegeln. Der Dichter iſt verſöhnt mit ſeinen Schmerzen, er hat ſie als den Quell des Wiſſens erkannt, und in dem Glück des künſtleriſchen Schaffens, zu dem ſie ihn getrieben, die lohnende Ausgleichung für dieſelben gefunden. Auf ähnliche Weiſe kommen höhere Naturen faſt immer dahin, ihre Schmerzen zu ſegnen, und jene Erbitterung gegen die Menſchen, der wir häufig genug begegnen, iſt nie ein Tadel gegen dieſe, ſondern ein Zeichen für die unvollſtändige Erkenntniß desjenigen, der ſie in ſich zu hegen vermag.«

»Ein großer Theil Ihrer deutſchen Dichter, namentlich aus den letzten Jahrzehnten des vori-

gen und den ersten Decennien dieses Jahrhunderts,« bemerkte Vernon, »sind mir darin immer so unmännlich vorgekommen, daß sie sich in der bestehenden Welt nicht zurecht zu finden, und sie weder zu lieben, noch recht eigentlich zu hassen vermochten. Wir Franzosen schätzen das Leben und seine Freuden viel zu sehr, um uns durch Unzufriedenheit über das Mangelhafte der weltlichen Zustände, im Genusse des Daseins stören zu lassen. Wir tadeln spottend, wir bringen es gelegentlich aus Uebersättigung zum Lebensüberdruß, aber eine Weltscheu, wie in Ihren deutschen Dichtern, oder eine Menschenverachtung, ein Haß, wie sie sich z. B. in den beiden großen Dichtern Englands, in Byron und Schelly erzeugten, findet sich kaum unter unseren Poeten, wenn wir Rousseau ausnehmen, der einer bedeutend früheren Zeit angehört. Die französischen Autoren, zu lebensmuthig und zu thätig, um an der Unvollkommenheit der Welt zu verzweifeln,

ſtrebten vielmehr ſie zu verbeſſern, ſie neuzugeſtalten, und erzeugten durch ihre Schriften unſere Revolutionen. Jene beiden Engländer, ohne Hoffnung, das in vielem Betrachte hinter ihrer perſönlichen Erkenntniß zurückgebliebene Vaterland mit ſich fortreißen zu können in die Bahn freien Denkens, erlagen dem Bewußtſein ihres Alleinſtehens und den Verfolgungen, welche es ihnen zuzog. Die deutſchen Dichter jener Epoche dachten aber weder an das Vaterland, noch an Abhülfe deſſen, was ihnen mangelhaft dünkte. Wie der Strauß bargen ſie den Kopf ins Dickicht. Sie ließen die wirkliche Welt gehen wie ſie wollte und konnte, und retteten ſich ſelbſt in eine Mährchenwelt, in ein fictives Daſein, um den donnernden Tritt der Geſchichte nicht zu hören, deren große, die Welt umwälzende Ereigniſſe ihnen aus nächſter Nähe drohten!«

»Feig iſt das in der That,« ſagte der Commerzienrath, »aber dieſe Art von Feigheit habe

ich jetzt in gewiſſem Sinne oftmals ſelbſt empfunden. Es hat etwas ſo Marterndes, das Heranſchreiten einer ſchreckhaften Nothwendigkeit als müßiger Zuſchauer abwarten zu ſollen, daß ich in dieſem Augenblicke, in dem noch gewaltige Kämpfe uns bevorſtehen, mich oftmals nach dem Zauber poetiſcher Träumereien ſehne, um — nun denn! um meine Furcht vor der Zukunft wenigſtens auf Stunden zu vergeſſen. Wie häufig habe ich dann an die duftigen Mährchen gedacht, die Coralline zu erfinden und ſo anmuthig gaukelnd zu erzählen wußte!«

Man hatte bei dieſen Worten des Commerzienrathes das Haus erreicht, nachdem man vom Petersberge aufgebrochen war, ſobald Alwyn ſeine Vorleſung beendet hatte. Die Sonne war lange untergegangen, die Dämmerung nächtig angebrochen. Ein feiner Sprühregen fiel hernieder, und die Kühle des Abends machte Allen die Rückkehr erwünſcht. Es war das letzte Mal,

das man so lange im Freien verweilte. An den nächsten Tagen mußte man sich bereits mit kürzern Spaziergängen begnügen, die Herbstluft gestattete das Sitzen im Freien nicht mehr, und man hatte angefangen, sich Abends in Anna's Zimmern zu versammeln, als man mit Schmerz gewahr wurde, wie nahe der Zeitpunkt der Trennung den Freunden bevorstand.

So lange man noch mehr als eine Woche vor sich hatte, mochte und brauchte man nicht an das Scheiden zu denken. Als dann aber der letzte Sonntag herankam, als man sich sagen mußte, daß der nächste Sonntag sie Alle weit zerstreut an fernen Punkten treffen würde, lagerte sich eine schmerzliche Wehmuth über sie. Corallinens unerwartet frühes Ende hatte den Ueberlebenden den Muth geraubt, sich mit der frühern Zuversicht ein Wiedersehen zu verheißen, ohne daß Jemand diesen trüben Gedanken, diesem bangen Zweifel an künftigen Tagen Worte geben mochte.

Da sagte Alwyn eines Abends, als man am Kamine beisammen saß: »Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht, ich werde es eben so wenig müde, das Feuer, als das Meer zu betrachten. Das Aufflammen und Erlöschen der einzelnen Brände, ihr spielendes und doch rastloses Uebergreifen nach dem nächsten zündbaren Stoffe, das Ineinanderschmelzen und Einswerden der getrennten, leuchtenden Feuergarben regen mich in gleicher Weise an, wie das Kommen und Gehen, das Wachsen, Steigen und Versinken der Wellen. Auch die Bildung und Zertheilung der Wolken haben einen ähnlichen, wenn schon weniger starken Reiz für mich, und das Erlöschen des Feuers, das Versinken der Wellen, das Verschweben der Wolken, stimmen mich weich und traurig. Es hängt das mit unserer Freude an der Bewegung, an dem Leben zusammen, mit unserm Widerstreben gegen das Aufhören lebendiger Bewegung, gegen den Tod. — »Und,«

fügte er nach einer Pauſe hinzu, »es liegt etwas vom Tode in jeder Trennung. Genügt doch der bloße Gedanke an die nahe Nothwendigkeit des Scheidens, uns ſchon jetzt den Genuß des Beiſammenſeins zu trüben, während wir uns noch in vollem Glücksbeſitze befinden.«

»O! laſſen Sie uns nicht zergliedern, was uns ſchmerzt,« bat Anna, »laſſen Sie uns gar nicht von der Trennung ſprechen. Viel lieber erzähle ich Ihnen, daß ich Ihre Neigung theile, dem Spiele der Elemente, beſonders der Bewegung des Feuers ſtundenlang zu folgen. Schon meine Wärterin pflegte mich in der Kindheit damit zu unterhalten. Sie warf dann ſtarkes Papier in die Flamme und ließ mich beobachten, wie das Feuer es entzündete, es weit und weiter ergriff, es ganz umfing und verſchlang, bis endlich in der leichten Papierkohle nur noch die zitternden, ſprühenden Fünkchen erglühten. Sie ſagte mir, die ſchwarze Papieraſche ſei eine dü-

ſtere, verfallene Kirche, die goldenen, beweglichen Funken ſtattlich geputzte Wallfahrer, die vom Feſte kämen, und ich mußte genau darauf achten, wenn die letzten Beſucher der Kirche hinausgingen und der Küſter, der allerletzte Funke, ihnen folgte. Dann, wenn Alles erloſchen war, ſagte ſie, die Kirche ſei geſchloſſen, ermahnte mich, gleich den Wallfahrern, mein Gebet zu verrichten und brachte mich zur Ruhe. Ich glaube, daß von dieſer Zeit her mir die Gewohnheit geblieben iſt, mich am Kamin den Spielen der Einbildungskraft zu überlaſſen, denn noch immer ſehe ich in der wechſelnden Bewegung des Feuers bunte, verſchwimmende Bilder vor mir entſtehen.«

»So erzählen Sie uns Etwas davon,« bat Conſtanze, »denn Sie allein ſind noch im Rückſtande!«

»Ja,« ſagte Alwyn, »laſſen Sie uns eines jener Mährchen hören, mit denen Sie uns in

früheren Tagen manchmal zu unterhalten pfleg-
ten!«

»In früheren Tagen!« wiederholte Anna. »Wer kann die Stimmung früher Jugend in sich heraufbeschwören?«

»Nun,« meinte der Commerzienrath, »es taucht in guten Stunden doch noch viel davon in Ihnen auf, und wenn Sie es wollten, könn-
ten Sie uns sicherlich auch heute

ein Mährchen aus den Kohlen

erzählen.«

Anna willigte ein. »Sie müssen,« erklärte sie, »wenn Sie ein solches Mährchen verlangen, aber auch den ganzen Zauberproceß meiner Kind-
heit mit mir durchleben. Geben Sie mir das blaue Papier, das um meine Tapisseriearbeit ge-
wickelt ist, es ist stark genug, uns das nöthige Material zu liefern.«

Man reichte ihr das Blatt, sie warf es auf den Rand des Kamines, wo die Flammen es gleich erfassen mußten, und als nun das schnell verbrannte Papierblatt sich vor ihnen in eine schwärzliche, von Funken durchflimmerte Masse zusammenhäufte, sagte sie, nachdem sie eine Weile sinnend darauf hingeblickt hatte:

»So wie dieses letzte helle Fünkchen schimmerte die kleine Laterne, welche der Küster in der Hand hielt, als er am heiligen Abende die Kirchenpforte schloß. Es war Sitte in der Gegend, am Christabende nach Sonnenuntergang noch Gottesdienst zu halten, und die Predigt, in der der Pfarrer mitten aus der Dunkelheit der Kirche es verkündete, daß es Licht geworden sei auf Erden, war immer die schönste im ganzen Jahre, darüber waren alle Leute einig. Es lag so etwas Geheimnißvolles darin. Man konnte den Nachbar kaum recht sehen, und den Herrn Pfarrer fast noch weniger, denn die Kerze am

Altarpulte flackerte in der Zugluft der Kirche, und warf immer nur einen schnell verfliegenden Schein über des Herrn Pfarrers Antlitz, daß seine Augen wie Sterne aus der Nacht hervorleuchteten und verschwanden. Und wenn dann vollends ein schönes Weihnachtslied gespielt wurde zum Schluß, das zuletzt aufjubelte in laut rauschenden Accorden, den lichtbringenden Christus zu begrüßen, da blieb kaum ein Auge trocken, und in allen Herzen zitterten Rührung und Freude."

„So war es alle Jahre gewesen, und so war es auch heute. Es hatte die Tage vorher viel geschneit, gegen Abend war ein Rauhreif in der Luft gewesen. Da der Mond aufging, zertheilten sich die Nebel, und die Sterne funkelten hell und klar vom Himmel herunter. Es war gar nicht kalt. Auch der Wind, der vom Wasser herüberwehte, denn das Dörfchen lag hart an der Ostsee, und vom Kirchthurme schaute man weit hinaus über das Meer, auch der Wind hatte

sich gelegt. Wie die Leute vom Gottesdienste kamen, blieben sie ordentlich stehen auf dem festgetretenen Wege, der vom Kirchhofsgitter bis zur Kirchenpforte führte, um mit einander zu sprechen, als wäre es Tag und Sommer. Sie lobten es Alle, wie erbaulich der Herr Pfarrer gewesen sei. Indeß sie hielten sich doch nicht lange damit auf. Selbst der Aermste hatte die Erlaubniß des Gutsherrn benutzt, einen Tannenast aus dem Walde zu holen, und die gnädige Frau hatte denen, die gar Nichts selbst zu kaufen im Stande waren, irgend ein warmes Stück Winterkleidung oder wenigstens ein paar Aepfel und Nüsse gegeben, damit kein Kind im Dorfe leer ausgehe, und kein Haus ganz ohne Gaben bleibe. Da machte denn Jeder, daß er in seine Wohnung kam. Die Eltern waren fast noch eiliger als die Kinder.«

»Der Kirchhof wurde denn auch bald leer, und der Küster, der sich überall umsah, konnte

Niemand entdecken. Er schloß also das Kirchhofsgitter und ging seiner Wege. Wie er aber fort war, da flogen schnell zwei Sternschnuppen zueinander. Sie kreuzten sich über der Kirche, wie ein heller Blitz, und die eine fragte im Vorbeikommen: »Wer ist denn die Kleine da unten?« — und die andere Sternschnuppe sah hernieder und erblickte Pfarrwittwens Christel, die, in ihr schwarzes Mäntelchen gehüllt, am Grabe der guten Pfarrerswittwe weinte.«

»Christel war fünfzehn Jahre alt und war ein Findelkind. Einstmals in der Christnacht hatte die alte Pfarrerin ein leises, leises Weinen vor ihrer Thüre gehört. Da war sie hingegangen zu sehen, was es gäbe, und hatte in einem kleinen Korbe ein neugebornes Kind gefunden, sorgfältig in eine Decke von feinem Zobelpelz gehüllt, und in feine Leinentücher gewickelt. Nachdem ihre große Verwunderung vorüber, und das hungernde kleine Mädchen mit warmer Milch

getränkt worden war, fing sie an mit ihrer alten Magd zu sprechen, wie sie's mit dem Kinde halten sollte. Daß sie es aufziehen müsse, das stand fest. Wie sollte sie ein Menschenwesen von sich stoßen, das ihr der Heiland selbst zur Christgabe beschеert hatte, aber sie wollte doch gern wissen, woher das Kind gekommen sei. So bat sie den Nachbar, er möge mit ihr gehen, die Tritte zu verfolgen, deren Spur vor ihrem Hause in dem frisch gefallenen Schnee zu sehen waren. Sie steckten die Laterne an, die Pfarrerin band ihren Mantel um, nahm noch ein großes Tuch über den Kopf, und nun gingen sie vorwärts, der Nachbar und die Pfarrerin, immer den Tritten nach, die von einem gar feinen, kleinen Stiefelchen gemacht schienen. Neben denen lief eine andere große, breite Stiefelspur einher, bis hart ans Ufer des Meeres, das wohl eine Viertelmeile weit hinein fest zugefroren war. Da hinauf wagte die Pfarrerin sich nicht, denn es war

ſchlecht zu geben auf dem in Wellenſchichten gefrornen Waſſer. Aber es ſah hübſch aus in der hellen Nacht, wie es in Geſchieben ſo ſchwärzlich glänzend unter dem vom Winde weggefegten Schnee hervorglitzerte. Sie ſtanden denn lange am Ufer, als müßte ihnen hier irgend eine Botſchaft, eine Nachricht kommen, und endlich ſagte der Nachbar: »Sehen Sie mal, Frau Pfarrerin! iſt das dort eine Wolke oder ein Segel, was da ſo hell im Mondlicht ſchimmert?« Die Pfarrerin konnte es jedoch nicht unterſcheiden, es war auch faſt verſchwunden, als ſie die Stelle fand, an der ſie's ſehen ſollte. Sie mußte alſo unverrichteter Sache heimkehren und hatte vielerlei Gedanken und eine ſorgenvolle, ſchlafloſe Nacht. Am Morgen aber kam der Nachbar und ſagte, es habe ihm nicht Ruhe gelaſſen, er ſei noch einmal nach dem Meere gegangen, da habe er auf dem Eiſe die Spur eines Schlittens gefunden, den ein Mann gezogen haben müſſe. Dieſe

Spur sei bis zur Bucht gegangen, in der die Schiffe landeten. An der Bucht habe ein grüner Tannenbaum im Eise gesteckt und in dessen Zweigen eine brennende Laterne gehangen, die habe den Leuten offenbar den Landungsplatz bezeichnet. Es sei also gestern ein Schiff gewesen, was er gesehen habe, und das Kind sei von weit her gebracht über das Wasser.«

»Was das für ein Aufsehen im Dorfe machte, ist nicht zu sagen. Der Pfarrer, seine Frau, alle Wirthe und Frauen aus dem Dorfe kamen hin zu hören, was an der Geschichte wahr sei, Alle wollten das Kind besehen. Die alte, gute Frau Brigitte hatte ein unruhiges Fest. Ihre Thüre stand nicht still, man kühlte ihr das Zimmer aus mit dem ewigen Kommen und Gehen: sie hatte Noth zu hindern, daß nicht Jeder das arme, kleine Ding in seine Hände nahm, denn die Leute meinten, es müsse doch Etwas an dem Kinde zu sehen oder zu merken sein. Es war aber Alles in der Ordnung,

kein Zeichen, kein Wundermaal zu finden. Nur ein kleines, kleines Ringchen trug das Mädchen am Herzensfinger, und auf dem Ringchen war von grünem Email und feinem Brillantſtaub der ſauberſte kleine Tannenzweig gebildet, den Menſchenaugen je geſehen hatten, und ein Demant hing daran wie ein funkelnder Tropfen Thau.«

»Die beiden Weihnachtstage über, die letzte Woche des Jahres hindurch, ja noch den ganzen Neujahrstag, dachte und ſprach man nur von dem Findelkinde. Wie dann aber die Feſtzeit vorüber war und Jedermann an ſeine Arbeit zu gehen hatte, fing man an, es zu vergeſſen. Als darauf am heiligen Dreikönigstage das kleine Mädchen Chriſtiane getauft wurde, kamen nur die Taufzeugen in die Kirche, und Niemand kümmerte ſich mehr um das große Wunder.«

»Das war ein rechtes Glück für das Kind, denn nun wuchs es ſtill und ſchön heran unter dem Schutze der liebevollen alten Frau. Es war

auch nichts Beſonderes an ihm zu ſpüren, nur daß der kleine Fingerring mit dem Kinde wuchs, und daß man die Chriſtel weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen konnte, das Kleinod von ſich zu thun, damit Frau Brigitte es verſchließen und als Erkennungszeichen aufbewahren konnte. »Ich werde ja meinen Ring nicht verlieren, den mir mein Gevatter gegeben hat,« ſagte Chriſtel, als ſie größer geworden war.«

»Wer iſt denn Dein Gevatter, Du närriſches Kind?« fragte dann Frau Brigitte. Und die Kleine antwortete geheimnißvoll: »Weißt Du das nicht? das iſt der Tannenmann aus dem Tannenbaum, der ſpielt mit mir und beſucht mich im Traum!«

»Dazu ſchüttelte Frau Brigitte lachend den Kopf. Sie meinte, Chriſtel müſſe das aus den Mährchenbüchern gehört haben, aus denen des Pfarrers Bernhard ihr Geſchichten erzählte, der ihr beſter Spielcamerad war und blieb, obſchon

er drei Jahre mehr zählte als ſie. Es waren die beiden ſchönſten Kinder im Dorfe und auch die beiden verträglichſten. Nie gab es Streit zwiſchen ihnen. Was das Eine wollte, das wollte das Andere auch. Zuletzt konnten ſie gar nicht ohne einander leben, ſo daß der Bernhard in den Unterrichtsſtunden nicht mehr ſah und hörte. Er ſaß wie im Traume da, wenn die Chriſtel ihm fehlte, und mußte immerfort denken, wo die Chriſtel wohl ſein und was ſie wohl thun möge?«

»Die Leute im Dorfe, die juſt ſo viel Luſt daran haben, über ihre Mitmenſchen Gloſſen zu machen, als die Leute in der Stadt, fingen ſich nach gerade an, darüber zu wundern. Es lebten ein Paar Schiffscapitaine im Orte, die hatten in fremden Landen, in denen das Chriſtenthum noch nicht heimiſch war, viel Sonderbares erfahren von Liebeszauber und derlei Dingen, die meinten, es ſei nicht richtig mit den beiden Kin-

dern. Der Eine ſagte, es wiſſe ja im Grunde kein Menſch, von wannen die Chriſtel ſtamme, und ob ſie nicht zu irgend einem Heidenvolke gehöre, das unter großen Bäumen den Gottſeibeiuns anbete. Das Mädchen faſele wunderliches Zeug vom Tannenmann, die Sache mit dem wachſenden Tannenringe ſei doch auch verdächtig, und daß des Paſtors Bernhard von der Chriſtel verzaubert ſei, das könne keine Seele läugnen. Der Zweite meinte, die Kinder wären wie die kleinen, grünen Reisvögel, die nicht von einander laſſen könnten, ſo daß der eine hinfliegen muß, wohin der andere will, und die gleich ſterben, wenn man ſie von einander trennt. Das faßte die Dorfjugend auf, und nannte ſie die Reisvögel und verfolgte ſie mit allerlei loſen Spottreden und Neckereien.

Dem Pfarrer mißfiel das mit Recht, denn es taugt Nichts, wenn ſich ſo ein Geſpött an eine Familie heftet, die das Vorbild aller an-

dern sein soll. Er beschloß, den Bernhard, der nun schon vierzehn Jahre alt war, in die Stadt zu thun. Dort sollte er das Gymnasium besuchen, danach geistlich studiren, wie sein Vater, und nicht eher in das Dorf zurückkommen, so hatten die Eltern sich es ausgedacht, bis die Christel, die ja doch nicht ewig bei der Frau Brigitte bleiben konnte, es verlassen haben würde.«

»Am Morgen, da Bernhard abreisen mußte, war er noch einmal in den kleinen Garten zur Pfarrerwittwe gegangen, um Christel Lebewohl zu sagen. Im Garten stand ein schöner Tannenbaum, den hatte der Nachbar dort gepflanzt, nachdem das Kind gefunden worden. Es war die Tanne vom Eise, welche einst die wegweisende Leuchte getragen. Zu aller Menschen Verwunderung hatte sie mitten im Winter Wurzel gefaßt, und war zu einem großen Baume erwachsen, der seine Aeste mächtig schirmend über

das kleine Dach ausbreitete. Es war früh im Jahre und früh am Tage. Ein weicher, warmer Wind zog durch die Luft und fing an, den Thau der Nacht von den Bäumen und Sträuchern zu trocknen, während ein frischer Duft aus der braunen Erde der Beete emporstieg. Die Sonne stand noch ganz niedrig. Ihre Strahlen fielen golden in das dunkle Grün der Tanne und bildeten einen blendenden Schein rund um die Stelle, auf der das Mädchen stand, so daß Bernhard erst die Augen schließen mußte. Als er sie dann aufthun konnte, sagte er: »Christel! was hast Du denn gemacht, Du siehst gerade aus, wie einer von den Engeln auf dem großen Altarbilde, Du schimmerst und flimmerst im Lichte. Ich hätte Dich bald gar nicht gesehen, so hell ist's um Dich her!«

»Ach!« sagte die Kleine, »daß Du mich nicht sehen kannst, das kommt von den Thränen, Du weinst ja, Bernhard!« und damit traten auch

ihr die Thränen in die Augen, und die Kinder fielen sich um den Hals und weinten bitterlich. Der Tannenbaum aber rauschte und säuselte so sanft, daß es klang, als singe eine gute Mutter ihre traurigen Kinder zur Ruh. Wie es denn eine Weile so gar still gewesen war, daß man das leise Schluchzen des Mädchens hören konnte, fing oben in den Aesten ein Fink zu schlagen an. Da richtete Bernhard sich auf. »Leb wohl, Christel!« sagte er, »sie werden gleich Alle aufstehen, ich muß nun fort!«

»Wann kommst Du denn wieder?« fragte Christel.

»Das ist lange hin,« antwortete er, und es war ihm, als hätte er ihr eigentlich noch Etwas zu sagen, aber er wußte selbst nicht was. Daher stand er immer noch, sah sie an, und sie stand auch ganz still, bis er sich endlich besann und sagte. »Schenk mir einen Strauß aus Dei-

nem Garten, daß ich ihn mitnehmen kann: in der Stadt sind so wenig Blumen!«

»Da fuhr Christel auf und eilte nach dem Beete, plötzlich aber hielt sie inne. »Die Blumen halten sich nicht lange,« sprach sie, »die welken bis zur Stadt. Nimm lieber mein Tannengrün vom Ringlein, das welkt und wandelt nicht! Da hast Du was Grünes im Sommer und im Winter.« Damit faßte sie das Zweiglein an, das ganz fest gesessen hatte bis zu dieser Stunde, nun aber ließ es sich lösen bis auf das kleine Demantsteinchen, das ganz fest blieb und sich nicht rückte und rührte. Bernhard nahm das Tannengrün und steckte es in das Taschenbuch, das die Mutter ihm zu seiner Reise gestern erst geschenkt hatte. Danach küßten sie sich herzhaft und Bernhard ging seines Weges.«

»Christel sah ihm nach, so weit ihr Auge reichte und dann setzte sie sich unter den Tannenbaum und weinte immer fort. Es war auch

von dem Tage ab, als sei sie gar nicht mehr dieselbe. Sie gedieh zwar und wurde immer größer und schöner, aber auch immer sonderbarer und den Kindern im Dorfe immer fremder und fremder. Sie mochte mit Niemand spielen, mit Niemand verkehren, blieb still für sich und verließ fast niemals die Frau Brigitte, deren Herzblatt und Augentrost sie war. Das machte Christel unbeliebt im Dorfe, denn die Menschen mögen es nicht, wenn man sich von ihnen sondert. Einer sagte, sie sei hochmüthig und habe am Wenigsten Grund dazu, denn sie sei doch nur ein Findelkind: der Andere nannte sie eine verwünschte Princeß und fing im Spaße an allerlei Spukhaftes von ihr zu erfinden und zu erzählen. Es dauerte auch gar nicht lange, da glaubten die Leute es, und der Erfinder selbst hörte so viel neue Unheimlichkeiten von der Christel melden, daß er sich bald nicht mehr für einen Lügner, sondern für einen Propheten ansehen mußte.

Zuletzt kam es so weit, daß die Mädchen nicht mit der Christel vor den Altar treten wollten, als sie zur Kinderlehre ging, und der Pfarrer hatte Nichts als Aerger und Verdruß von ihr. Erst hatte er das einzige Kind aus dem Hause thun müssen um ihretwillen, dann gab es ewig gegen den gottlosen Aberglauben der Leute anzukämpfen, und einmal, als er trotz seines guten Herzens recht verdrießlich geworden über Alles das, hatte er Frau Brigitte angelegen, das Mädchen fort zu thun, das von jeher ein Aergerniß gewesen sei im Dorfe.«

»Frau Brigitte hatte davon Nichts hören wollen, indeß sie hatte es dem Nachbar vertraut, und Christels guter Name war nicht dadurch gewachsen. Dennoch hatte sie bei ihrer Pflegemutter fortgelebt, bis ein paar Jahre zuvor, ehe unsere Geschichte begann, die gute Pfarrerswittwe zu Grabe getragen und neben ihrem seligen Herrn gebettet worden war. Da waren ihre verheira-

theten Kinder herbei gekommen, die Habe zu theilen, Jeder hatte genommen, was ihm gefallen, Niemand daran gedacht, was denn die Christel bekommen oder wo sie bleiben solle, die doch so treu gehangen an der alten Frau. Man hatte ihre Kleidungsstücke zusammengepackt, ihr die kleine Zobeldecke gegeben, weil sie so flehend darum gebeten, und hatte ihr gesagt, da Frau Brigitte so viel für sie gethan habe, so solle sie ihr nun auch Ehre machen und selbst sich ihr Brot verdienen gehen.«

»Das wollte Christel auch recht gern, nur hätte sie gewünscht, es in dem Garten, unter dem Schatten des Baumes thun zu können, die ihre ganze Welt gewesen waren. Der Pfarrer aber hatte ihr bedeutet, daß dies nicht statthaft sei. Er wisse wohl, hatte er ihr gesagt, daß sie ein braves Mädchen wäre und sanft und gottesfürchtig: es klebe ihr aber hier im Dorfe doch einmal ein Makel an, und er sei gemeint, sie

würde beſſer thun, es zu verlaſſen. Er habe auch deshalb ſchon mit einer benachbarten Herrſchaft geſprochen, die ihre Dienſte bei den Kindern brauchen könne, und dorthin wolle er ſie ſenden mit ſeinem eigenen Geſpann. Weil Frau Brigittens Töchter und der Nachbar und alle Leute das ſehr menſchenfreundlich gefunden, hatte Chriſtel ihm dafür gedankt, und alle Leute hatten ihr Glück gepriesen. Sie konnte ſich aber gar nicht erklären, warum ihr bei dem Glücksfalle ſo zu Muthe geweſen war, als ſollte ihr gleich das Herz zerſpringen in der Bruſt.«

»Am Vorabende ihrer Abreiſe war ſie auf das Grab gegangen und hatte gemeint, Frau Brigitte müſſe mit ihr ſprechen, und dann hatte ſie ſich unter den Tannenbaum geſetzt und gemeint, Bernhard müſſe kommen, Abſchied von ihr zu nehmen, da er doch Abſchied genommen, als er das Dorf verlaſſen. Aber das Grab war ſtumm geblieben und kein Bernhard zu ſehen geweſen,

und ſelbſt die Nadeln des Baumes hatten ſich nicht geregt in ſanften, ſchmeichelnden Tönen wie ſonſt. Sie hatte gewartet und gewartet, weil es ihr geweſen, als müſſe irgend ein Weſen erſcheinen, ſie zu tröſten; wie denn aber Niemand gekommen und es dunkel geworden, war ſie traurig nach Hauſe geſchlichen und hatte nicht einmal weinen gekonnt, ſo einſam und verlaſſen war ihr zu Muthe.«

»Die Herrſchaft, zu der ſie am andern Morgen gebracht worden, war leutſelig geweſen und gut. Man hatte ſich gefreut, ein ſo hübſches und anſtelliges Mädchen in der Nähe der Kinder zu wiſſen, die ſich ihr bald mit Liebe zugewendet. Indeß Chriſtel hatte nicht heimiſch werden können unter den Fremden, und immer wieder war ihre Sehnſucht nach dem Pfarrdorfe, nach dem Wittwenhauſe und dem Tannenbaume gegangen, und es war ihr geweſen, als könne ſie nur dort recht aufathmen, als müſſe ihr dort

ein Glück begegnen, ohne das sie nicht mehr leben und nicht sterben könne. Endlich, wie denn nun wieder das Christfest herangekommen war, das man immer auch als ihren Geburtstag betrachtet hatte, da hatte es sie nicht länger in der Fremde gelitten. Ganz früh, ehe noch der Tag gegraut, hatte sie sich in ihren Mantel eingewickelt, die kleine Zobeldecke wie einen Kragen um den Hals geschlagen und zu wandern angefangen den ganzen lieben Tag, bis sie am Abend müde und matt das Dorf erreichte und zur Christandacht in der kleinen Kirche anlangte, in der sie an so manchem Weihnachtsabende sich die Augen fast ausgesehen hatte, um Bernhard auf der Pfarrbank zu erblicken.«

»Wie sie nun da saß, wurde es ihr ganz heiß ums Herz. All die Thränen, die sie zurückgehalten unter den fremden Menschen, brachen erquickend hervor. Sie dankte Gott, daß sie zu Hause war und weinen konnte. Und wie sie

auffah nach der Pfarrbank, da sah sie Bernhard vor sich sitzen. Der war so groß geworden und so schön, daß sie ihren Augen nicht getraut haben würde, hätte ihr das Herz nicht so geschlagen vor Freude. Sie wollte aufschreien, ihm zurufen, daß sie da sei. Es fiel ihr aber das Gespötte ein, mit dem man sie verfolgt hatte, es fiel ihr auch ein, was wohl der Herr Pfarrer dazu sagen würde, und wie er es überhaupt aufnehmen möchte, daß sie das Amt verlassen hatte, in das er sie gebracht. Darüber wurde sie sorgenvoll und saß ganz still auf ihrem Platze im dunkeln Schatten des alten, holzgeschnitzten Beichtstuhls, bis der ganze Gottesdienst beendet war.«

»Dann ging sie mit den Letzten hinaus, schlich sich hinter dem Küster weg nach dem Grabe ihrer Pflegemutter, um dort zu beten und Rath zu holen, ob sie zu Bernhard gehen solle oder nicht. Wie sie nun da kniete, wo wir sie zuerst gesehen haben, dünkte es ihr mit einem

Male, als höre ſie Schritte. Sie dachte, es werde wohl der Küſter ſein. Als ſie aber den Kopf wendete, ſtand eine Geſtalt neben ihr, die ſie beim Namen rief. Sie hatte den Alten lange nicht geſehen, aber ſie kannte ihn gleich wieder. Er war in einen braunen Mantel gehüllt, der war aus lauter Tannzapfenſchuppen zuſammengeſetzt. Ein großer, hohler Tannzapfen bildete ſeine Mütze, grünlich graues Tannenmoos hing darunter lang an ſeinen Schläfen hervor und umgab in ſtarkem Bartwuchs ſein altes, knorriges, aber grundgutes Geſicht. Die nackten Füße ſteckten in Schuhen von Tannenrinde, in den rothen Händen trug er einen Fichtenſtock, und wie Chriſtel ſeiner anſichtig wurde, rief ſie ihm entgegen: »Ach! kommſt Du endlich, Tannenmann!«

»Da flog es hell und freudig wie ein Nordlicht durch die Augen des Alten, die tief unter buſchigen Brauen verborgen lagen. Er ſtreckte

die Hand nach Christel aus und die fühlte, als ob eine nie gekannte, erquickende Wärme ihre erstarrten Glieder durchströme. Obschon sie ein stattlich ausgewachsenes Mädchen war, sah sie wie ein Kind aus neben dem Alten, und wie einem Kinde vertrauensvoll war ihr zu Sinn.«

»Soll ich zum Bernhard gehen?« fragte sie ihn.«

»Noch ist's zu früh!« war die Antwort.

»Wie lange soll ich denn warten, Tannenmann? Ich bange gar so sehr!«

»Bis das goldene Tannengrün frische Nadeln treibt und das goldne Ringlein braun wird, wie des Baumes Rinde!«

»Wann wird das sein?«

»Wenn wir wiederkehren von der Reise, wenn wir aufsteigen aus der Tiefe, wenn Hoch und Niedrig sich zusammenfinden!«

»Damit nahm er sie auf den Arm, wie man ein kleines Kind zu tragen pflegt, wickelte sie

fest in seinen braunen Mantel und versank langsam mit ihr in den Boden, ohne daß sie es bemerkte, denn sie war sanft eingeschlafen, so wie sein Mantel sie warm umfangen hatte. Aber sie stiegen nicht tief hinab in die Feuerregionen des Erdballs, sondern blieben zumeist nahe an der Oberfläche, wo noch die Pflanzengötter herrschen. Und Christel sah, als sie nach kurzem Schlummer ihre Augen aufschlug, daß alle Blumen, die im Sommer ihre Blüthen gen Himmel trugen, sie nun hinabgesenkt hatten in die Erde, weil es da wärmer war als in der Luft. Rosen und Lilien, Veilchen und Nelken und alle Früchte der schönen Jahreszeit hingen von oben herab aus den Wurzeln hernieder wie Glocken, und statt der todten Winters über der Erde umgab sie ein blüthenreicher, unterirdischer Sommer in fröhlicher Luft. Sie lachte hell auf vor Freude. Der Alte sah ganz glücklich darüber aus.«

»Sollst noch viel Schönres sehen, sollst noch

ganz andere Wunderdinge schauen. Was ist Blumenblüthe gegen Herzenstriebe, was ist Sommerwärme gegen Eltern Liebe!“ sagte er, und seine Worte klangen immer wie das linde Rauschen der Tannenzweige, das ihr so oft mit ahnungsvollen Schauern das Herz bewegt hatte. Sie wußte auch nicht, ob sie wache oder träume, wie sonst im Schatten des Baumes. Es kam ihr Alles so wundersam fremd vor hier unten, und war doch fast dasselbe wie auf der Erde. Weil jedoch das Licht nicht golden herabströmte von der blauen Höhe, sondern dunkelroth emporglühte aus der finstern Tiefe, sahen die Dinge verändert aus. Es regte sich von menschlich gestalteten Wesen, die freilich kleiner waren als die Erdenkinder, aller Ecken und Orten, bald tief in den Gründen, in denen sie hinabstiegen, bald an der Oberfläche bei den Blumenwurzeln; überall aber war es warm, überall arbeitete und hastete man sich, bis es mit einemmale kälter und einsamer

wurde in der Nähe einer finstern Erdwand. An diese klopfte der Alte mit einem stählernen Hammer, den er bei sich trug, und als er sie zum dritten Male berührte, that sie sich knarrend auf. Sie schritten hinein, und gingen von nun ab auf schmalen Stegen vorwärts, immer bergan, bergan. Zu ihren Seiten hörten sie bald rechts, bald links unsichtbare Wasser rauschen. Hier tönte es vereinzelt wie scharfe Hammerschläge, dort klopfte es gewaltig, als schlügen viele zusammen auf hartes Gestein, bisweilen klang es auch, als singe einer leise, ganz leise ein tief trauriges Lied.«

»Christels Herz wurde bange, sie wußte nicht weshalb, und doch schlug es ihr auch wieder so ahnungsvoll, als stehe ihr große Freude bevor. Da schlang sie ihre Arme um des Alten Hals und fragte: »Wohin gehen wir denn, lieber Tannenmann?«

»In des strengen Kaisers Reich, wo die Seufzer klagen und die Thränen fließen!«

»Das Mädchen fuhr erſchrocken zuſammen und ſah den Alten ängſtlich an. Der bemerkte es, wiegte ſie ſanft auf und nieder und ſummte ſo vor ſich hin, als ſpräche er mit ſich ſelbſt: »Im dunkeln Grund glänzt helles Gold, im tiefſten Leid blüht helles Glück, es kommt, es kommt das Kind zurück!«

»Und wie er die Worte geendet hatte, ſtand ein Mann vor ihnen, deſſen edle, ſeltne Schönheit hell hervorleuchtete aus der düſtern Bergmannskleidung, die er trug. Es fuhr wie ein elektriſcher Funken aus des Mannes Augen in des Mädchens Herz, und mit dem Jubelrufe: »Vater, mein Vater! wo iſt meine Mutter?« flog ſie aus den Armen des Tannenmannes, der ſie behutſam zur Erde ſetzte, an des Andern Bruſt. Der preßte ſie an ſich, küßte ihr Haar und küßte ihre Augen, und ſetzte ſich nieder, ſie auf ſeinen Schooß zu nehmen. Dann ſah er ſie lange, lange an, ſein Lächeln wurde immer mil-

der, immer zauberiſcher, bis ihm endlich die Thränen überſtrömten und er liebevoll ausrief: »Mein Kind! mein ſchönes, ſüßes Kind! wie biſt Du Deiner Mutter gleich!« da ſchloß Chriſtel die Augen, obſchon auch ihr die Thränen hervorſtürzten. Sie meinte dieſe Stimme zu hören und den Vater zugleich zu ſehen, das ſei mehr Glück als ſie ertragen könne. Auch der Tannenmann mochte was davon empfinden. Er wendete ſich weg, und wie die Andern es nicht ſahen, ſchüttelte er ſein moosgraues Haupt und fuhr ſich eilig mit dem Aermel über ſein altes, rothes Geſicht.«

»Als dann der Freude genug geſchehen war, fingen der Tannenmann und der Vater zu berathen an, was nun zu thun ſei. Die Beiden waren alte, gute Bekannte. »Sieh den Ring an,« ſagte der Tannenmann und zeigte auf Chriſtels Finger, »es ſchimmert ſchon röthlich unter dem Golde. Bis er bräunlich iſt, wie

des Baumes Rinde, bleibſt Du noch allhier, einſam mit dem Kinde!«

»Der Vater war das wohl zufrieden. Er war des Lebens unter der Erde ſchon gewohnt, und es kam ihm plötzlich leicht vor, ſeit er die Tochter bei ſich hatte. Der Tannenmann half ihm aus Wurzeln, Moos und Steinen ein kleines Stübchen bereiten, neben der Hütte, die der Bergmann inne hatte. Dann putzte er die Wände mit friſchem Nadelholz aus, das er mit ſich gebracht hatte im großen Korbe auf ſeinem Rücken, ſtreute friſche, hellgrüne Tannſpitzchen auf den Fußboden, der Vater hing einen ſchönen Karfunkel als ewige Lampe in dem Raume auf, und dann gingen Beide davon, nachdem ſie der Chriſtel geheißen hatten, die Kleider anzuziehen, die ſie ihr auf das Moosbett gelegt hatten.«

Es war eine hübſche, warme Bergmannstracht. Chriſtel mußte hell lachen, als ſie das enge Beinkleid und die kurze, ſchwarze Jacke an-

zog; und als sie die kleine Pelzmütze auf ihr blondes Haar setzte, da kamen ihr mit einem Male zwei Gedanken. Erst dachte sie: »wenn Du Dich doch im Spiegel betrachten könntest!« und dann: »wenn Dich der Bernhard so sehen möchte!« Und wie sie das eben gedacht hatte, bogen sich die Tannenzweige in der Hütte von einander und sie wurde gewahr, daß sich dahinter ein spiegelhelles Wasser ausbreitete. Das war gerade groß genug darin zu baden, und hell genug sich darin zu sehen. Neugierig guckte sie hinein — und — da sah sie urplötzlich den Bernhard, der, über ihre Schultern gebogen, mit ihr zusammen in das Wasser blickte, den neuen kleinen Bergmann zu betrachten. Christel schrie auf vor Freude, wendete sich um, aber fort war er. Sie suchte ihn aller Ecken, sie rief ihn leise, denn laut zu rufen schämte sie sich, er kam nicht wieder zum Vorschein. Da wollte sie traurig werden und weinen. Wie sie aber überlegte,

daß ſie zu ihrem Vater gekommen ſei, den ſie nie geſehen, meinte ſie, der Bernhard werde ja wohl auch zu ihr kommen und ſie wiederfinden. So war ſie fröhlich und guten Muthes, als ihr Vater bei ihr eintrat und der Tannenmannn ihr Lebewohl bot. Wie er ſchon faſt bis an die Thüre gegangen war, lief ſie ihm nach, hielt ihn am Mantel feſt und ſchaute zu ihm empor, als hätte ſie ihm noch etwas Wichtiges zu ſagen. Dann ſah ſie ſich nach dem Vater um, wurde ganz roth, ſtand und ſtand noch ein Bischen, und endlich flüſterte ſie: »ach, Du weißt's ſchon, Tannenmann!« — Danach wendete ſie ſich raſch von ihm ab. Der Tannenmann aber ſprach: »ich weiß, wo Deine Gedanken ſind! ich ſend' ihm ein Vöglein ſchnell wie der Wind, das ſoll ihm ſingen ſo ſpät als früh, denke mit treuer Liebe an ſie!«

»Und wie der Tannenmann nun von dannen gegangen war, begann der Vater dem Kinde zu

erzählen, wer er sei und wo sie sich befänden. Es war ein trauriger Ort. Es waren die Bergwerke in dem kalten Sibirien, in die der strenge Kaiser von Rußland die Menschen verbannt, wenn sie nicht seinen Willen thun. Was aber der Vater gethan hatte, das ging im Grunde den Kaiser gar nichts an. Der Vater war ein deutscher Musiker gewesen und sehr gewaltig in seiner Kunst, so daß jedes Herz sich ihm zuwendete, wenn er den Saiten seines Instrumentes die sanften, liebeseligen Klänge entlockte. Weil er nun berühmt worden durch die ganze Welt, hatte ein reicher, russischer Fürst ihn in seine Dienste genommen. Dem sollte er seine trüben Stunden erheitern mit seiner Musik. Der Fürst aber hatte ein achtzehnjähriges Töchterlein, das hieß Aninka, und wie der Fürst heitrer und heitrer wurde bei des blonden Heinrichs Spiel, so wurden Aninka und der Heinrich immer trauriger, bis die Prinzessin so blaß und der arme Musiker so herz-

gebrochen waren, daß die Menschen meinten, die könnten Beide nicht mehr lange leben.«

»Da schlich sich eines Abends der blonde Heinrich fort aus dem hellen Saal des Fürsten und ging in den Garten, Luft zu schöpfen in einen grünen Tannenhain. Er hatte unter der schönsten Tanne des Wäldchens die Prinzessin oftmals sitzen sehen. Es währte auch gar nicht lange, so kam die schöne Aninka selbst herbei, und wie die beiden traurigen Menschen sich so allein fanden, da hätte man denken sollen, nun werde Jeder doppelt traurig werden, es geschah aber gerade das Gegentheil. In allen Beiden schlug es auf wie ein helles, lichtes Freudenfeuer in sommerwarmer Johannisnacht, und sie sanken sich in die Arme und schwuren sich Treue bis in den Tod, und daß sie alle Abend wiederkommen wollten auf diesen stillen Fleck.«

»Das thaten sie auch und wurden Beide wieder fröhlich und gesund. Der Doctor meinte,

der Geruch des Tannenharzes sei es, der Aninkas Augen wieder strahlen und ihre Wangen wieder glühen mache. Was weiß denn auch solch ein Doctor von dem Lebensbalsam, der sie ließ gesunden. Der Geist des Tannenbaumes aber wußte es und freute sich darüber. Er gewann den Heinrich und die Aninka lieb wie seine Kinder, denn die Geister der Natur haben ihre Lust daran, wenn Mann und Weib sich zusammenfinden in der rechten Liebe. Und wie der Tannenbaum zu merken begann, daß die dummen Menschen scheel sahen auf das Glück der Liebenden, da trat er vor sie hin und nahm sie ganz in seinen Schutz und versprach ihnen, sie nicht zu verlassen in Noth und Tod, wenn sie ihm vertrauen und ihm Alles sagen wollten.«

»Und die Noth ließ nicht auf sich warten. Noch waren nicht zwei Sommer und zwei Winter hingegangen über des Tannenbaumes Wipfel, als die schöne Aninka und der blonde Heinrich

gar sorgenvoll beisammen saßen unter seinem Schatten. Denn Aninka war des Heinrichs Weib geworden, und es konnte nicht mehr lange währen, so mußte des blonden Heinrichs Kind von ihr geboren werden, das sein Leben empfangen hatte in dem stillen Hain. Und wie Aninka so bitterlich weinte über das Loos des armen Ungebornen, und der schöne Heinrich so traurig vor ihr kniete, ihre Hände zu küssen und sie zu beruhigen, da versprach der Tannenmann, er wolle des Kindes warten, es nie verlassen und Alles zum Guten führen, am allerletzten Ziel. »Aber,« sagte er, »Euer Weg ist hart und das Ziel ist noch weit, es droht Euch viel Kummer, viel Herzeleid!«

»Und wie er gesagt hatte, war Alles gekommen. Der Fürst hatte seines Zornes kein Ende gekannt, als ihm das Geheimniß der Liebenden entdeckt wurde. Er hatte Aninka in ein Kloster geschickt, und den blonden Heinrich dem

Urtheil des ſtrengen Kaiſers übergeben, und in den Wipfeln des Tannenhaines hatte es ſchmerzlich geklagt, mit Aechzen und Stöhnen, wie man die Liebenden fortgeführt hat, nach verſchiedenen Himmelsgegenden. Der Heinrich iſt darauf nicht wieder gekommen an das Tageslicht und die ganze Menſchenwelt hat ihn vergeſſen, nur die treue Liebſte nicht, und der treue Tannenbaum, der hat auch ſein Wort gehalten.«

»Er hat ſeine Zweige emporgeſtreckt zu des Kloſters Fenſter, als Aninkas Kind geboren worden, und hat ſie ſanft herabgehoben mit dem Kinde, und ſie haben es zuſammen zur Frau Pfarrerin gebracht über das weite Meer, und über Eis und Schnee. Danach hat er Aninka wieder in ihr Kloſter geleitet und iſt zurückgekehrt, Wache zu halten vor des Kindes Haus bei Tag und Nacht. Und wenn das Kind geſchlafen hat in ſicherer Hut, iſt er Boten gegangen zwiſchen Vater und Mutter, und hat ihnen

gesagt: »Euer Kind lebt, also verzagt nur nicht am Leben!« und hat der Aninka gesagt: »der Heinrich ist noch schön und liebt Dich noch!« und hat den Heinrich getröstet mit der treuen Liebe seines fernen Weibes. Er ist ihr Ein und ihr Alles gewesen, wie ein rechter Freund es soll.«

»Das hat denn so gewährt, bis er der armen Christel Kummer wahrgenommen an jenem Weihnachtsabend. Da ist sein Herz übergequollen, denn das Kind hat er nicht leiden sehen können. Und er ist zur Mutter ins Kloster gegangen und hat sie gefragt: »zu wem soll ich sie bringen, nun, da sie so einsam ist auf der Welt?« — Die Mutter hätte sie gern gehabt, aber sie hat an den armen Vater gedacht und gesagt: »Ich habe doch das Sonnenlicht und die schöne überirdische Welt, ich will geduldig warten. Bring sie nur dem Vater, dem lieben Heinrich, der einsam unter der Erde leben muß um meinetwillen. Mein Kind wird ihn lieben wie ich, das soll

ſein Sonnenſchein werden, bis er einſt an's Licht kommt und zu mir!«

»Der Tannenmann hat das treulich ausgeführt, und von da ab iſt die Chriſtel bei dem Vater geblieben. Kein Menſch hat ſie ſehen können außer ihm, denn der Tannenmann hat ſie unſichtbar gemacht für jeden Andern. Wenn aber der Vater Abends heim gekommen von des Tages ſchwerer Arbeit, dann iſt Chriſtel dageweſen und ſie haben beiſammen geſeſſen in der heimlichen grünen Tannenſtube. Da hat der Vater ihr erzählt von ſeinem Leben und von der ſchönen Mutter, und hat ſie viel gelehrt von Kunſt und Wiſſenſchaft, denn er verſtand ſehr viel, nicht bloß in der Muſik, ſondern auch in vielen andern Dingen, und Chriſtel hatte Nichts gelernt gehabt in ihrem Dorfe. So ſind denn die Tage hingegangen in lieber Gemeinſchaft einer wie der andere. Wenn aber der Mond ſeinen Lauf vollendet hatte und das Neulicht glänzte, dann kam der Tan-

nenmann mit Kundschaft von der Erde und erzählte wie die Mutter lebte, und brachte bald eine Blume mit, bald eine Frucht aus ihrem stillen Klostergarten. Und wenn er dann fortging und Christel ihm so bittend in die Augen sah, dann sagte er ihr im Stillen auch vom Bernhard Etwas.

»Und was war da nicht Alles zu berichten! Erst war er Student geworden, dann gar Candidat, und nun sollte er seine Probepredigt halten, und immer und immer hatte er die kleine Christel nicht vergessen, die so wunderbar von der Erde verschwunden war, daß kein Seelenmensch enträthseln konnte, wohin sie eigentlich gerathen sei. Die Leute meinten Alle, sie habe sich das Leben genommen oder so Etwas, aber der Bernhard glaubte nicht daran, er wußte schon weshalb. Sein Tannengrün von Christels Ringlein war immer frisch und glänzend geblieben, wie sollte da sein Liebstes denn gestorben sein? Ja!

als es nun immer näher und näher an die Probepredigt gegangen, da war es ihm vorgekommen, als wären die unterſten Nadeln des Tannengrüns größer geworden, freilich nur ein ganz klein Bischen, aber man hatte es doch ſchonſehen können, und der Bernhard hatte faſt nicht mehr geſchlafen vor Freude und vor Verlangen.«

»Endlich, wie er denn Alles überſtanden hatte und geprüft worden war und zum geiſtlichen Stande tüchtig befunden, da hatte er ſein Hab und Gut zuſammengepackt in der Stadt, und Alles auf den Wagen laden laſſen, den der Vater ihm hineingeſchickt. Dann hatte er ſo ſeelenfroh Abſchied genommen von den Freunden, daß es denen ordentlich recht häßlich von ihm geſchienen. Ihn aber hatten die Freunde Nichts gekümmert, er hatte an was Beſſeres gedacht. Das Tannengrün hatte über Nacht zwei prächtige hellgrüne Schößlinge, ſo rechte Herzblätterchen entfaltet. Die leuchteten ihm in die Augen,

und er wußte ſchon, was er nun zu thun habe. Er wollte, wenn er die Predigt gehalten haben würde in ſeines Vaters Kirche, weit fortgehen in die Welt und nicht eher wiederkommen, bis er die Chriſtel gefunden und das Tannengrün an ihr Ringlein geſteckt haben würde.«

»Wie er dann nun nach Hauſe gekommen in ſein Dorf, war Abends ſein erſter Weg zum Wittwenhauſe geweſen. Da hat der alte Tannenbaum geſtanden, und die Zweige und Aeſte haben ihm Alle ſo vertraulich zugenickt, daß er ſich nicht hat helfen können. Er hat den Baum umſchlungen und ihn geküßt, wie er die Chriſtel einſt geküßt beim Scheiden. Als er das gethan, war es ihm geweſen, als fühlte er ordentlich ein Herz ſchlagen an dem ſeinen, und es war doch nur der Baum. Aber das hatte er ganz deutlich gehört, daß Einer neben ihm mit Chriſtels ſanfter Stimme gerufen: »Halte feſte, halte feſte, wie

der Baum die Aeste, wie der Ring den Demant, mich und Dich trennt Niemand!«

»Niemand!« hatte der glückselige Bernhard laut jubelnd wiederholt, und blitzschnell hat der Tannenmann das Wort der Christel zugerufen, und von ihrem Herzen ist alles Blut so freudig durch den Körper geströmt, daß zwei heiße Tropfen in das Ringlein gedrungen sind und das Gold braun gefärbt haben wie des Baumes Rinde. Als die Christel das gesehen, ist sie aufs Knie gesunken und ihr Vater mit ihr, denn nun ist die Erlösung nahe gewesen.«

»Und noch am selben Tage ist eine stolze Carosse vorgefahren vor der einsamen, schaurigen Pforte des Bergwerkes in Sibirien. In der Carosse hat eine schöne Frau gesessen, tief in Trauergewänder eingehüllt, deren Augen haben fast unirdisch geleuchtet vor Freude und vor Glück. Die vornehme Dame hat dem Aufseher der Bergwerke ein Schreiben übergeben, in dem hat es

gestanden, daß die Prinzessin Aninka sollte in die Gruben geführt und ihr ein Gefangener frei gegeben werden. Wen die sich aber herausgeholt, das ist nicht schwer zu rathen.«

»Danach haben die glückseligen Beiden in der Stadt gewartet, bis der Tannenmann ihnen ihre Tochter nachgebracht hat, die er eben so ungesehen fortgeführt, als er sie hingetragen, und Christel hat vor der schönen Mutter Augen gestanden, so schön als die selbst, und Beide erschauernd in Freude. Dann sind sie Alle in einen Postwagen gestiegen und immer fort gereist bis sie heraus waren aus dem Reich des Kaisers und angelangt sind in dem Dorfe, da Christel drin erwachsen war.«

»Das ist an einem schönen Maimorgen geschehen, und tiefe Sonntagsstille hat über dem Dorfe geruht. Auf den blauen Meereswellen haben sich die Möven so sanft geschaukelt, wie oben die weißen Wölkchen am Himmelsblau,

und wie die Glocken zur Kirche geläutet, ſind nicht nur alle Menſchen hervorgekommen aus ihren Häuſern, ſondern auch die Primeln, Schneeglöckchen und Schlüſſelblumen haben aus der braunen Erde hervorgeſehen, als wollten ſie auch ihren Antheil haben an der ſtillen Sonntagsfeier im ſchönen Frühlingswetter.«

Und als der Predigtamtscandidat Bernhard auf die Kanzel geſtiegen iſt, ſeine Probepredigt zu halten, ſind noch ganz zuletzt drei vornehme Fremde in die Kirche gekommen: ein Vater und eine Mutter mit einer wunderſchönen Tochter. Alle Leute haben ſie angeſehen, Niemand hat ſie gekannt. Nur Einer, der hat's errathen. Der hat unter den ſeidenen Kleidern und unter dem Spitzenſchleier das treue Herz ſeiner Chriſtel und die geliebten in Freudenthränen überſtrömenden Augen ſeines Mädchens geſchaut, und hat ſo hoch begeiſtert und ſo jubelvoll gepredigt von dem Vertrauen auf Gott und

auf treue Liebe, und von den wunderſamen Wegen der Vorſehung, daß die ganze Gemeinde ihn einſtimmig erwählt hat zu ſeines Vaters Herrn Adjunctus.«

»Wie das ausgeſprochen worden, iſt große Freude geweſen, und noch in der Sakriſtei ſind die Eltern mit der Chriſtel herangetreten an den Bernhard, und der Pfarrer und die Pfarrerin haben gar nicht begreifen können, was das zu bedeuten hätte, daß der Bernhard ſich mit dem wildfremden, ſchönen Mädchen vor ihnen hingekniet hat, um ihren Segen zu erbitten. Nachher, als ſie die Wahrheit erfahren, da hat der Pfarrer und das ganze Dorf mit einem Male geſehen und geſagt, daß es mit der Chriſtel doch immer etwas ganz Beſonderes geweſen ſei. Der Ton aber, mit dem ſie es geſagt haben, iſt ganz anders geweſen, als wohl ſonſt vor Jahren.«

»Und um Weihnacht hat das junge Ehepaar, der Bernhard mit ſeiner Chriſtel, im Pfarrwitt-

wenhause gewohnt. Das hat die Prinzessin einrichten lassen wie ein kleines Feenschloß, und die Beiden haben sich erzählt von ihrer Kindheit und von ihrer Jugend, und haben sich eben anschicken wollen auf das Schloß zum Weihnachtsbaume zu gehen, denn die Prinzessin hatte das Gut gekauft, und sie und der blonde Heinrich haben in dem Schlosse gewohnt. Unter dem Erzählen hat es aber an die Thüre geklopft, ein gutes, vielbekanntes Gesicht hat hineingeschaut, und der Tannenmann ist da gewesen, mit einem großen, großen Korbe auf dem Rücken. Den hat er auf den Tisch gesetzt, und wie Christel hineingeguckt, hat sie unter dem weiß beschneiten Moose schneeweiße kleine Hemdchen, Häubchen und Röckchen liegen sehen, die er ihr zum Geschenk gebracht. Davor ist die Christel ganz roth geworden, hat ihren Kopf an Bernhards Brust gelegt, der hat den lieben Kopf recht herzlich geküßt und der Tannenmann hat gesagt: »Nun ist Alles wohl

vollendet, was sich liebt, hat sich gefunden, Tannengrün und goldenes Ringlein sind für immer nun verbunden!« — Und wie Christel das goldene Ringlein angeschaut hat, hat das Tannengrün wirklich wieder fest daran gesessen und ist nicht davon abzubringen gewesen, mit keiner Macht der Erde.«

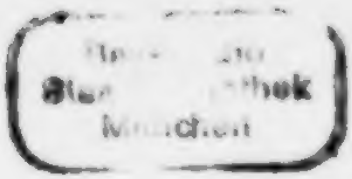
»Die Eheleute haben aber den Tannenmann geküßt wie einen rechten alten Großvater und sind sehr, sehr glücklich gewesen, den Tag und alle Zeit. Und wenn sie nicht todt sind, leben sie noch!« —

So schloß Anna ihre Erzählung. Constanze aber sprang auf, sie zu umarmen und ihr zu danken. »Welch eine süße, liebliche Erinnerung an Kindheit und Jugend ist solches Mährchen,« rief sie, »und wie viel Freude haben Sie uns damit gemacht. Wo finden wir nur den schützenden und helfenden Tannenmann, der uns wieder zu so

glücklichen Stunden zusammenführt, als wir sie hier mit Ihnen genossen haben?«

»In unserm festen Willen, liebe Constanze!« sagte ihr Mann.

»Oder in dem Gefühl von der Nothwendigkeit, uns wiedersehen zu müssen!« meinte der Commerzienrath.

Alwyn aber schüttelte den Kopf: »Nichts da von Willen und von Nothwendigkeit!« sagte er. »Was richten die aus, wenn eiserne Unmöglichkeiten sich vor uns aufthürmen. Beim Scheiden ist Nichts tröstlich, als die Gewißheit, das gehabte Glück in jedem Augenblicke so voll und bewußt genossen zu haben, daß man werth ist, es noch einmal zu genießen. Daran lassen Sie uns halten. Kein Lebewohl also, wenn wir uns übermorgen trennen. Nur eine fröhliche Erinnerung an unser schönes, hiesiges Beisammensein, und dann ein hoffnungsfreudiges: auf Wiedersehen!«

Und als der Trennungsmorgen kam, that man, wie Alwyn es verlangt hatte, ohne deshalb die Thräne zurückdrängen zu können, die dem Auge entſtrömte bei den lieben Erinnerungen, bei dem bangenden: »auf Wiederſehen!«